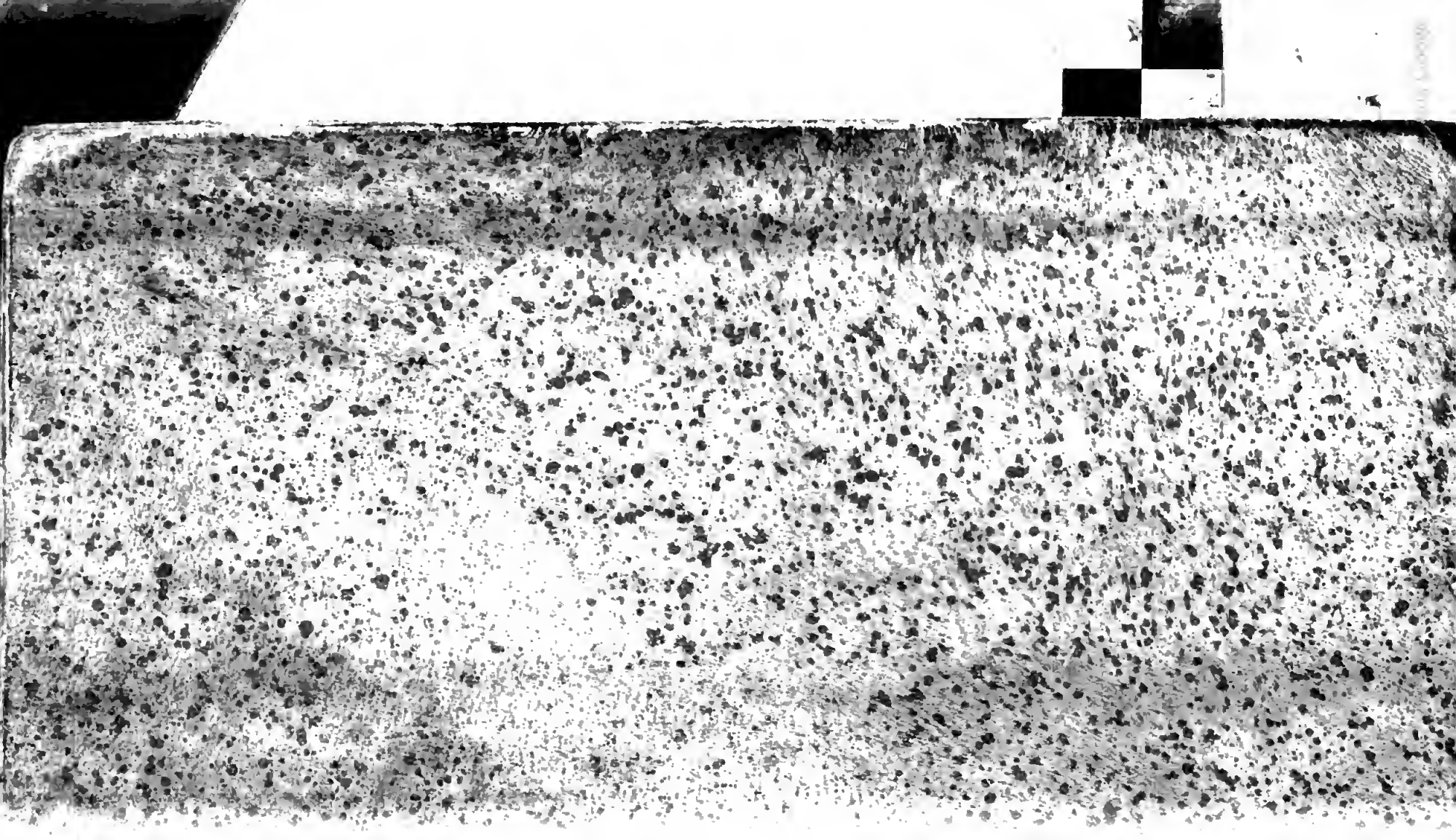


odní knihovna ČR
orické fondy
G 10 1796/Bd.1
Národní knihovna
1003127683

XXVIII
G 10

Der Neue Teutsche Merkur

vom Jahre 1796.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Erster Band.

Weimar 1796.

Der neue Teutsche Merkur.

1. Stück. Januar 1796.

I.

Der Teutsche Lovelace.

(S. N. T. Merkur 1795 11. Stück, N. I.)

15. Brief.

Eduard an Ferdinand.

N. den 20. Jun.

Es giebt in Sachen der Politik zweyerlei Wege ein Geschäfft einzuleiten. Der eine ist der Weg des Verstandes, der für gewöhnliche Menschen gehört; der andere mag der Weg der Thorheit heißen, und der taugt nur für außerordentliche Geister. Ich habe von Natur einen Hang zum zweyten, welches anzuzeigen scheint, entweder — daß ich ein großes Genie, oder daß ich ein großer Queerkopf bin. So viel ist klar, wer Leute, die auf ihrer Huth sind, zu Narren haben will, muß damit anfangen, ihnen in der Narrheit vorzuleuchten; — eine Kunst, worin die Welt nie einen bewundernswürdigern Meister gesehen hat als meinen Freund Ol. Krom-

well, und nie so mitleidswerthe Stümper als die Herren vom Nazionalkonvent, einen einzigen ausgenommen.

Daß ich meine Absichten auf Wilhelminen mit so vielem Geräusche ankündigte, hat seine guten Gründe gehabt, an deren Aufzählung und weiterer Entwickelung Du deinen Scharfsinn und dein Geschick zur Staatskunst gelegentlich versuchen kannst. Was indessen sogar über meine Erwartung günstig auszuschlagen scheint, ist eine Verschwörung, die sich bereits gegen mich entsponnen hat, und woraus ich nicht weniger Vortheil zu ziehen gedenke als Mazarin aus der Kabale der Importanten. — Meine Schöne, ihr witziger Herr Gemahl, die sinnreiche Baronin von G. und mein zärtlicher Freund Franken haben sich, wie es den Anschein hat, die Hand darauf gegeben, mir den Sieg, so viel an ihnen liegt, streitig zu machen. Es ist immer schön und verdient Aufmunterung, wenn ein Gegner nur Muth zeigt. Ich unterlasse daher nichts was fähig ist, ein so rühmliches Vorhaben zu unterstützen, und habe meine Lust daran, die Leutchen sich immer tiefer in ihren eigenen Stricken und Schlingen verfangen zu sehen, bis ich am Ende dazwischen springen werde, den verwickelten Knoten mit einem herzhaften Streiche zu lösen.

Freund Franken ist auch wirklich schon so zahm geworden, daß ich ihn nächstens auf meiner Stube erwar-

erwarte, wo Du ihn wirst zu meinen Füßen liegen und mir seinen Dank in heißen Thränen darbringen sehen; denn er hat ein gutes Gemüth. Ich gestehe auch, daß er einige Ursache hat erkenntlich zu seyn. — Du erräthst mich nicht? So höre!

Es ist ein Grundsatz — den Du Dir zum Behuf der Theorie merken kannst — in Sachen von Wichtigkeit, (es sey, einen Thron zum Fallen zu bringen, oder ein Weib) so bald der erste Anstoß geschehen ist, sich in den Rang der zweyten Rolle zurück zu ziehen, und eine Zeit lang bloß zum Vortheil seiner Nebenbuhler zu arbeiten. In Betrachtung dessen hatte ich, sobald ich nur des ersten Eindruckes versichert war, nichts angelegneres zu thun, als Wilhelminen mit ihrem jungen Freunde auszusöhnen; und noch bis zu dieser Stunde verfehle ich es nicht, den Wünschen seines Herzens, so weit es dienlich ist, Vorschub zu leisten. — Du hast schon manches von Wilhelminens Talenten zur Tanzkunst gehört. Davon aber weißt Du nichts, daß mein junger Herr eine Puppe ist wie gedrechselt, und daß, so oft sich eine Geige regt und ihn sonst nichts irre macht, ihm all sein Witz stracks in den Beinen sitzt, (wovon, ich meine vom Witze, er freylich nicht viel übrig hat) so daß er sich, in dem Punkte, nicht übel zu Wilhelminen schickt. Denn überhaupt versteht es sich, daß nur die Weiber tanzen, und die Männer bloß auf zwey Füßen neben her gehen, oder wenn es hoch kommt auf Einem Fuße, wie andre

Gänse auch. Nun ist es ein zweyter Grundsatz, (oder vielmehr ein Geschenk des Himmels; denn wem es nicht gegeben ist, der erwirbt es nicht) daß ein Mann, wenn alles um ihn brennt und in Flammen steht, kalt bleibt wie Eis. Daher nippe ich nur, wenn meine Gäste trinken; und wenn alle Welt jählings durch einander fährt, sich drängt und stößt und die Hälse brechen will, so bleibe ich fest auf einem Flecke, und lasse die Augen gemächlich umher spazieren, um zu sehen was es giebt. Da ich wahrnahm, daß Wilhelmine den Tanz bis zur Leidenschaft liebt, so hielt ich es für Zeit mich dieses köstlichen Vergnügens zu entschlagen, oder höchstens manchmal davon zu nippen. Dafür bin ich unvermerkt in den Besitz gekommen, daß sie ihren Tänzer fast immer aus meinen Händen empfängt, und — ich sie ganz warm aus den Händen des Tänzers zurück; welches eine Anzahl von kleinen Künsten und Vortheilen in sich schließt. Franken zumal hat sich bisher weit mehr meiner Gunst zu erfreuen gehabt, als der Gunst seiner Schönen; denn es kostete nicht wenig, bis sie ihn nur wieder um sich leiden mochte. Nach und nach fangen die Kinder dennoch an, etwas freyer und traulicher mit einander zu thun, wie ich zu meinem Troste zu bemerken glaube. Meine Freude solltest Du sehen, meine boshafte Freude, wenn ich das holde Geschöpf einmal über einem neugierigen, oder verschämten, oder liebreichen Blick ertappe, den sie auf halbem Wege zwischen mir und ihm auf den Boden glitschen läßt, so daß es ungewiß

wiß bleibt, wem der Blick eigentlich galt! — Sie ist mein, Ferdinand, sie ist ohne Rettung mein; und sie soll keine Ahndung haben, daß sie es ist! Ich will die süße Frucht reifen und auszeitigen lassen, daß man die Hand hinhalten möchte, um sie darin aufzufangen.

Auf dem lezten Balle habe ich unsern Amoroso in einen arkadischen Schäfer umgestaltet, d. h. in einen feinen Bauernjungen à la Vestris, mit straffen Beinkleidern von weißer gestrickter Seide, und einem ditto Jäckchen mit dunkelgrünen Guirlanden, nebst einem Hütchen von schwarzem Taft, das etwas schief auf den braunen Locken sitzen muß. Ich hätte das nette Bürschgen vor mir auf einem Beine sich drehen lassen mögen, wie einen Kreisel; — denn ich putzte ihn zur Probe selbst heraus, und hatte eine Geschäftigkeit, als ob das meines Amtes wäre. Der Baronin war (durch meine Veranstaltung, wie Du vermuthen wirst) der Gedanke eingekommen, daß es artig wäre das Publikum mit einem kleinen Intermezzo zu überraschen. Der Plan ward bald gemacht. Unsere Kinder sollten in einem maskierten Tanze auftreten, den ich in Venedig von einer Mad. Vigano und ihrem Manne gesehen hatte, und wovon ich, in böslicher Absicht, mit wenigen aber lebhaften Zügen, eine verführerische Skizze hinwarf. Die Erfindung ist sehr einfach, aber von unendlich tiefem Sinne, wenn man den Schlüssel dazu hat. Ich ließ so viel davon durchschimmern, als erforder-

lich ist, eine entzündbare Einbildungskraft in Feuer zu setzen. — Die Damen betrieben die Sache erst sehr geheimnißvoll. Ich konnte das gut seyn lassen.

Am Vorabende sah man sich unverhofft genöthigt, meinen Rath über das Kostum einzuholen, und ich ward in Wilhelminens Kabinet eingeführt, wo ich die Baronin nebst ein paar schelmischen Kammermädchen beschäfftigt fand, die Toilette der Liebeskönigin machen zu helfen. — Wenn Du sie gesehen hättest! — — Sie hatte einen weißen Mantel von leichtem Seidenstoff umgeworfen, und glühte und zitterte, wie ein Schlachtopfer, in den Händen der Frauen, die eine zierliche Gruppe um sie bildeten. Ich trat näher; sie hatte nicht das Herz die Augen aufzuschlagen, und lispelte in einem höchst anmuthigen Tone etwas hervor, einen Gruß vermuthlich, wovon ich aber nichts verstand. Die Baronin ersuchte mich mit dem Anstande einer Priesterin, meinen Stuhl einzunehmen. Ich neigte mich schweigend; mit verschränkten Armen und dem scharfsichtigen Kaltsinne des Antiquars in den Mienen, setzte ich mich hin. — Der Mantel fiel.

Hast Du nie die junge Aglaia gesehen, wie sie ein moderner Meister mit einem Schein von Hülle umwebt, der gefährlicher ist als die ganze Nacktheit der Griechen? — So war sie. — Ich bin in Gefahr, mich in lauter mythischen Bildern und Gestal-

ten

ten aus einer andern Welt zu verlieren; denn ich habe keine andern, die Wahrheit zu bezeichnen. Welche Reitze! Welch ein lebendiges Spiel der tadellosen Umrisse und Formen! — Die Natur, mit allen Waffen der schlauesten Kunst ausgerüstet, brach in ihrer vollen Uebermacht auf mich ein. Ich hoffe, ich bin meiner selbst mächtig gewesen; denn die Baronin, die mich in dem Augenblick streng beobachtete, schien zu stutzen und über meine gleichmüthige Fassung erstaunt zu seyn. Mein Amt kam mir sehr zu Statten. Ich lobte mit Mäßigung, billigte vieles, verwarf einiges wenige, fand hier etwas wegzulassen, dort etwas hinzu zu setzen. — Wie sie vor meinen Augen, unter dem muthwilligen Spiel, dem Geflüster und buhlerischen Getändel der Zofen, in ihrer sittsamen Einfalt mit jedem Moment noch schöner, blühender, belebter erschien! Sie bewegte sich wenig, aber alles an ihr war von dem regsten Leben bewegt. Die Farbe ihres Gesichts wechselte öfters; ein geistvolles Lächeln schwebte um ihre Lippen; sie athmete einige Worte hervor, die ich nur halb vernehmen konnte. Ihre Blicke vermieden mich, aber manchmal schien sie gegen mich hin zu lauschen, und bey dem leisesten Laute in sich zusammen zu fahren. Eine Nadel streifte sie an der linken Seite. „Ach Scharlotte!“ flüsterte sie. Sie fuhr dabey mit der Hand gegen die Stelle, mit dem Ausdrucke eines gelinden Schmerzes, der sich in das sanftmüthigste Lächeln verlor. — „Ein Rosenstriemchen in Alabaster!“ sagte die Baronin neckend, indem sie

die Nadel wegnahm. — Ich fühlte den Ritz wie ein ziſchendes Eiſen in meiner Seite.

Als ſich die Mädchen anſchickten meiner Göttin den Gürtel anzupaſſen, und die jugendliche Kraft des Buſens gegen die engen Bande wuchs und wogte, ſtand ſie da wie die jungfräuliche Aurora. Ein hohes Inkarnat brannte auf ihren zarten Wangen, ihr Athem ſchien gehemmt, ihre unſicheren Blicke ſuchten die Erde; alle Wunder, von denen der trunkene Mund der Dichter ſchwärmte, ſchienen wahr zu werden, und der Zauber der Liebe die holde Geſtalt in hundertfältigem Lichte zu umgaukeln.

Teneri ſdegni, e placide e tranquille
Repulſi, cari vezzi, e liete paci,
Sorriſi, parolette, e dolci ſtille
Di pianto, e ſoſpir tronchi, e molli baci. —

Sie bemerkten nicht, daß ich mich wegkehrte und nach Luft ſchnappte, um einen Strom innerer Gluth zu erſticken, der mitten durch den heuchleriſchen Ernſt auf meiner Stirne durchzubrechen drohte. Ein Glück ohne gleiches rettete mich. Die Toilette war geendigt. Auch vernahm man bereits die Violinen und Hörner vom benachbarten Konzertſaale, wo die Probe des Tanzes gegeben werden ſollte. Franken trat herein, geſchmückt wie ich ihn dir beſchrieb, und leichtfüßiger als der göttliche Achill. — Der Ausdruck in Werners Fyſiognomie war merkwürdig. Er blieb, mit einer Miſchung von Wohlbehagen und ruhigem

Erſtau-

Erstaunen, in einiger Entfernung stehen; ein milder Ernst, wie ich ihn nicht an ihm gewohnt bin, veredelte seine überaus regelmäßigen und sprechenden Gesichtszüge. Ich glaube der Mann hat Augenblicke, wo er über die Kühnheit erschrickt, einen solchen Engel zum Weibe zu haben.

Franken war sehr mäßig gerührt. Eine gewisse selbst genügsame — Verlegenheit, oder wie ich es sonst nennen soll, hatte ihm ein wenig stumpf und albern gemacht. Was für ein Gehirn muß man seyn, wenn man bey einem solchen Anblick an sich selbst denken kann! — Wilhelmine ward durch den Eintritt der beiden Männer gleichsam in Freiheit gesetzt; sie trat munter hervor, und zeigte sich mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit. Die zitternde Scham, die sie ängstigte, als ich noch allein vor ihr saß, war verschwunden, und schien dem Leichtsinne der Unschuld Platz gemacht zu haben. — Ich schöpfte Athem aus voller Brust; und die Baronin, die sich dem schönen Hirtenknaben genähert hatte, schmeichelte ihm mit der feinsten Ironie, die der junge Herr mit einer recht anmuthigen Bescheidenheit erwiederte.

Sie führten oder trugen Wilhelminen an den bestimmten Ort, wo schon die Instrumente den Ton angaben, in welchem sich die Scene eröffnen sollte. — Wir nahmen unsere Plätze ein, während die Baronin mit dem Tänzerpaare auf einen Augenblick verschwand. — Das Ritornell fiel ein.

Eine

Eine Schäferin, von ihrem Damon verfolgt, erscheint in einem raschen Wechseltanze, der einen verliebten Zwist ausdrückt. Die Pantomime verräth das verwegene Glück des Knaben, dessen sich die Schöne mit einem naiven Trotz erwehrt. Die zärtliche Begier beflügelt und hemmt seine Schritte, welche nach einem genau bezeichneten Rhythmus abgemessen sind. Sie scheint in halb verschlungenen Kreisen, indem sie flieht, den Schäfer nachzuziehen. Ein kecker Griff der Hand, der die Myrtenkrone in ihren Haaren bedroht, unterbricht das schöne Spiel. Der mädchenhafte Stolz ist empört; sie flieht nicht mehr; ihr Auge blitzt vor Zorn. — (Ach Wilhelmine! — Ich hatte das sanfte Geschöpf noch nie zürnen gesehen.) Der junge Hirt erschrickt und steht betreten da. Sie weiset ihn gebiethérisch von sich. Er bittet, er fleht, er sinkt auf ein Knie; — sie wendet sich mit einer verwerfenden Geberde von ihm. Die Musik begleitet ihre Bewegungen, und vereinigt kunstreich das verschiedene Zeitmaß der Tänzer. Indem die Schöne auf der einen Seite, in jungfräulichem Frohsinn, mit flüchtigen Tritten dahin schwärmt, zieht sich der Schäfer von der andern in einem gehaltenen Schritte zurück, der seine Niedergeschlagenheit bezeichnet. Wie sie sich im halben Bogen wendet, begegnet sie in der Ferne seinen Blicken. Sie stutzt, sie lächelt. Die volle Sehnsucht der Liebe spricht aus seinen Mienen und Geberden. Sie schüttelt den Kopf, indem sie der Tanz vorbey führt; und das vorige Spiel geht noch

durch

durch einige Takte fort. Bey einem zweyten Zusammentreffen hält sie schwebend inne; sie lächelt mit Muthwillen, — sie winkt ihm. — Er fliegt zurück, und nach einem lebhaftern Tempo hebt der verführerische Kettentanz von neuem an. In dem Momente, da der Schäfer nach der Myrte greift, scheint sie ihr freywillig entfallen zu wollen — Er hält die Myrte. — Das süße Erschrecken, die lockende Angst, das zitternde Verlangen des Mädchens vermischt sich in dem lieblichsten Gewirre mit der Freude, dem Jubel, dem siegenden Uebermuthe des Knaben, und halb schwebend halb getragen, verschwindet sie mit ihm, die schönste Beute der Liebe.

Wenn es doch keine müßigen Menschen in der Welt gäbe! — Ich bin unterbrochen worden, von so einem steifen, dünnwadichten, fein gepuderten Kerlchen, mit weißen Augenbrauen und einer zugespitzten Kannengießernase, der mit seinen Einsichten auf allen Kaffehäusern und Assembleen Handel treibt, und mir von nichts zu reden weiß als von französischen Assignaten, der Habeas-corpus-Akte, und dergleichen Possen, woran kein beschäfftigter Mann Zeit hat zu denken. Hole ihn der Henker! Du solltest noch gar feine Dinge hören, und namentlich etwas, das aussieht — Höre, hältst Du nichts von Erscheinungen? — Ich wollte ich hätte nur halb so viel Hasenblut im Leibe, oder nur halb so viel alten Christenglauben, als mein Freund und

Meister,

Meister, der Kardinal von Retz. Denn ich bedünke mich, den Teufel in leiblicher Gestalt gesehen zu haben, so gut als er, ohne nur einmal inwendig erblaßt zu seyn, was der geistreiche Bruder Liederlich von sich nicht sagen konnte. — Ein andermal davon! — Nun ist die Zeit um, und ich habe alle Hände voll zu thun. — In der That, ich besorge manchmal, der Kopf möchte mir unter diesem reizbaren Abderitenvölkchen selbst noch wirbelnd werden. Was die Ausführung unsers kleinen Ballets auf die hiesige schöne Welt für eine Wirkung gethan hat, ist nicht leicht zu beschreiben. Seit dem Tage sind alle unsere Spießbürger Arkadier geworden, und die Weibsen treten nicht mehr so vollwichtig auf als sonst, sondern trippeln und wackeln nach besonderen Weisen, etwa wie junge Enten oder Truthühner, die noch nicht flücke sind und die Schwungkraft ihrer Fittige versuchen wollen. Da ist meine Hausfrau, eine stämmige wohlbeleibte Blondine von fünf und vierzig, die noch Ansprüche macht, und sich sogar wundern soll, was Mr. Klifford an gewissen andern Personen gefunden haben will. Ich hatte heute Morgen etwas an sie zu bestellen. Als ich ins Zimmer trat, fand ich sie vor ihrem Spiegel figurierend, und hatte Zeit ein prächtiges à plomb zu bewundern, wobey sie das eine Schenkelchen gar zierlich in die Luft streckte, wie der große Winkelhaken in eines Tischers Werkstätte. Sie sperrte ihre freundlichen Augen auf, da sie mich erblickte, und wurde roth bis über die Ohren. — Mum! Das gemahnt

mich

mich auf einem Gesichtgen von fünf und vierzig, wie ein Nordschein. Wenn sich's manche Leute nur nicht merken ließen, das es zweyerley Geschlechter giebt!

II.

Wort und That.

Ein Dialog.

Der Unbekannte (im Eintreten.) Stöhr' ich Sie?

Der Einsiedler. Ich heiße Sie willkommen.

Der Unbek. Dank für diese freundliche Aufnahme die ich nicht hoffte!

Der Eins. Und warum nicht?

Der Unbek. Man nennt Sie den Einsiedler —

Der Eins. Doch nicht den Menschenfeind?

Der Unbek. Beydes grenzt oft so nah zusammen. —

Der Eins. Oft ist nicht immer! Ihre Fysiognomie verräth zu sehr den geistvollen Menschenkenner, um Ihnen nicht auch die Kenntniß dieser Wahrheit zuzutrauen, die so wichtig unter den Menschen ist.

Der

Der Unbek. Sie kannten die Menschen, eh Sie solche flohen?

Der Eins. Der Menschenfeind würde Ihnen mit Bitterkeit antworten. Meine Antwort ist: ich floh sie nie.

Der Unbek. Und sind doch Einsiedler!

Der Eins. Scheut Menschenliebe die holde Einsamkeit? Sie verließ mich nie, wenn schon Verhältniß und Zeit mich von der Menge schieden.

Der Unbek. Rechnen Sie mich nicht zu der Menge, wenn ich gleich zu den Neugierigen zu gehören scheine.

Der Eins. Ihre Neugierde wird selbst ihre Foderungen bestimmen.

Der Unbek. Ich wollte den Mann kennen lernen, der so vortreflich spricht, ohne zu handeln; der sich der Wahrheit, des gemeinen Besten so edel annimmt, und doch seiner Ruhe nicht entsagt; der mit hoher Wärme für Tugend und Gutes jeden Zauber der Beredsamkeit aufbietet, aber losgerissen vom thätigen Leben, den schönen Bildern seiner Schöpfung nicht den Hauch der Thatkraft mittheilt.

Der Eins. Mein Herz verhindert den Geist, da Ironie zu sehen, wo es nur Edelmuth fühlt.

Ich

Ich fasse Ihren Entzweck: ich denke, auch Sie werden meine Antwort fassen.

Der Unbek. Ich kam Sie zu empfangen.

Der Eins. Der erste Moment der Erkenntniß weckte meine Seele zum heißen Drang nach dem Guten, Schönen und Großen. Ich suchte es mit reiner Seele auf, und wenn meine Ueberzeugung mir sagte, daß ich es gefunden, hing ich mit glühender Liebe daran. Der Jüngling theilte seine enthusiastische Schwingung mit, und bald konnte der Mann den Kreis der Mittheilung erweitern. Ich wirkte; auch giebt mein Herz mir das Zeugniß reiner Wirksamkeit. Ich wirkte bedeutend. Wohl und Weh von Tausenden war in meinen Händen, und diese Ruhe der Einsamkeit ist durch lange Unruhe der Vorzeit erkauft.

Der Unbek. Wohl dem reinen Käufer!

Der Eins. Meine Bahn lief zu Ende. Noch war ich jung und rüstig, noch gebrach es mir nicht an Kräften, an Muth und Hingebung — aber Verhältnisse rissen den Faden ab. Ich war wieder nichts als Privatmann.

Der Unbek. Das heißt Mensch ohne Entfremdung!

Der Eins. Ach, ist der vorhanden? Wo sind die Grenzen der Menschheit? Wo sind nicht ihre Lasten! — Doch zu meiner Geschichte! Die Verhältnisse, welche mich von der öffentlichen Thätigkeit in meinem Vaterlande entfernten, untergruben auch jedes andere Band meines Daseyns. Ich riß mich los, und floh hieher.

Der Unbek. Um Glück und Ruhe wieder zu finden.

Der Eins. Ich fand sie. — Dies freundliche Thal gab mir Wohnung und Genuß der Natur. Ich lernte meine Nachbaren kennen; sie liebten mich; ich rieth und half ihnen, so oft sie's bedurften, wie ichs vermochte. Den Unglücklichen zu trösten, den Leidenden zu erquicken, mit dem Fröhlichen mich zu freuen, Jedem zu nutzen, das war mein Geschäft; ist es noch, wird es bleiben. Liebe beseligt mein Herz, und an ihrer Hand kehrt die Freundschaft in dasselbe ein.

Der Unbek. Glücklicher Einsiedler! Wußte ich Ihre Geschichte früher, so —

Der Eins. So fragten Sie nicht? — Nein, mein unbekannter Freund; dabey hätt' ich verlohren. Ich danke Ihnen für Ihre Frage; aber noch ist meine Antwort nicht vollendet.

Der Unbek. Ich ahnde ihren Ausgang.

Der Eins. So wirkte ich als Privatmann, wie ichs Ihnen erzählte: aber noch hatte ich Pflichten gegen mein neues Vaterland. Sein Wohl mußte mir am Herzen liegen; erkannte Wahrheit zu sagen, wurde mir also Gesetz. Ich verletzte nie das Gesetz meiner Ueberzeugung. Sie ist die Aegide des reinen Menschen, denn sie ist das Kind der reinen Harmonie zwischen Herz, Geist und Willen.

Der Unbek. Das seltne Kind einer seltnen Mutter!

Der Eins. Ich erhob mithin die Stimme, wenn mich Ueberzeugung dazu anfoderte; ich thue es noch. Ist ein wichtiger Fall aufzuklären, so biete ich bescheiden die wenigen Funken, die ich besitze, zum allgemeinen Lichte. Ist Wahrheit zu verbreiten, Vorurtheil zu zerstreuen, so suche ich jener Raum zur Annäherung, diesem zur Flucht zu verschaffen. Ist zu warnen, so wird mein Mund der Wiederhall meines besorgten Herzens. Noch immer hängt es innig am Guten, Schönen und Großen. Wer könnte auch dem Zauber dieser Seelen des Weltalls entsagen, wenn er ihn einmal empfand! Mein Hang, meine Stimmung sind unverändert; aber verändert ist meine Lage, und mit ihr muß mein Betragen es seyn.

Der Unbek. Wie wenig kennt Sie die Menge! Der Neugierigen wären sonst mehr.

Der Eins. Ich bin, um auch der Menge zu nützen; sie ist für mich nicht. Neugier reitzte mich nicht, nur das Vergnügen das Gute zu thun, welches ich liebe. Sonst befahl ich, oder hatte doch die Mittel zur Hand, welche schnell und wirksam die öffentliche Meinung lenkten; jezt hab' ich nur meine Stimme. Sonst konnt' ich Zeit und Wirkung berechnen; jezt kann ich nichts berechnen als meine gute Absicht; alles übrige muß ich hoffen ohne Gewisheit. So weih' ich der guten Absicht, im vollen Gefühl ihres Daseyns, meine Stimme, und so entstand wahrscheinlich die Nachricht, die ihnen von meinem Daseyn zukam.

Der Unbek. So entstand sie, und ich danke ihr mit Freuden alles, was ich nun mehr weiß. Ich fühle jezt nicht mehr den Kontrast zwischen der Aufforderung des Wortes und dem Mangel der That. Sie haben gewirkt, und nun ist belehrende Ruhe Ihr billiges Loos.

Der Eins. Erkennen Sie mich nicht auf fremden Trümmern an! Ich liebe keine Trofäen aus Beute.

Der Unbek. Das werden die Ihrigen nie seyn.

Der

Der Eins. Sie wären es, wenn ich Gerechtigkeit von Ihnen nähme und Sie auf einer andern Seite ungerecht sein ließe.

Der Unbek. Ungerecht?

Der Eins. Ungerecht gegen die Freunde des Guten, welche Verhältnisse und Schicksal von ausgezeichneter Theilnehmung an öffentlicher Thätigkeit ausschlossen; ungerecht gegen den Anhänger des allgemeinen Besten, der entfernt vom Ohr des Fürsten, unbekannt nüzt durch Vorbereitung und Stimmung des Volkes für die guten Absichten des Fürsten; ungerecht gegen den stillen Patrioten, der durch Beredsamkeit und Darstellung heilt, warnt und rettet, Gefahren zeigt, aufs Gute aufmerksam macht, und lehrreich wirkt und leitet.

Der Unbek. Ungerecht gegen den guten Willen dieser Menschen — Ja dann haben Sie Recht; ich will es nicht seyn. Aber auch wirklich gegen den Erfolg dieses Willens? Sey dieser noch so reichlich, immer wird jener dürftig bleiben.

Der Eins. Und wenn er das wäre, was entscheidet vor dem Richterstuhl der Unbefangenheit? Aber er ist es nicht. Nichts ist unbedeutend, was für das Gute geschieht. Jedes Wort erzeugt nah oder fern eine That, und wer berechnet die zahllose Kette ihrer Folgen! Ein Wort fällt in eine schlum-

mernde Seele, in einen nach Entwicklung strebenden Geist, in die nach Zweckmäßigkeit ringende Kraft; der Funke faßt, und die himmlische Flamme lodert empor. Die Wiederhohlung, die rastlose Wiederhohlung der Wahrheit gewährt ihr Sieg und Herrschaft. Worte sind also ihre heilige Diener. Die That zu beschleunigen, das ist das Werk derer, welchen That durch Pflicht und Gelegenheit obliegt.

Der Unbek. Wort und That ständen mithin in schönem Bunde?

Der Eins. Im schönsten.

Der Unbek. Und doch schwindet dieser so oft!

Der Eins. Geschieht wohl alles, was und wie es geschehen sollte? — Das Wesen des Bundes fühlt der am tiefsten, wer selbst Wort und That verband.

Der Unbek. Sie haben mich gerecht gemacht — machen Sie auch meinen Blick ganz hell. Wem liegt That durch Pflicht und Gelegenheit ob?

Der Eins. Vorzüglich Fürsten und Ministern.

Der Unbek. Ich bin Fürst!

Der Eins. Ich war Minister!

Der

Der Unbek. Sind wir Freunde?

Der Eins. Um des Guten willen, wie Wort und That!

Ch. v. Benzel.

III.

Waren die Frauen in Athen Zuschauerinnen bey den dramatischen Vorstellungen?.

So auffallend auch die Verneinung dieser Frage jedem, der unsre Sitten zum Maßstab des griechischen Alterthums nähme, seyn müßte: so ausgemacht gewiß scheint es mir doch zu seyn, daß ehrbare Athenerinnen nie das Theater als Zuschauerinnen besuchten. Schon im Allgemeinen ließe sich dies aus der, in mehrern Stücken, bis zur orientalischen Haremssklaverei gehenden Einschränkung und Absonderung der Griechinnen in ihren Gynäceen schließen, von welcher alles das, was Lucian in einem seiner unübersetzbaren, aber für die Kenntniß des Verhältnisses beyder Geschlechter gegen einander bey den Griechen äußerst wichtigen Gespräche*) gesagt hat, mir

*) Ich meyne die unter den Aretinischen Schriften des Alterthums oben an stehenden Ἔρωτες, amores T. II. p. 397 ff. Opp. Eine hieher gehörige Hauptstelle hat doch schon Mei-

keineswegs übertrieben zu seyn scheint. Weiber, die, gewisse heilige Processionen bey den Ceres- und Bacchusfeiern ausgenommen, (wobey es aber auch dann desto zügelloser herging, wie die sogenannten pervigilia, παννυχισμοί, hinlänglich beweisen *) nie eigentlich im Publiko sich repräsentierten, kamen eben so wenig zu einer dramatischen Vorstellung, als zu einer Volksversammlung. Eben dies ließe sich auch schon gewissermaßen aus den strengen Verboten schließen, nach welchen den Frauen das Besuchen mehrerer heiligen Spiele, besonders der Olympischen, bey Lebensstrafe untersagt, und eine Ausnahme von diesem Gesetze eine ausserordentliche Merkwürdigkeit war. **) Darum, und weil

Meiners übersetzt in seinen kleinen vermischten Schriften Th. I. S. 66 ff. Alles was de Paw in seinen Recherches sur les Grecs T. I. p. 116 ff. zum Nachtheil der so eingeschränkten Athenerinnen gesagt hat, ist, bis auf einige ihm eigene Paradoxen, volle Wahrheit.

*) Eine sehr merkwürdige Stelle ist in dem Thesmoforiazusen des Aristofanes V. 637 ff. Daher sind die παννυχίδες in der Komödien des Menanders so oft als Veranlassung geschwängerter Bürgerstöchter gebraucht worden. S. Aelian de animal. VII. 19. u. *Paw* Recherches T. II. p. 210 ff.

**) Scheffer und Kühn zum Aelian V. H. X, I. Moses du Soul zum Lucian pro Imagg. c. 11. T. II. p. 490. haben schon die hieher gehörigen Stellen sehr fleißig gesam-

weil nirgends eine Frau bey irgend einer öffentlichen Verhandlung hervortreten durfte, wäre es auch nach den Begriffen des Alterthums eben so ungereimt als unanständig gewesen, weibliche Rollen durch andere als männliche Akteurs auf den Theatern spielen zu lassen. *) Erst in den üppigsten Zeiten Roms machten die Mimentänzerinnen von dieser unabänderlichen Wohlstandsregel selbst unter dem Volke eine Ausnahme, das doch seinen Frauen vom Anfang an viel mehr Vorrechte und öffentliche Repräsentazion zugestand.

Indeß wird das, was bis jetzt nur durch allgemeine Muthmaßungen gefolgert wurde, noch weit mehr durch das hartnäckige Stillschweigen bewiesen, welches die Griechen über eine Sache, die so viele neue Berührungspunkte, wenigstens für den vertrautern Umgang mit den Kourtisannen oder Hetairen

sammelt. Es versteht sich aber, daß hier nur von dem eigentlichen Zusehen die Rede ist. Denn sonst gab es bey diesen ungemein volkreichen Messen Weiber die Menge, worauf Aristofanes ein eignes Lustspiel, die ἐκκλὰς καταλαμβάνουσαι gemacht hatte, wovon wir aber nur noch einige merkwürdige Fragment übrig haben. S. Opp. ed. Brunk T. III. p. 265 f.

*) Schon Du Bos macht darüber in seinen Reflexions sur la poesie et la peinture T. III. p. 191. f. einige feine Bemerkungen. Die vorzüglichsten Beweisstellen findet man bey Barthelemy Voyage d. jeune Anacharsis T. VII. p. 283.

gegeben hätte, beobachtet haben. Sollte nicht wenigstens im Athenäus, oder in den Hetärengesprächen des Lucians, oder in den Hetärenbriefen des Alciphron und Aristänet eine Spur vom Besuchen der Theater vorkommen, da doch in unsern Tagen die Theater zu verliebten Abentheuern so häufig die erste Veranlassung geben, und eben dies schon bey den Römern so oft der Fall war? Mir hat es aber wenigstens bis jetzt noch nicht glücken wollen, bey einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit auf diesen Punkt auch nur eine einzige unzweydeutige Stelle aufzufinden, die uns die Weiber als Zuschauerinnen bey den dramatischen Vorstellungen erblicken ließe.

Freilich hat es nicht an gelehrten Alterthumsforschern gefehlt, die dies sehr zuversichtlich behauptet haben. Man muß also billig Nachfrage halten, wie diese Männer zu einer solchen Ueberzeugung gekommen sind. Ich nenne hier nur den Isaak Kasaubonus, dessen Ansehn spätere Kompilatoren ohne alle weitere Prüfung, wie gewöhnlich, gefolgt sind,*) und

*) Den Kasaubonus hat Boulenger, in seinem Buche de theatro studiisque scenicis I, 25. f. 64. ed. prim. beynahe wörtlich ausgeschrieben. Von Boulenger, den wieder alle Neuern um die Wette geplündert haben, geht es als Ueberlieferung immer weiter fort. So erzählt uns Potter in seiner Archäologie, die auch nach Rambachs Bearbeitung noch auf jeder Seite von den gröbsten Irrthümern wim-

und so auch diesen Irrthum bis auf die neuesten Kompendien fortgepflanzt haben. — In der Karakterschilderung eines eiteln Gecken beym Theofrast *) wird unter andern auch der Zug angeführt, daß er sich im Theater gern dahin dränge, wo die Strategen ihren Ehrenplatz zu haben pflegten. Dies giebt dem belesenen Erklärer des Theofrast, dem Kasaubonus, Gelegenheit, über die verschiedenen Abtheilungen der Sitze für verschiedene Klassen von Zuschauern in den griechischen Theatern einige Bemerkungen zu machen. **) Nachdem er über die Proedria oder den Ehrensitz im Theater einige ziemlich oberflächliche Erinnerungen ***) gemacht hat, wird angeführt, daß auch die Senatoren und die Jünglinge bis zum achtzehnten Jahre ihre eigenen Plätze gehabt hätten. Eben dies sey der Fall mit den Richtern, und wahrschein-

wimmelt. (Th. 1. S. 94. Uebers. v. Ramb.) daß die obersten Sitze für die Weiber gewesen wären. Dies hatte weder Kasaubonus noch Boulenger gesagt, sondern Potter schreibt es aus eigener Weisheit, indem er auch hier, wie gewöhnlich, das griechische Theater mit dem römischen verwechselt.

*) Ch. v. 3.

**) Commentar. ad Casaub. Charact. p. 71. ed. Fisch.

***) Dieser in den kleinen griechischen Demokratien bis zur Raserey gesuchte Ehrenpunkt, ist selbst nach dem, was Hemsterhuys über Pollux VIII, 133. und die Profanfilologen zu Matth. XXIII, 6 gesammelt haben, noch mancher genauern Erläuterung, besonders aus Inschriften, fähig.

scheinlich auch mit den Rittern in Athen gewesen. So weit ist alles richtig,*) und die hierzu angeführten Beweisstellen lassen sich aus dem Pollux noch mehr bestätigen. Aber nun wird die Sache noch weiter fortgeführt: „Da nun auch den Weibern das Besuchen des Theaters erlaubt war — aber grade dies mußte ja erst bewiesen werden! — so waren die Sitze der männlichen und weiblichen Zuschauer natürlich auch von einander getrennt. Ein gewisser Sfyromachus hatte darüber ein eigenes Gesetz veranlaßt, nach welchem die übelberüchtigten Mädchen einen abgesonderten Sitz von den ehrbaren Frauen erhalten sollten.“

Hier wäre also allerdings ein entscheidendes Zeugniß, wenn sogar durch ein eigenes Gesetz oder Psefisma in den Sitzen der Zuschauer eine Rangordnung zwischen Hetären und Matronen bestimmt worden wäre. Es ist daher wohl der Mühe werth, eine Stelle, die zu so vielen Mißverständnissen Anlaß gegeben hat, genauer zu untersuchen, da sie zu-

*) Angenommen nemlich, was doch aller Wahrscheinlichkeit noch angenommen werden muß, daß alles, was bey den Volksversammlungen (ἐκκλησιάις, die auch in Athen, einen einzigen Fall ausgenommen, im Theater gehalten wurden) gegolten hat, auch bey den dramatischen Vorstellungen in eben diesem Theater beobachtet wurde. Denn eigentlich reden Pollux, Hesychius und die Scholien des Aristofanes doch nur vom Vorsitz der Richter bey Volksversammlungen, nicht bey theatralischen Schauspielen.

zumal Kasaubonus, nach der damaligen unbestimmten Art zu citieren, nicht genau angeführt hat.

In den Ekklesiazusen des Aristofanes tritt die kluge Praxagora als Vorrednerin auf, und hält eine zärtliche Anrede an ihre Nachtlampe, die Genossin und Vertraute manches nächtlichen Abenteuers. Hierauf ertheilt sie Vorschriften, wie sich der eben erwartete Weiberklub beym Niedersitzen zu verhalten habe. Diese Stelle würde nach der ältern, gewöhnlichen Lesart ungefähr so übersetzt werden müssen:

Es setze jede sich auf ihren Platz,
Wo, nach dem Ausspruch des Sfyromachos,
Hetären hinter den Matronen sich verbergen. *)

Diese für uns ganz unverständliche Anspielung erhält in den alten griechischen Scholien folgende Aufklärungen: Kleomachos (man sieht, daß hier eine andere Lesart war) war ein tragischer Schauspieler, der einmal durch die falsche Aussprache eines Worts, wodurch ein Doppelsinn entstand, ein grosses Gelächter erregte. — So weit der erste und ältere Scholiast. Nun folgt ein zweytes Scholion. „Sfyromachos veranlaßte ein Dekret, daß die Buhlerinnen von den freygebornen Bürgerinnen abgesondert sitzen sollten. Andere sagen, daß nach diesem Dekret nur eine Absonderung der Männer von den Frauen angeordnet worden sey.“ Dies

ist

*) Aristofanes Ekklesiaz. V. 21 f. 23.

ist nun eben das Dekret, auf welches sich Kasaubonus in jener Anmerkung bezieht, und das uns sogar in den Bruchstücksammlungen attischer Gesetze als ein besonderes Polizeygesetz aufgeführt wird. *)

Die Stelle des alten Komikers, die diese Scholiasten-Deutungen veranlaßte, gehört gewiß zu den allerschwierigsten in diesem durch witzige Anspielungen aller Art so räthselhaften Dichter. Indeß hat der ältere Scholiast zur Aufklärung des ersten Verses einen sehr guten Fingerzeig gegeben **), wenn nur die

*) Man sehe den Samuel Petit Legg. Att. III, 6. p. 374. ed. Wessel. Schon Wesseling hat bemerkt, daß Petit hier auch den Kosaubonus zum Vorgänger gehabt habe.

**) Nur ist freylich zu bemerken, daß dies ältere, sehr schätzbare Scholion, so wie es in der Küsterschen Ausgabe abgedruckt wurde, durch Weglassung eines einzigen Wortes auch verstümmelt ist. Zum Glück können wir dies Wort jetzt aus den Scholien des Ravennatischen Kodex, die neuerlich Invernizzi in seiner bey allem Ueberflüssigen doch schätzbaren Ausgabe des Aristofanes T. II. p. 518 uns mitgetheilt hat, ersetzen. Statt εἰρηκεναι τι heißt es hier εἰρηκ. ἑδρας. Und nun ist es deutlich, daß der Schauspieler, welcher ἑδρας, oder ἑδρασ' vom Zeitworte δραν zu deklamieren hatte, durch einen zu starken Hauch von vorn, vielleicht auch durch ein falsches Abtheilen von hinten, wenn es ἑδρασ' mit dem Apostrof war, daraus das Nennwort ἑδρας bildete, welches auch einen gewissen Theil des Körpers bezeichnen konnte, dem vor allen der Vorsitz

die neuern Erklärer ihn zu verstehen Augen und Ohren gehabt hätten. Denn auf ein feines Gehör kam es hier ganz eigentlich an. Ein tragischer Schauspieler, welcher Sthyromachos, oder, wie der alte Scholiast will, Kleomachos hieß, beging bey der Aussprache eines Worts, worauf hier beym Komiker der ganze Witz gestellt ist, einen lächerlichen Fehler, wodurch ein eben so sonderbarer Doppelsinn entstand, als wie ein anderer seiner Kollegen, Hegelochos, statt der Meersstille ein Wiesel erblickte. *) Dies und nicht mehr will unser Dichter in den ersten zwey Versen den bey solchen Fehlern in der Deklamazion unerbittlich strengen Athenern noch einmal zum Besten geben. Der dritte Vers ist offenbar durch die Abschreiber verdorben, und die von Skaliger zuerst vorgeschlagene, von Brunk aber mit Recht in den Text aufgenommene Lesart die einzig richtige. **)

Nach

sitz gebührt. Man denke sich z. B. nur den Vers des Euripides in der Medea V. 311 so deklamiert, um das Lächerliche zu fühlen.

*) Die bekannte Stelle beym Aristof. in Ran. 303, die weder Markland zu Euripides Suppl. 901 noch Barthelemy Voyage d. j. Anach. T. VII. p. 404 richtig gefaßt haben, die nun aber durch Hr. Prof. Wolf in Prolegg. ad Odyss. edit. II. p. XXIX ihre völlige Aufklärung erhalten hat.

**) Man muß ἐγκαθιζόμενας lesen, worauf auch eine Variante beym Invernizzi zu führen scheint. Uebrigens hat Le Fevre in seinen Anmerkungen zu dieser Stelle p. 199 ed. Kust. auch aus der verdorbenen Lesart durch bloßen Scharfsinn den richtigen Sinn ziemlich genau angegeben.

Nach dieser Veränderung erhält nun auch der dritte Vers einen ganz andern Sinn:

> Die Buhlerinnen mögen zwischen uns sich setzen
> Und seyn, was wir sind —

Offenbar ein lächerliches Geständniß, daß die feinen Weiber und Matronen, die sich hier in dieser den Männern nachgeäfften Versammlung allein einfinden sollten, im Grunde nicht viel besser wären als die öffentlichen Freudendirnen. So erklärt, hat die Stelle nicht die geringste Beziehung auf ein Gesetz, das freien Weibern und Hetären einen besondern Platz auf dem Theater angewiesen hätte. Und — dies ganze Gesetz ist nichts als eine lächerliche Hirngeburt eines spätern Scholiasten, *) der sich aus der dunkeln, und wahrscheinlich schon sehr früh verdorbenen Stelle nicht anders herauszuhelfen wußte,

*) Wer mit der ersten Zusammenstoppelung dieser Scholien, die Musurus bekanntlich für die Aldinische Druckerey übernahm, nur etwas bekannt ist, und auch nur die Klagen eines Hemsterhuys zum Plutus p. 133 wohl erwogen hat, wird meine Muthmaßung, daß dies ein Zusatz eines Scholiasten aus dem römischen Zeitalter sey, gar nicht befremdend finden. Noch fehlt uns jemand, der diesen Scholien eben die kritische Sichtung widerfahren ließe, die Schow mit eben dieses Musurus Arbeit an dem Hesychius gethan hat. Einen vortreflichen Kodex in der St. Markus Bibliothek, der hier zum Grunde liegen müßte, kennen wir jetzt aus Villoisons Prolegg. ad Homerum p. XIX. Vergl. Fabricius in Biblioth. Gr. T. II. p. 374 edit. non.

wußte, als daß er den Syromachos auf gut Glück in einem eigenen Psefisma zu Athen eine solche Theaterordnung machen ließ, als sie vielleicht in Rom, wo die Frauen alle Schauspiele, ohne Aergerniß zu geben und zu nehmen, fleißig besuchten, zu seiner Zeit in Gebrauch seyn mochten.

Ich wende mich nun zu einer andern Stelle, die Kasaubonus ebenfalls anführt, um zu beweisen, daß wahrscheinlich sogar die fremden Frauen von den Bürgerinnen im Schauspiel abgesondert gesessen hätten. Es ist ein Fragment aus dem neuern Komiker Alexis, welches der gelehrte Wortsammler Pollux zum Beweise der Bedeutung des Wortes κερκις anführt, *) nach welcher es eine Reihe von Sitzen im Theater bezeichnet. Dort sagt nun freylich eine Frau ausdrücklich, indem vom Theater die Rede ist:

> Dort hinten ganz am Ende sey der Sitz
> Euch und den fremden Weibern zugetheilt!

Was kann für die Bejahung der hier bestrittenen Sache deutlicher seyn, höre ich fragen, als diese Stelle? Und so wenig auch diese einzige aus dem Zusammenhang herausgerissene Stelle für einen sichern Beweis einer Behauptung gelten könnte, der der Geist des ganzen griechischen Alterthums widerspricht: so würde sie doch bey denen immer einen

*) Pollux IX, 44.

einen Zweifel übrig lassen, die sich, nach unsern Begriffen, ein Schauspielhaus ohne Zuschauerinnen eben so wenig denken können, als ein Lustspiel ohne Heyrath und ein Trauerspiel ohne Dolch und Gift. Zum Glück hilft uns hier der Titel des Lustspiels, aus welchem dies Fragment genommen wurde, und das der gewissenhafte Pollux anzuführen nicht unterläßt, *) auf einmal aus aller Verlegenheit. Das Stück hieß das Weiberregiment, oder die Gynäkokratie. Man muß sich nemlich erinnern, daß die ältern Komödiendichter zu Athen eine Hauptgattung des Hochkomischen in der sogenannten verkehrten Welt suchten, und bey der ausserordentlichen Einschränkung, in der die Athenerinnen von ihren Männern gehalten wurden, keinen lächerlichern Kontrast kannten, als wenn sie gerade die athenischen Weiber einmal als Verwalterinnen und Beschützerinnen ihres Freystaats aufstellten, und in dieser nagelneuen Weiberrepublik die Weiber Volksversammlungen halten, Volksschlüsse fassen, die Akropolis vertheidigen und alle Geschäffte der Männer verrichten, die Männer hingegen alles das thun ließen, was sonst die Weiber zu Hause thun mußten. Der ganze Plan des Aristofanischen Stücks, aus dem ich so eben eine Stelle angeführt habe, der Ekklesiazusen, beruht, wie schon der Titel sagt, auf dieser komischen Umkehrung aller Dinge, und

*) Daß γυναικοκρατεια der wahre Titel des Stücks sey, fühlte auch schon Kasaubonus zum Athenäus III. 35. p. 238.

und in zwey andern Lustspielen eben dieses Dichters, den Thesmoforiazusen und der Lysistrata, liegt gleichfalls dies neumodische right of Women (um mit der neuesten großen Verfechterin dieser Ordnung, der Miß Wolstonkraft zu reden) zum Grunde. Was war natürlicher, als daß die Nachfolger des Aristofanes ein Sujet, daß so reich an komischen Situazionen war, immer wieder aufs neue auf die Bühne brachten?*) Eben dies hatte auch Alexis in diesem Stücke gethan; und nun wird es auf einmal deutlich, daß auch dies Fragment in eben diesem Sinne anzunehmen, ja gerade darum, weil hier die verkehrte Welt gespielt wurde, als ein vollgültiger Beweis anzusehen sey, daß im gemeinen Leben die Atheneriunen nie zu dramatischen Vorstellungen ins Theater kamen.

Und als einen solchen betrachte ich auch eine andere Stelle im Aristofanes, wo ein Chor von Weibern darauf anträgt, daß die um den Staat als Mütter tapferer Krieger wohlverdienten Frauen den Vorsitz im Theater bey solchen Festen, die von den Weibern besonders gefeyert wurden, ha-

 ben

*) Noch immer ist Lessings Wunsch nicht erfüllt, daß jemand den unerschöpflichen Reichthum der alten Komiker in Erfindung neuer Sujets auch nur durch scharfsinnige Benutzung der Winke, die uns einzelne Titel und Fragmente geben können, selbst auch zu Nutz und Frommen unserer neuen Dramaturgie, genauer auseinander setzen möchte. Freylich kein leichtes Unternehmen!

ben möchten. *) Die ganze mit Aristofanischer Laune durchwürzte Stelle beweist unwidersprechlich, daß die Weiber nie ins Theater kamen.

Kaum befürchte ich, daß einige Worte, die Pollux aus dem Aristofanes anführt, **) und die ihrer Ableitung nach eine Zuschauerin bezeichnen, als ein Beweis, daß es während der theatralischen Vorstellungen Zuschauerinnen gegeben habe, gegen mich gebraucht werden dürften. Allerdings gab es Schaugepränge und öffentliche Wettkämpferspiele, wo auch die Frauen Zuschauerinnen waren, und daß gerade von solchen, nicht aber von dramatischen Vorstellungen, beym Dichter die Rede gewesen sey, beweist der Titel des Stücks, aus welchem jene Worte angeführt werden. ***)

Nur

*) In den Thesmoforiazusen V. 841 ff. die namentlich dort angeführten Feste, die Stenia (S. Alberti zum Hesychius T. II. c. 1268, 26) und Skirroforia (S. Meursius in Graeca feriata p. 254.) waren bloß Weiberfeste, wobey an keine theatralische Vorstellungen in Athen zu denken war. Aber grade darin liegt auch der Stachel des aristofanischen Witzes.

**) Die Worte θεατρια und συνθεατρια beym Pollux II, 56. X, 67 u. s. w.

***) Das Stück führte die Aufschrift σκηνας καταλαμβανουσαι, welches Kasaubonus in einer gelehrten Anmerkung zum Athen. IV, 20. p. 301, ganz richtig von Weibern erklärt, die

Nur eine Stelle finde ich im griechischen Alterthume, die mich, ich gestehe es, lange selbst zweifelhaft gemacht hat, ob es nicht wenigstens zuweilen Ausnahmen von der Regel, und hier und da bey Trauerspielen auch wohl Zuschauerinnen gegeben habe. Es ist dies die bekannte Anekdote, nach welcher bey der ersten Vorstellung der Eumeniden des Aeschylus der schreckliche Anblick des aus 50 Furien bestehenden Chors auf die Zuschauer so stark gewirkt haben soll, daß die Kinder vor Furcht gestorben und die schwangern Weiber auf der Stelle mit unreifen Geburten niedergekommen wären. Allein bey genauerer Untersuchung findet sich bald der bedenkliche Umstand, daß man diese Anekdote bloß der biografischen Nachricht zu danken hat, die aus den Handschriften des Aeschylus auch in die neuern Ausgaben seiner Trauerspiele gekommen, aber nur in so fern von einigem Gewichte ist, als ihre Nachrichten mit andern nahmhaftern

die bey heiligen Prozessionen, wobey es auch Jahrmärkte oder Messen gab, ihre Buden und Laubhütten aufschlugen, und es sehr wahrscheinlich macht, daß Aristofanes in diesem verloren gegangenen Stücke die Zänkereyen und Balgereyen dieser alten Damen von der Halle aufs Theater gebracht habe. — Uebrigens empfehle ich über die mehrere oder mindere Zulässigkeit der Weiber bey gewissen Schauspielen noch die gelehrte Anmerkung Valkenaers zu Theokrits Adoniazusen S. 197 f. nachzulesen. Hier findet man die feinsten Gränzlinien gezogen.

Aussagen übereinstimmen. Nun hat aber weder Pollux *) noch irgend ein älterer Schriftsteller dieser ausserordentlichen Folgen des Schreckens Erwähnung gethan, und doch ist es nicht wahrscheinlich, daß diese in ihrer Art einzige Begebenheit weder vom Aristofanes, der doch eine solche Gelegenheit einen lustigen Einfall auf den hochtrabenden Aeschylus beyzubringen in seinen Fröschen oder im Plutus **) kaum vorbeygelassen hätte, noch von irgend einem andern Griechen dessen Werke wir noch lesen, berührt worden seyn sollte. Gewiß, die ganze Erzählung trägt so sehr das Gepräge der oft bis ins Kindische gehenden Uebertreibung späterer Sofisten, daß man sich des Verdachtes durchaus nicht erwehren kann, es sey auch dies eine bloße Rhetorikazion, oder höchstens aus einem griechischen Sinngedichte entlehnt, wo sich die spätern Epigrammatisten in der Anthologie gerade in den Beschreibungen ausserordentlicher Effekte, die ein gepriesenes Werk der redenden oder bildenden Künste auf die Zuschauer hervorgebracht habe, wie auf einem Paradepferde, nach Herzenslust herumtummeln.

Doch, wie schon oben erinnert worden ist, wer nur etwas mit den Verhältnissen bekannt ist, in welchen

*) Dieser spricht in der merkwürdigen Stelle, worauf sich alle Neuern berufen, nur überhaupt von der erschrockenen Menge, πληθος ἐκπεπληγμένον IV, 110.

**) Man erinnert sich hier gewiß der witzigen Anspielung auf die Eumeniden im Plutus V. 423 ff.

chen die Frauen in Athen zu ihren Männern und zu dem, was das Alterthum öffentliches Leben nannte, überhaupt standen, der würde sich auch noch durch scheinbarere Einwürfe, als bisher widerlegt worden sind, in der Ueberzeugung, daß die Athenerinnen nie zu dramatischen Vorstellungen zugelassen wurden, nicht irre machen lassen. Aber was den ehrbaren und freien Bürgerinnen nicht ziemte, war doch vielleicht den Hetären im Piräus oder Kerameikus, den Flöten- und Citherspielerinnen, die zu jeder Männergesellschaft, zu jedem Symposion und fröhlichen Gastgelage so gern zugelassen wurden, nicht unanständig? Vielleicht wurde bey dieser Klasse, die nie die Publizität scheueten, wenigstens eine Ausnahme gemacht?

Ich zweifle, daß sich hiervon irgend eine gewisse Spur in einem griechischen Schriftsteller erhalten habe. Auch ist es mir aus vielen Gründen gar nicht wahrscheinlich. Man vergesse nur nicht, daß diese auf Unkosten einzelner Zünfte oder Zunftgenossen aufgeführten und als poetische Wettkämpfe behandelten Schauspiele zugleich ein sehr wesentlicher Theil der dreimaligen jährlichen Bachusfeier, mithin selbst die Besuche dieser Schauspiele eine Art von gottesdienstlichen Handlungen waren, die durch kein fremdes, unheiliges Auge entweiht werden durften. Man erinnere sich eines Gesetzes, das jedem, der kein geborner Athenischer Bürger war, aufs strengste verbot, an den tragischen und komischen Chören — so

nannte man die dramatischen Vorstellungen von einem ihrer ältesten und auf den religiösen Ursprung des ganzen Drama vorzüglich hindeutenden Haupttheile — als Schauspieler Theil zu nehmen, *) und an die Freude, mit welcher an einem der drey Bakchusfeste der unbegränzte Bürgerstolz der Athener selbst ihre Unterthanen von den Inseln, oder die Fremdlinge, wie man sie mit einer gehässigen Nebenbedeutung zu Athen gewöhnlich nannte, vom Besuch des Theaters ausgeschlossen sah. **) Wie hätte ein Athenischer Freyhalter bey solchen Gesinnungen hier neben einer Buhlerin oder auch nur in einem Umkreise mit ihr sitzen mögen! ***)

Aber

*) Das Gesetz hieß μὴ χορεύειν ξένον. S. die Hauptstellen in Plutarchs Focion c. 50. T. V. p. 33. und Demosthenes Midian. p. 333 ed. Wolf. Noch ist hier manches aufzuklären! Die Kollektaneen giebt Petit Legg. Att. III, p. 353 ff.

**) S. Aristofanes in den Acharnern V. 503 ff.

***) Ob nicht zuweilen zur Seite der Schaubühne selbst auch wohl eine Hetäre ihr Wesen getrieben habe, ist eine andere Frage. In mehr als Einer Rücksicht merkwürdig ist eine Stelle in Alciphrons Briefen II, 4. p. 248 ed. Bergl. wo Glycera, auf dem Proscenium stehend, ihrem Menander Beyfall zuwinkt. Auch ließen sich wohl zuweilen Mädchen von gutem Willen zu stummen Personen in den Chören der Lustspieldichter gebrauchen, und vermehrten dadurch das Gelächter der Zuschauer bey den Zweydeutigkeiten, die der Dichter den mit ihnen sprechenden

Per-

Aber ich zweifle auch, daß den Hetären diese Verweigerung des Zutrittes im Theater so viel Ueberwindung gekostet habe, als sie den heutigen Venuspriesterinnen auf dem Italienischen Boulevard oder in den Bagnios um Koventgarden herum kosten würde. Sie wußten sich, wie wir am besten aus Lucians Hetärengesprächen und Alciphrons Briefen ersehen können, auf ihre eigene Art zu entschädigen. Auch die freyen Bürgerinnen wußten sich zu trösten, und den Umstand, daß ihre Männer oft einige Tage nach einander unaufhörlich im Theater saßen, zu ihren verliebten Abenteuern, zu Hause meisterhaft zu benutzen. Eine merkwürdige Stelle in den Vögeln des Aristofanes (V. 794 — 98) giebt uns darüber einen Wink, der von Einem Fall auf mehrere sicher schließen läßt. Der Chor der Vögel preist den Zuschauern die Glückseligkeit eines befiederten Zustandes in der neuen Vogelrepublik:

Ist ein Buhle im Theater, der ein feines Liebchen hat,
Und wird auf den Rathmannsbänken ihren Eheherrn gewahr;
Gleich befiedert sich das Herrchen, schwingt sich in den Lüften fort,
Und hat er sich satt geliebelt, sitzt im Huy er wieder da.
Wahrlich es verlohnt der Mühe, so ein Vögelchen zu seyn!

Personen in den Mund legte. Ein Beyspiel davon ist im Frieden des Aristofanes, wo die drey Göttinen, Irene, Opora und Theoria maskierte Freudenmädchen waren. S. Bergler zum Frieden V. 850 p. 880 ed. Burm. und die Scholien zu den Vögeln V. 668.

Aber um so mürrischer und mistrauischer wären auch die Männer gegen ihre Gattinnen, wenn sie sich die dramatische Darstellung einer Phädra und Sthenoböa im Trauerspiele, oder einer listigbewirkten Hahnreyschaft im Lustspiele etwas zu sehr zu Herzen genommen hatten. Sie bewachten dann ihre zärtlichen Ehehälften um so eifersüchtiger, und verschlossen die Speise- und Weinkammer um so sorgfältiger;*) so wie überhaupt diese gänzliche Absonderung des zweyten Geschlechts vom Theater zu jener die Griechen so eigenthümlich karakterisierenden Verachtung der Weiber im Ehestande, zu jener berüchtigten Knabenliebe, und zu jenem auffallenden Mangel wahrer Delikatesse im Umgange mit Frauenzimmern weit mehr beygetragen hat, als man sich gewöhnlich vorstellt. Kein Schauspieldichter würde sich da, wo er sich auch Weiber als Zuschauerinnen und Beurtheilerinnen seines Schauspiels gedacht hätte, so beleidigender und übertriebener Invectiven gegen das zweyte Geschlecht schuldig gemacht haben, als Euripides bekanntermaaßen fast in allen seinen Trauerspielen

*) Die Stelle in den Thesmoforiazusen des Aristofanes V. 393 ff. ist sehr belehrend über diese in den Schauspielen angefachte Eifersucht der Männer. Das ganze Stück ist ein Kommentar zur obigen Behauptung. Aber komische Uebertreibung ist es, wenn bey eben diesem Dichter in den Fröschen, V. 1050 51 erzählt wird, daß wackre Frauen in Athen aus Scham über die schamlose Sthenoböa im Bellerofon des Euripides Schirling getrunken, und so sich selbst vergiftet hätten.

spielen sich erlaubt hat. *) Auch die zügellosesten Possenspiele der Italiener, die unbändigsten Farzen eines Ben Jonson, einer Beggar's Opera, eines Foote, beobachten weit mehr Decenz und Achtung für das weibliche Publikum, als Aristofanes und die übrigen Komiker der ältern und mittlern Komödie, so weit wir sie aus Bruchstücken beym Athenäus beurtheilen können, auch nur von fern zu ahnden im Stande waren. Aber gerade in dieser Nazional-Sitte des Atheniſchen Volks liegt auch der Schlüssel zu einem Räthsel, das sonst nie befriedigend erklärt werden kann, wie sich mit der höchsten Urbanität und dem reizbarsten Zartgefühl über Schicklichkeit und Unschicklichkeit, ja sogar mit einer Art von Blödigkeit und Verschämtheit gegen ehrbare Hausfrauen, ein so hoher Grad von pöbelhafter Ungezogenheit im Theater und Ungebundenheit im Ausdruck, sobald bloß die Männer unter einander waren,

*) Es ist von jeher viel über die Misogynie oder Weiberfeindschaft des Euripides gesprochen worden. Treffende Bemerkungen darüber hat schon Bayle Dictionaire s. V. Euripide Lit. T. Aber auf den Umstand, daß der Tragiker keine Weiber zu Zuschauerinnen seiner Stücke hatte, ist viel zu wenig Rücksicht genommen worden. Hätte Paw diesen Gesichtspunkt gefaßt, so hätte er diese Erscheinung beym Euripides keiner Anlage zur Melancholie oder Nymfolepsie zuschreiben dürfen. Recherches sur les Grecs T. I. p. 132.

ren, in einem Volke zu einem Zeitalter mit und neben einander bestehen konnten. *)

Aber dieser sonderbare Kontrast konnte auch nur da Statt finden, wo die Weiber das Theater nie besuchen durften. In Sparta verhielt sich die Sache schon ganz anders. Dort konnte nach dem ausdrücklichen Zeugniß des Nepos **) eine Matrone aus dem ältesten und vornehmsten Geschlecht bey gewissen Nazionalfesten sogar als Tänzerin oder Spielerin die Bühne betreten, und sich von den Choragen oder aus der öffentlichen Staatskasse dafür bezahlen lassen.

*) Auch die Engländer nehmen auf ihrem Theater, so wie in ihren geschiedenen Männergesellschaften und Trinkgelagen, nach der Entfernung der Frauenzimmer, keine Rücksicht auf die Weiblichkeit. Und wirklich zeigen sich auch im Karakter der Nazion ähnliche Folgen aus ähnlichen Ursachen. Siehe die feinen Bemerkungen in Forsters Ansichten T. III. S. 20 f. und in Küttners Bemerkungen über England.

**) Es ist hier der Ort nicht, alle die Schwierigkeiten, die die bekannte Stelle in der Präfazion des Nepos: nulla Lacedaemoni tam est nobilis vidua, quae non *ad scenam aut mercede conducta*, aufzulösen. Ich kann weder der Erklärung van Staverens Misc. Observat. Nou. T. VI. p. 516 beypflichten, der sie bloß von gymnastischen Uebungen verstanden wissen will, da hierbey der Zusatz mercede conducta völlig unverständlich wäre, noch Bentley's Verbesserung *ad cenam* annehmen. Man muß nur die Zeiten unterscheiden!

sen. Ganz gewiß waren also dort noch viel weniger die Weiber vom Theater, in so fern ein solches im ältern Sparta gedacht werden kann, nicht ausgeschlossen. Aber die Spartanerinnen waren auch selbst, durch die von Lykurg gestiftete oder wenigstens befestigte Verfassung, weit mehr Staatsbürgerinnen und Theilnehmerinnen an allen öffentlichen Verhandlungen als die Frauen von Athen.

Noch mehr Vorrechte und Freiheiten, als selbst zu Sparta, genossen seit den ältesten Zeiten die Römerinnen. Ihre Gegenwart bey dramatischen Vorstellungen beweisen die Prologen des Plautus, bezeugt Cicero, wenn er auf Veranlassung einer Stelle aus einem Trauerspiele ausdrücklich versichert, dieses werde vor dem gedrängten Haufen der Zuschauer im Theater recitiert, worunter sich Weiber und Kinder befänden, *) beweisen die deswegen von den Kaisern getroffenen Einrichtungen der Theater-Polizey. Hier waren auch, wie wir aus einer Anekdote vom Sylla wissen, **) und aus den Elegien des Ovid und Properz ***) noch genauer bestimmen können, zwischen

*) *Tuscul.* I, 16. Frequens consessus theatri, in quo sunt mulierculae et pueri, movetur audiens tam grande carmen

**) Plutarch in Sylla c. 35 T. III. p. 233 f. Eine junge Römerin Valeria zupft den bey ihr im Amfitheater vorübergehenden Sylla, und daraus entstehen auf der Stelle allerley verliebte Neckereyen, Blicke, Winke, u. s. w.

***) Man vergleiche die ganze Elegie Ovids Amor. III, 2. und in AA. I, 497 — 501, wo offenbar von dramatischen Schauspielen die Rede ist. Properz IV. 8. 57.

zwischen den vermischt unter einander sitzenden Zuschauern und Zuschauerinnen verliebten Neckereien und allerley Abenteuer nichts ungewöhnliches. Doch die genauere Beurtheilung der verschiedenen Grade der Schauspielfreiheit, wie sie die Römerinnen genossen, *) und die Folgen, die diese Freiheit auf den Ton der Galanterie und des Umganges beyder Geschlechter in Rom haben mußte, bleibt billig einer eigenen Abhandlung bey einer andern Gelegenheit vorbehalten.

Böttiger.

IV.

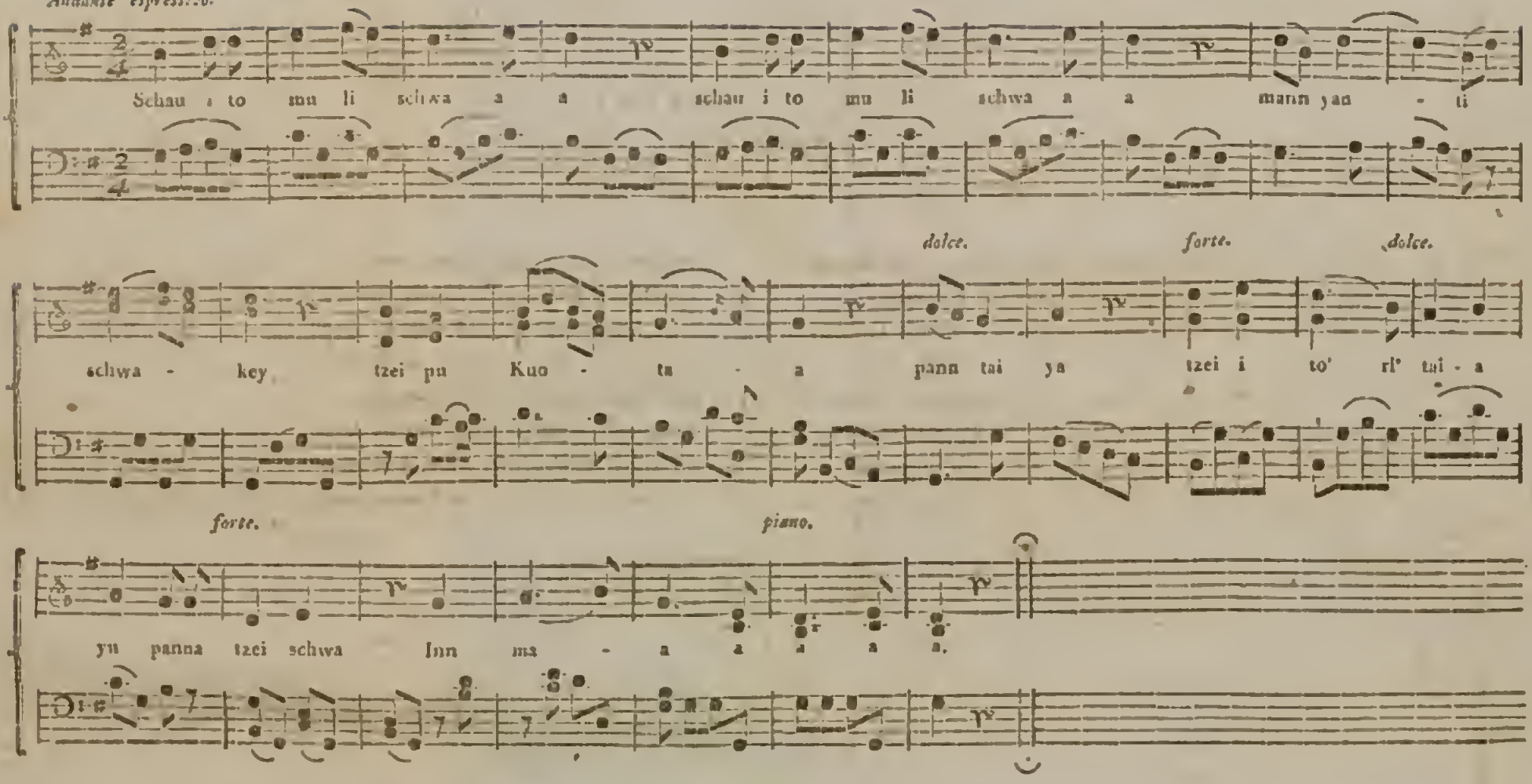
*) Die Kollektaneen bey Boulenger I, 24, Fol. 61 und Lipsius de Amphith. c. 14 Opp. T. III. p. 1031 müssen nach den verschiedenen Zeitaltern und selbst nach der Verschiedenheit des Orts, ob es der Cirkus, oder ein Amfitheater für Gladiatorspiele und Thierhetzen, oder ein Theater für dramatische Schauspiele war, sorgfältiger, als bis jetzt geschehen ist, unterschieden werden. Darauf hat schon P. Burmann zu Kalpurns Eclog. VII, 27 aufmerksam gemacht. Vergl. zu Suetons Aug. 44. Bey den Floralien z. B. war gewiß keine Matrone Zuschauerin.

Zu Seite 47.

Canzonetta Chinese.

Chinesischer Text nach teutscher Aussprache.

Andante espressivo.



2. Schau ito sinn schwa a
Yu thiau tl ji ju ji
Lo tsai 'ngo kja a,
Pann tai ja
Puü Tzuü man-na toi zon na sinn schwa
'rl lo o - o.

English Translation.

by Dr. Scott.

1.

Hail matchleſs flow'r mild Moo-lee-chwau!
Loveliest of the gay parterre,
How shall I strive thy charms to draw?
Thy balmy ſweetneſs fills the air.
Fain would I pluck thee peerleſs flow'r
And place thee on my panting breaſt,
Leſt some one feeling too thy pow'r
Should snatch thy bloom to make him bleſt.

2.

Let others range the garden round
And cull the sweets of every clime;
Tho' some more ſplendid may be found,
Yet ſoon their fragrance yields to time.
Thy varied beauties long I'll prize;
As ſpring ſtill follows nature's law,
No other flow'r shall charm mine eyes:
Their joy is plac'd in Mooleechwau.

IV.

Ein chinesisches Blumenlied

vom Herrn Kambra geordnet,

nebst ein paar Worten über Chinesische Musik und einer Digression über die jetzige Studier-Methode in China, von Joh. Ch. Hüttner in London.

Dies Lied enthält das Lob einer Blume Mé-li-schwa. Zu der Zeit, wo ich es hörte, und, von der Einfachheit der Melodie hingerissen, es aufsetzte, konnte ich nicht mehr erfahren, was für eine Blume jener Name bezeichnet. So viel ist indessen gewiß, daß vielleicht in keinem Lande das Pflanzenreich die Dichter so interessiert als in diesem.*) Auch ists

*) Siehe Memoires des Missionaires de Pekin IX. p. 406. „Mir fiel, sagt dort ein Missionär, vor einigen Tagen ein botanisches Werk von hundert und sechzig Bänden in die Hände, in welchem unsre Botanisten alles finden würden, was bisher in China über Bäume und Pflanzen ist entdeckt und bekannt gemacht werden. Die Hem-lin haben hier mit vieler Ordnung und Geschmack alles gesammlet, was die Nahmen, Geschichte Behandlung und Beschreibung, Eigenschaften, Vorzüge und Anwendbarkeit jeder Pflanze betrift; ferner was die Dichter zum Lobe dieses oder jenes Gewächses gesagt haben, und endlich die hieher sich beziehenden Anekdoten literarischen, filosofischen, moralischen ꝛc. Inhalts.

ists bekannt, daß der Kaiser selbst ein Gedicht auf den Thee gemacht hat. Das hier gegebene Lied ist so allgemein bekannt in China, daß man es vorzugsweise das Volkslied der Chinesen nennnen könnte. Herr Kambra, ein verdienstvoller Sächsischer Tonkünstler, der sich jetzt hier aufhält, hat einen Baß dazu gesetzt um die Melodie genießbarer zu machen; ursprünglich aber weiß man in China weder von einem Basse noch von Mittelstimmen, wie aus dem Folgenden ersehen werden wird.

Vielleicht sind Liebhabern der Tonkunst ein paar Worte über Chinesische Musik nicht unwillkommen. Jedoch lasse ich mich nicht aufs Besondere ein, da Detail für den Liebhaber ermüdend und für den Kenner überflüßig seyn würde, welcher längst weiß, daß man in Amyots Abhandlung in den Memoires des Missionaires gründliche Auskunft hierüber erhält. Man hat neulich in England und noch irgenwo in Teutschland ziemlich verächtlich auf die herabzublicken angefangen, welche bescheiden geäussert haben, daß die Nachrichten der alten Griechen über die ausserordentlichen Wirkungen der Musik bey ihren Vorfahren wohl nicht ganz erdichtet seyn könnten. Es ist wahr, selbst schon unter den Griechen der gebildetern Zeitalter fing man an über diese Meynung die Achseln zu zucken; und, wenn ich mich nicht irre, enthält der neulich in Neapel aus den entrollten Büchern des Herkulaneums herausgekommene griechische Traktat über die Musik ähnliche

Aeuß-

Aeußerungen. Aber es ist in der That leichter zu lachen und zu spotten, als Gründe anzuführen, warum die Wirkung der Tonkunst auf rohe Völker nicht ganz verschieden von der seyn konnte, welche sie auf uns macht. China wenigstens, dessen Urkunden weit über die Griechischen hinausgehen, wird den Orthodoxen in der alten Musik einen Beweisgrund mehr für ihre Meynung an die Hand geben. Unzählbare Stellen der ältesten chinesischen Schriften sprechen in eben so enthusiastischen Ausdrücken von den ehemaligen Wirkungen der Musik auf ihre Vorfahren, als die Griechen. Den Lehren der Schule des Konfucius zufolge ist die Tonkunst das wirksamste Mittel, die Sitten zu verbessern und einen Staat blühend zu machen. In dem Buche Li-tschi (Artikel Yo-tschi) findet man folgende alte Sentenzen: „Wollt ihr gelehrt werden, studiert die Musik mit Sorgfalt. — Die Musik ist der Ausdruck und das Sinnbild der Vereinigung des Himmels mit der Erde. — So lange die Beobachtung der Ceremonien und die Musik in unserm Reiche blühen, sind wir allmächtig.“ — Einer ihrer Kaiser, indem er von den Mitteln die Feinde zu überwinden spricht, sagt unter andern: „Verbreitet unter ihnen Lieder mit wollüstigen Melodien, die sie entnerven und weichlich machen mögen, und schickt ihnen dann Weiber, um sie vollends zu verderben.“ — Im Schuking ist eine berühmte hierher gehörige Stelle, wo der große Kaiser Yao dem Vorsteher der Musik seine Pflichten einschärft. Aber ich will nur noch Eine aus

dem Li-tschi anführen, weil die Chinesischen Literatoren glauben, daß in diesem die meisten Bruchstücke der uralten Schrift Yo-tsching, deren Verlust sie so sehr bedauern, aufbehalten sind. „Der Weise, welcher natürlich auch Musikkenner ist, urtheilt aus der herrschenden Musik, ob ein Staat wohl eingerichtet oder ob er seinem Untergang nahe ist. — Ein Fürst muß sich vornehmlich angelegen seyn lassen zu verhüten, daß die Musik nicht ausarte und die Unterthanen weichlich mache und entkräfte; die Tonkunst in ihrer Einfachheit, Reinigkeit und Adel zu erhalten, muß sein Hauptaugenwerk seyn.“ Die Stellen aus alten Chinesischen Büchern, welche die Musik bis zum Himmel erheben, könnten sehr leicht aus den angeführten Memoiren vermehrt werden, wenn es nöthig wäre. Aber auch in China ist jetzt die Musik, welche ehedem so bewunderungswürdige Wirkungen that, nicht mehr zu finden. Vergebens ließ der Kaiser Kang-hi (Kang-tschi) die alten musikalischen Instrumente aus alten Büchern wieder herstellen; sie waren wie Skanderbegs Schwert ohne seinen Arm; die Sitten der Vorzeit konnten nicht wieder hergestellt werden.

Man könnte vermuthen, daß die verschiedenen Wörter, welche Tonkunst im Chinesischen bedeuten, eben so wie μουσικη *), einen weit ausgebreitetern Sinn haben. Wenigstens sagt selbst ein Missionär, bey-

*) Z. B. Plat. Phadon. cap. 4 mit Fischers Anmerk.

bey der unten *) angeführten Stelle, daß er dort Musik durch Religion erkläre. Ich fürchte zwar, daß diese Erklärung des gelehrten Vaters „magis pia quam vera" sey; aber sie soll auch hier nur beweisen, daß auch ein Kenner der Sprache dem Worte Yo (Musik) eine andere Bedeutung zuschrieb.

Indessen hat auch jetzt noch die Chinesische Musik ein besonderes Gepräge, und ist noch nicht so ausgeartet als die unsrige. Sie kommt der Schottischen klagenden und so bezaubernden Nazionalmusik in den Hochländern nahe, wo sich die patriarchalischen Sitten, die wir in ihrem göttlichen Sänger Ossian bewundern, noch lange erhalten werden. Die Chinesen lieben das Langsame und Feierliche, daher sie von unserer Musik, die ihren Ohren fast durchaus misfällt, ein Menuet, ein Adagio, am liebsten hören. Sie haben Musiknoten und Taktzeichen, die, dem Anscheine nach, von ihren Schriftkarakteren nicht verschieden sind. Man glaube ja das Märchen nicht, daß sie Musik ohne Takt hätten. Ich habe fünf Monate lang fast täglich Musik in China gehört, und allezeit irgend ein Zeitmaß unterscheiden können, eben so wie in Kochinchina. Aber ihre Tonleiter hat keine bezeichneten Halbtöne, ob sie gleich selbige bey ihrem Gesange und bey ihrer Instrumental-Musik hö-

*) Memoires IV. p. 60. aus dem Litschi; „Die Musik ist „das beste und liebenswürdigste Mittel, die öffentlichen „Sitten zu verbessern und sie gänzlich umzuändern."

ren lassen. Daher wundre ich mich, in den Nachrichten der Missionäre nicht bemerkt zu finden, daß die Chinesen gemeiniglich den Uebergang auf eine Quarte und Quinte nicht, wie wir, durch eine Terze, sondern durch alle dazwischen liegende halbe und Viertteltöne machen, welches, da es zu oft geschieht, unsern Ohren unangenehm wird. Sie wissen durchaus nichts vom Kontrapunkt, und können nicht begreifen, wie wir Geschmack an einer Musik finden können, wo Mittelstimmen, Dissonanzen, Auflösungen derselben u. s. w. die Melodie verstecken. Ihre ganze Harmonie besteht in der Oktave, und wenn auch hundert Instrumente zusammen spielen, so hat jedes die nemliche Melodie, theils in der höhern theils in der niedern Oktave. Ihr Gesang mißfällt einem Europäer im Anfange sehr, weil sie im Falsett singen und die Trillos bis zu einem uns ekelhaften Tremulieren übertreiben. Ihre Instrumentalmusik ist sehr verschieden; sie haben Saiten- und Blasinstrumente, ferner Bekken und Klappern und Trommeln, welche, bey Schauspielen und öffentlichen Volksfeyerlichkeiten, die übrigen Instrumente begleiten und ein so unerträgliches Geräusch machen, daß wir oft für unser Trommelfell besorgt waren, besonders bey ihren längern Vorstellungen aus der Vaterlands-Geschichte, denen Lord Makartney mit seinem Gefolge nicht allein beywohnen, sondern sie auch beklatschen und loben mußte. Dieses Geräusch der lärmenden Instrumente fällt bey Todtenfeyern, religiösen Ceremonien und Hof-Feyerlich-

erlichkeiten weg. Als der Gesandte dem Kayser zuerst in der Tartarey zu Dsche cho (von den Missionären Gé-hol geschrieben) vorgestellt wurde, hörte ich bey der Annäherung des Khans, im Hintergrunde seines großen Tartarzeltes, eine der schönsten und feyerlichsten Hymnen aufführen, deren ich mich je gehört zu haben erinnern kann. Sie glich den alten herzerhebenden Kirchenchorälen meiner Konfession, und setzte uns alle, die wir dergleichen gar nicht erwartet hatten, in das angenehmste Erstaunen. Ohne Zweifel trug der lachende Morgen, der eben auf den weiten prächtigen Park sank, in welchem, nach tartarischer Sitte, der Gesandte vorgestellt wurde, etwas zur Erhebung unserer Gefühle bey. Aber gewiß war die Musik auch an sich sehr erhebend. Wer mich des Uebertreibens beschuldigen möchte, den verweise ich auf die oft angeführten Memoires, in welche der berühmte Amyot einige jener Hymnen eingerückt hat, die mein Urtheil gewiß bestätigen werden. In Kanton wurde, dem Englischen Gesandten zu Ehren, vom Unterkönige eine Art Oper gegeben, welche durch Schauspieler aus Nang-king (Naim-tsching) vorzüglich gut aufgeführt wurde. Die Recitative kamen ganz den Italienischen bey, ob wir ihnen gleich gern die Arien, die für uns durchaus nicht einmal erträglich waren, geschenkt hätten.

Die Kriegsmusik der Chinesen ist die abscheulichste, die man sich denken kann. Schalmeyen und Hörner, von Klappern begleitet, irren unverän-

lich auf drey bis vier Tönen herum, und machen ein Geheul, das ich mit nichts besserm als mit den Tonkünsten der Nachtwächter in meiner Geburtsprovinz vergleichen, und gewiß nicht der Wirkung des Marseiller Marsches entgegen stellen kann.

Ehedem war mir's unverständlich, wenn ich las, daß die Chinesen ihre Sprache sängen, und aus hin und wieder angetroffenen Winken schließe ich, daß dies auch mehrern nicht völlig deutlich ist. Singen ist es weder im eigentlichen noch in dem Verstande, in welchem man es gewissen Provinzialdialekten in Teutschland zum Fehler rechnet, sondern bloß eine lautere und stärker accentuierte Aussprache der Worte. Vielleicht spricht kein Volk so laut als die Chinesen. Ein Mann von zarten Nerven möchte sich die Ohren zuhalten, wenn einige Chinesen sich zusammen unterreden. Aber man gewöhnt sich bald daran, und in kurzer Zeit hört man es mit Vergnügen; ja wenn man vollends hie und da ein Wort verstehen lernt, so sieht man, daß die Chinesische Modulazion der Worte dem Ausdruck der Affekten höchst vortheilhaft ist, und einen Kommentar über das abgiebt, was die alten Redner über Griechische Deklamazion sagen. Wenigstens wäre die Chinesische Sprache ohne diesen, dem Gesange so nahe kommenden Accent, ein Unding. Man weiß, daß sie aus lauter einsylbigen Wörtern besteht: es ist aber nicht so allgemein bekannt, daß diese reiche Sprache bloß aus dreyhundert und zwanzig einzelnen Tönen zusammengesetzt ist,

ist, daß jeder dieser Töne oder Sylben unbegreiflich viele Bedeutungen hat, die sich im Schreiben durch eigenthümliche Karaktere *), und im Sprechen theils

 durch

*) Vermuthlich weiß jedermann, daß die Chinesen keine Buchstaben, kein Alfabet, wie alle übrige kultivierte Völker der Erde, sondern für jedes Wort einen Karakter oder eine Hieroglyfe haben; ein Umstand, welcher die Erlernung der Schriftsprache dieses Volks so ungemein erschwert. Bloß in diesem Sinne ist es wahr, wenn man sagt, daß die Lebenszeit eines bürgerlichen Mandarinen mit der Erlernung seiner Sprache hingebracht wird. Denn die Erlernung des Chinesischen Sprechens ist für ein feines Ohr und für gute Sprachwerkzeuge eben so leicht, und wegen der höchst einfachen Grammatik (welche in der That von Sprachfilosofen verdient studiert zu werden) noch leichter als unsre Sprachen. Ein junger Mensch, welcher sich mit in der Gesandtschaft befand, spricht jetzt Chinesisch wie seine Muttersprache; überdies schreibt und liest er die Karaktere schon in solcher Menge und mit so großer Fertigkeit, daß, da er jetzt erst 15 Jahr alt ist, die gelehrte Welt sich von seiner glühenden Wißbegierde eine reiche Ausbeute aus den großen und uns so gut wie unbekannten Schätzen der Chinesischen Litteratur versprechen kann. Man höre was ein gelehrter französischer Missionär (Memoires IX. p. 405) hierüber sagt: „Ich wage es zu behaupten, daß unsre Gelehrten aus den Chinesischen Schriften Europa bereichern „könnten, wenn sie sich auch bloß auf die Bücher einschränken wollten, welche seit der Dynastie der Han

durch den Accent, theils durch den Zusammenhang unterscheiden. Die Chinesen haben vier dergleichen Accente, worüber man unter andern beym Fourmont sehr gute Auskunft erhält. Aber auch im Chinesischen sind die Dialekte so verschieden wie irgendwo, welches in einer Menschenanzahl von zweyhundert Millionen *) nicht zu verwundern ist. Jedoch da durch-

„geschrieben worden sind. Individuen sind in China „weniger gelehrt als in Europa; aber die Nazion ist, „im Ganzen genommen, gelehrter als irgend eine der „abendländischen, in Rücksicht auf wirklich nützliche „Kenntnisse." Wenn der gelehrte Märtyrer Hudde glücklich in sein Vaterland zurückgekommen wäre, so würden wir bereits das gelehrte China besser kennen. Da sein Abentheuer nicht allgemein bekannt ist, so will ich es aus Voltaire, Siècle de Louis XIV. Tome I. P. 155. abschreiben. „Un Bourgemeſtre de Midelbourg, „nommé Hudde, homme très riche, guidé par cette seule „curiosité (de connoître la Chine) alla à la Chine „vers l'an 1700. Il employa une grande partie de „son bien à s'instruire de tout. Il apprit si parfaite„ment la langue qu'on le prenoit pour un Chinois. „Heureusement pour lui la forme de son visage ne le „trahissait pas. Enfin il sut parvenir au grade de „Mandarin; il parcourut toutes les provinces en cette „qualité, et revint ensuite en Europe avec un recueil de „trente années d'observations; elles ont été perdues „dans un naufrage. C'est peut-être la plus grande perte „qu'ait fait la republique des lettres."

*) Wer über diese ungeheure Anzahl lächelt, wie viele thun, den bitte ich sein Endurtheil bis auf die Her-

aus-

durchaus mit den nemlichen Karakteren die nemlichen Begriffe verbunden werden, so theilen sich die Chinesen entfernter Provinzen, wenn sie zusammen kommen und sich nicht verstehen, sehr leicht einander ihre Gedanken, auf eine kürzere Art als durch Schreiben, mit. Sie machen mit dem Zeigefinger, Stocke ꝛc. die Züge, aus welchen ein Karakter zusammen gesetzt ist, in der Luft, und der andere antwortet auf die nemliche Art. Dies ist um so leichter, da jeder Karakter aus verschiedenen perpendikulären, horizontalen und Kreuz- und Queerzügen besteht. Was eben von dem an Gesang gränzenden Accente gesagt worden ist, wird noch einleuchtender werden, wenn man weiß, daß die Kinder beym ersten Unterricht in den Chinesischen Schulen ihre Lekzionen wirklich singen, wovon ich selbst verschiedenemal Ohren- und Augenzeuge gewesen bin. Die Knaben in den Schulen — doch da einmal so wenig Ordnung in diesem Aufsatze herrscht, so wird man mir auch zum Beschlusse eine Digression über die jetzige Chinesische Art zu studieren verzeihen. Sie ist aus dem IX. Bande der Memoires der Missionäre genommen und mit einigen Anmerkungen von mir begleitet.

„Erfahrung hat die Chinesen gelehrt, daß alles zusammen genommen, eine Erziehung in den Kollegien

ausgabe von Sir George Stauntons Beschreibung der Engl. Gesandtschaft nach China, aufzuschieben, welche von mir übersetzt bey Geßner in Zürich herauskommen wird.

„der Privaterziehung weit vorzuziehen sey. Der große „Kanghi*) hatte eine Art von Kollegium im Innern sei„nes Pallastes errichtet, damit seine Prinzen mit den „Söhnen der Prinzen vom Geblüt und der Großen des „Hofes studieren könnten. Er ging oft selbst dort„hin, ohne sich anmelden zu lassen, um die Lehrer „und Schuler in Aufmerksamkeit zu erhalten. Der „jetzt regierende Kaiser **) folgt dem Beyspiele seines „Großvaters, und wacht sehr sorgfältig über die Stu„dien der Ago (dies ist der Tartarische***) Nahmen „der Söhne des Kaisers) welche er in die Schule „schickt, ob sie gleich schon verheurathet und über „fünf und zwanzig Jahre alt sind. Folgende Anekdo„ten werden seine Wachsamkeit in dieser Rücksicht „hinlänglich beweisen. In den Neujahrs-Feyerlich„keiten, während welcher die Schulen geschlossen „werden, ist der Kaiser selbst Lehrer seiner Prinzen. „Voriges Jahr, als er in jenen Festtagen nach Yuen-ming-

*) oder Kang-tschi, der Großvater des jetzt regierenden Kaisers und von den französischen Missionären gewöhnlich mit Ludwig XIV. verglichen.

**) Tschen-lung gemeiniglich Kien-long von Europäern genannt. Von diesem in vieler Rücksicht seltnen und verehrungswürdigen Monarchen, der auch als Privatmann berühmt seyn würde, kann man in Stauntons Werke die interessantesten Nachrichten erwarten.

***) Man nennt sie immer bey diesem Tartarischen Nahmen, weil der Kaiser, ursprünglich ein Tartar, für seine Landessprache, die reich und ausgebildet und weit leichter als die Chinesische ist, große Vorliebe hat.

„ming-Yuen reiste, glaubten die Prinzen, daß sie „einen Feyertag haben würden, und sich unter einander vergnügen könnten. Aber der Kaiser vereitelte ihre Hoffnung, und nahm sogar von den „öffentlichen Feyerlichkeiten Gelegenheit, ihnen verschiedene Ausarbeitungen aufzugeben. Sobald ihre „Arbeiten fertig sind, sagte er zu seinen Eunuchen *), so bringe man sie mir, ich mag seyn wo „ich will. Wenn ich dann mit ihrem Fleiße zufrieden „bin, so sollen sie auch mit den Vergnügungen zufrieden seyn, die ich ihnen machen werde.“ Yuen-

„ming-

*) Die Verschnittenen sind im Besitz der ersten Hofämter, und, wie mir Vater ** in Peking klagte, die unwissendsten, unverschämtesten und gehaßtesten Hofschranzen. Sie vermögen alles am Hofe und ihre Zahl ist verhältnißmäßig sehr groß. Wegen des zahlreichen kaiserlichen Harems sind sie in diesem Welttheile durchaus nothwendig. Sie gehen, um desto mehr ausgezeichnet zu seyn, in gelber Kleidung, einer Tracht, die nur dem Kaiser und den Vornehmsten des Reichs zukömmt. Vermöge eines uralten Reichsgesetzes ist der Kaiser verbunden, jeden, der sich selbst kastriert, auf Lebenszeit zu unterhalten. Die Verschnittenen des Hofes sind zweyerley. Diejenigen, welche ausser dem Pallaste aufwarten, sind bloß — kombabissert, aber die unmittelbaren Kammerdiener der Frauen sind — völlig rasiert! Und doch versicherte ein Missionär, daß diese — namenlosen Geschöpfe ihre Konkubinen haben! Als er gefragt wurde, wie das möglich wäre? antwortete er: digitis fricant!

„ming-Yuen *), das Versailles von China, ist nur „zwey Lieues von Peking. Die Ago trafen daher „sehr früh dort ein, und der achte Prinz, ein talent„voller junger Mann, hatte seine Arbeit sehr ge„schwind vollendet. Man eilte sie dem Kaiser zu über„bringen, der so eben mit den Prinzen vom Ge„blüt und den Großen des Hofes aus Etikette **) „einem Schauspiele beywohnte. Der Kaiser lies sich

*) Da sich die Englische Gesandtschaft einige Tage auf diesem Lustschlosse aufhielt, so wird man eine umständliche und unterhaltende Beschreibung davon in Staunton's Werke finden.

**) Es ist bekannt, daß nirgends in der Welt Herkommen und Ceremoniel so tyrannisch, so lächerlich und übertrieben ist als in China. Selbst der Kayser muß an gewissen Tagen ins Schauspiel gehen, bloß weil es die Chinesischen Monarchen seit undenklichen Zeiten so zu halten pflegten. Ich habe eben die Sentenz angeführt: „So lange die Beobachtung der Cerimo„nien nicht vernachläßigt wird, und so lange die „Musik blüht, können wir alles ausrichten" — Als wir zu Dsche'-cho in der Tartarey, bey der Feyer des Kaiserlichen 83sten Geburtstages zugegen waren, erforderte es die hergebrachte Gewohnheit, daß der Kayser einer theatralischen Vorstellung beywohnen mußte. Er war aber besorgt, daß er von dem Englischen Gesandten deswegen für einen Verschwender seiner Zeit gehalten werden möchte, und sagte deswegen ausdrücklich zu Lord Makartney, „daß er, der alten Sitte

zu

„sich sogleich einen Schreibepinsel *) bringen, um „ein neues Thema zur Ausarbeitung für den achten „Prinzen aufzuschreiben, aus der Ursache, weil er „mehr leisten könnte, und mithin weniger als seine „Brüder gethan hätte. — Der Unterricht fängt mit „metrischen Sentenzen an **), welche die Anfangs-gründ-

„zu Folge, nur bey großen Feyerlichkeiten sich diese „Erhohlung erlaube."

*) Die Chinesen schreiben mit Haarpinseln, die in Bambusröhre gesteckt sind, und mit der schönen Dinte, die wir Tusche nennen. Sie wird aus Ruß gemacht, und heißt bey ihnen Mäh. Sie reiben die Tusche auf weißen oder schwarzen Steinen, welche eine Vertiefung für etwas Wasser haben. Ihre Geschwindschreiber folgen dessen ungeachtet dem Sprechenden mit eben der Leichtigkeit nach als die unsrigen. Hierzu bedienen sie sich verkürzter Karaktere, die von den übrigen ganz verschieden sind und ein besonderes Studium erfodern. Sie gleichen den willkührlichen Chiffern, welche in England unter dem Nahmen short-hand sehr gewöhnlich und ausnehmend nützlich sind. Nichts kann schöner und kühner aussehen als Kinesische Geschwindschrift und überhaupt ihre sämmtlichen Charaktere, wenn sie geschrieben sind. Auch lachen sie herzlich über unsre kleinen gezirkelten steifen Europäischen Buchstaben. Dessen ungeachtet mögen wir wahrlich nicht mit ihnen tauschen.

**) Um dies besser zu verstehen, erinnere man sich, daß alle Chinesische Worte einsylbig sind, und daß folglich Sentenzen, deren jede aus 3, 4, 5 u. s. w. Wörtern besteht,

„gründe der Sittenlehre, Geschichte und Wissenschaf„ten enthalten. Diese Sentenzen sind, wegen der „Karaktere, weit kürzer als die unsrigen, und sehr „ausgesucht. Wenn ein Knabe diese ersten An„fangsgründe auswendig gelernt hat, ertheilt man „ihm eine faßliche Erklärung derselben. Nachher „giebt man ihm die klassischen Bücher in die Hände, „ohne ihn jedoch zu überhäufen oder zu übereilen. „Die Chinesische Lehrmethode erfodert, daß der „Schüler ein oder mehrere Bücher völlig auswendig „lerne und wisse, ehe man sie ihm erkläret. Und „je nachdem der Zögling Fortschritte zu machen scheint, „werden die grammatischen, moralischen, filosofi„schen, oratorischen, historischen und kritischen Erläute„rungen des Lehrers häufiger und wichtiger. Ist der „Schüler diesen gewachsen, so lehrt man ihn nach „den Ursachen der Dinge forschen, die auffallendsten „Schönheiten seines Schriftstellers bemerken, und „auf die Einwürfe antworten, welche man ihm „über die Behauptungen desselben machen könnte. „Ihr gewöhnliches Schulbuch Siao-hio, d. i. Kin„derschule, ist eine Sammlung von Sentenzen und „Beyspielen, die vortrefflich gewählt sind, Verstand „und Herz zugleich zu bilden. — In China glaubt „man, daß junge Leute eine gehörige Summe ge„ordne„

bestehe, einen Rhytmus haben müssen. So wie wir ganz hexametrische, jambische ꝛc. Gedichte haben, so haben die Chinesen ganze Elementarbücher von gleichfüßigen Sentenzen.

„ordneter Begriffe besitzen und im Stande seyn müs„sen, Uebersichten zu nehmen, Vergleichungen und „Betrachtungen anzustellen, ehe man sie selbst etwas „schreiben läßt. Der Stoff zu den Aufsätzen, welche „sie zur Uebung verfertigen, ist aus den erklärten „Büchern genommen, und ihrem Fassungsvermögen „angemessen. Kurz, die mühsamen und anhaltenden „Studien des jungen Chinesen bestehen von Anfang „bis zu Ende in Auswendiglernen, Erklären und „Nachahmen der großen Muster des Alterthums.“

H.

V.

Einige Anmerkungen zu dem Aufsatz über den Schein um den Schatten des Kopfes.

(S. 11. Stück des N. T. M. 1795.)

Dieser interessante Aufsatz liefert uns ein Beyspiel einer gelehrten Streitigkeit, das einige lustige Züge enthält, und einem zweyten Aristofanes willkommen seyn müßte. Zuerst ein Reisender, der eine ziemlich gemeine und einfache Erscheinung als etwas ausserordentliches bewundert; dann ein Landpfarrer, der eine Erklärung giebt, von welcher er sehr naiv gesteht,

sieht, daß sie zwar nicht fysisch und optisch genau sey, aber sich doch auf seine Erfahrung gründe — fast wie jener Lehrer, der seinem Schüler, der ich weiß nicht was für einen fysikalischen Satz durch ein bekanntes Experiment beweisen wollte, antwortete: „ja, das Experiment kann wohl richtig seyn, aber die Erfahrung widerspricht.“ Endlich ein Fysiker, der mit einer sehr gelehrten Miene und vielen Worten doch am Ende nichts erklärt; der von einer Sache spricht, von der eigentlich gar die Rede nicht ist; der Schatten annimmt, wo Licht vorhanden war, und durch sehr unwahrscheinliche Vermuthlichs und Vielleichts seiner Erklärung aufzuhelfen sucht. Man könnte sie als eine Satyre auf fysikalische Hypothesen ansehen, wenn der Ton, in dem ihr Verfasser spricht, dazu nicht viel zu ernsthaft wäre.

Desto besser sticht dagegen die Erklärung des Hrn. v. Winterfeld ab, die so ungezwungen und natürlich ist, daß man an ihrer Richtigkeit nicht zweifeln wird. Das einzige, was man noch hinzusetzen könnte, wäre dieses, daß die Ebene, auf welche der Schatten fällt, oder vielmehr die einzelnen reflektierenden Theilchen derselben, eine solche Lage haben müssen, daß die zunächst um den Schatten auffallenden Strahlen, so viel möglich, nach dem Gesicht des Beobachters zurückgeworfen werden. So kann man die Erscheinung auch bey ziemlich hohem Sonnenstande auf einem Stoppelfelde wahrnehmen, wenn die Stoppeln von der Sonne abwärts gebogen

sind,

sind, und die Strahlen senkrecht, oder doch beynahe so, darauf fallen. Daher begünstigt auch die Nässe in vielen Fällen das Fänomen, (obgleich sie nicht nothwendig dazu erfoderlich ist) weil die Körper durch sie zu bessern Reflektoren gemacht werden.

Nicht ganz so glücklich ist der Verfasser in der Erklärung der andern, aus den Schriften der Gesellschaft zu Mancheſter angeführten, Erscheinung, wo in einem Nebel sich mehrere helle Kreise um den Schatten zeigten. Die Erscheinung an sich ist den Fysikern nicht unbekannt. Die französischen Akademisten beobachteten sie sehr häufig auf den Gebirgen des südlichen Amerika. Das erstemahl geschah es auf der Spitze des Pambamarka in Quito. Sie erblickten hier bey aufgehender Sonne ihren Schatten auf einer Wolke, die nicht dreyßig Schritte von ihnen entfernt war. Wegen der geringen Weite konnten sie alle Theile des Schattens unterscheiden, wegen der Ungleichheit der Wolke aber konnte keiner den Schatten des andern sehen. Um den Kopf zeigten sich vier konzentrische Kreise, von welchen die drey innern, die in kleinen Zwischenräumen von einander abstanden, farbig waren, der äussere hingegen, der in einem viel größern Abstand herumlief, weiß aussah. Die Farben waren wie beym Regenbogen, und der innerste Kreis glänzte am lebhaftesten. Bouguer bemerkt ausdrücklich, daß das Fänomen nur bey Wolken (oder Nebel) Statt finde, und selbst

bey solchen, deren Theilchen gefroren sind, aber nie bey Regentropfen, wie der Regenbogen. *)

Eine Abbildung der ganzen Erscheinung findet sich im neunten Bande der allgem. Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Die Schriften der Gesellschaft zu Manchester habe ich nicht zur Hand, um eine Vergleichung zwischen dieser und der von Haygarth bemerkten Erscheinung anstellen zu können. Der Beschreibung nach, weichen sie in der Anzahl der farbigen Kreise von einander ab.

In einem Nachtrag erzählt Hr. v. Winterfeld, daß er nach der Zeit selbst eine ähnliche Erscheinung gehabt habe, als er an einem Sommermorgen über eine Wiese hingefahren, die mit einem dichten Nebel bedeckt war. Nur zeigte sich hier bloß ein einziger farbiger Kreis dicht um den Schatten. Gerade einen solchen Fall führt Priestley in seiner Geschichte der Optik (S. 434 der teutsch. Uebers.) an. Ein gewisser Dr. M'Fait befand sich auf einer Anhöhe in Schottland, von wo ihm die ganze Gegend mit einem dichten Nebel, wie mit einer Sündfluth, bedeckt schien, aus der nur hier und da die Spitzen entfernter Hügel hervor ragten. Sein Schatten fiel auf den Nebel, und um den Kopf desselben nahm er einen Regenbogen wahr. Ein andermal sah er unter diesen Umständen eine doppelte Reihe von Farben um seinen Schatten. Die Farben der äussern Reihe waren

*) Memoires de l'Acad. des Sc. 1744. pag. 367.

ren breit und sehr deutlich allenthalben zwey Fuß weit von seinem Körper entfernt. Darauf folgte ein schwärzlicher Zwischenraum, und nach diesem eine schmälere Reihe von Farben, die sich hart an den Schatten schloß, der sehr verkürzt war.

Wahrscheinlich rührt die Verschiedenheit in der Anzahl der Kreise, theils von der Verschiedenheit in der Art wie der Schatten auffällt, ob vertikal oder mehr oder weniger horizontal, theils von der verschiedenen Stärke des Lichtes her. Die weiter abstehenden Kreise werden von einem schwächern Licht nicht so leicht bemerklich gemacht — so wie aus diesem Grunde auch oft der Regenbogen nicht sichtbar ist.

Hr. von W. erklärt die Erscheinungen dieser Art für ordentliche Regenbogen, „ und ich sehe, setzt er hinzu, nur zwey Einwürfe.

1. „Der Haygarthische Bogen hatte nicht die Größe eines gewöhnlichen Regenbogens. Hierauf dient zur Antwort:

„Die Größe der Regenbogen ist verschieden, und hängt von dem Stande der Sonne und des Mondes, von der Nähe und Ferne, vielleicht auch von der Beschaffenheit der Wassertheilchen ab. Hier stand die Sonne sehr niedrig, und die Wassertheile waren fein, dicht und nahe, daraus entstand ein Regenbogen der kleinsten Art. "

So wie hier die Antwort ausgedrückt ist, könnte man verleitet werden zu glauben, daß ein Regenbogen desto kleiner wäre, je niedriger die Sonne stände. Allein im Gegentheil der Regenbogen, oder richtiger, das Stück des Kreises das den Regenbogen ausmacht, ist desto größer, je niedriger die Sonne steht. Gewöhnlicher Weise kann er nicht größer als ein Halbkreis werden, und dieser Fall tritt ein, wenn die Sonne sich gerade im Horizont befindet Rückt sie hingegen bis zu 42. Graden und darüber am Himmel hinauf, so ist gar kein Hauptregenbogen mehr möglich; nur von dem Nebenregenbogen ist noch ein Stückchen sichtbar, und auch dieses verschwindet, wenn die Sonne bis zu 54 Graden hinauf steigt.

Ferner scheint Hr. von W. mehr die Feinheit und Dichtheit, als die Nähe der Wassertropfen, für die Ursache der Kleinheit des Regenbogens anzusehen, da es doch nur die letztere allein ist. Je näher man nemlich der Regenwand kömmt, desto kleiner wird der Umfang des ganzen Kreises, wovon der Regenbogen ein Theil ist; der Bogen selbst aber wird desto größer, das heißt, er enthält desto mehr Grade des Kreises. Ist man dem Regen so nahe, daß man mit einer Oeffnung eines Zirkels von 42 Graden einen Kreis beschreiben kann, der überall in die Regenwand einschneidet, (wobey man sich den Scheitel des Wirbels im Auge, und den unbeweglichen Schenkel in der Richtung einer

linie von der Sonne durchs Auge gezogen, denken muß) so wird man den Kreis sehr klein, aber ganz sehen können, bis auf das Stück, wo er durch den Schatten des Körpers unterbrochen ist — welches ungefähr eben so wie in der Haygartischen Erscheinung ist. Die Größe des Bogens ist also in der That kein Hinderniß, diese Erscheinung für einen wahren Regenbogen zu halten.

Der zweyte Einwurf, den sich der Verfasser macht, ist folgender:

„Bey Hagel und Schnee hat man nie Regenbogen bemerkt, folglich kann auch in gefrornen Dünsten dergleichen nicht Statt finden. — " und er antwortet darauf:

„Zuerst ist nicht erwiesen, daß bey Schnee und Hagel nie ein Regenbogen statt findet. Aber angenommen es sey, so folgt doch daraus nicht, daß auch in Dünsten feinerer Art sich keiner bilden könne. Hiernächst ist ungewiß, ob die Dünste wirklich gefroren gewesen."

Das Letzte ist wohl das wichtigste: es ist ungewiß ob die Dünste wirklich gefroren gewesen. Ja, kann man sagen, wenn auch gefrorne Theilchen im Nebel vorhanden waren, so war doch nicht der ganze Nebel gefroren. Nun bemerkt zwar

schon Bouguer, daß die Erscheinung bey Wolken Statt finde, die gefrorne Dünste enthalten; aber da sie sich auch bey solchen ereignet, in denen keine gefrornen Dünste vorhanden sind, so kann man sicher schließen, daß in den andern Wolken und Nebeln nicht die gefrornen, sondern die nicht gefrornen Theilchen die Ursache der Erscheinung sind.

Es thut hier also nichts zur Sache, ob bey Schnee und Hagel Regenbogen möglich sind oder nicht. Allein es bleibt noch ein dritter Einwurf übrig, der nicht so leicht aus dem Wege zu räumen seyn möchte.

Es stimmen die Winkel, unter welchen die Halbmesser dieser Kreise erscheinen, nicht mit den Winkeln, unter welchen wir die Halbmesser der Regenbogen sehen, überein.

Der Regenbogen gehört zu den wenigen fysischen Erscheinungen, deren Theorie durch Hülfe der Mathematik vollständig entwickelt ist. Dieser Theorie zufolge entsteht der Regenbogen, indem die Sonnenstrahlen in den soliden und kugelförmigen Regentropfen auf eine gewisse Weise gebrochen und reflektiert werden. Ist die Größe der Brechung (das Brechungsverhältniß) aus Luft in Wasser bestimmt, so ist auch der Winkel für den Halbmesser des Regenbogens bestimmt. Und so hat man gefunden, daß dieser Winkel für den Hauptregenbogen 40 bis

42, und für den Nebenregenbogen 51 bis 54 Grade beträgt. Hingegen bey der Erscheinung, von welcher hier die Rede ist, fallen die Grade, nach der von Bouguer angestellten Messung, ganz anders aus *), folglich sind diese Kreise keine Regenbogen. Nähme man freylich anstatt der Wassertropfen Kügelchen von einer andern durchsichtigen Materie, so würde man ein anderes Brechungsverhältniß und folglich auch andere Winkel erhalten. Ich sehe aber nur nicht, wo diese dichten Kügelchen in einer lockern Wolke oder einem Nebel herkommen sollten, da niemand etwas von durchsichtigen Hagelkörnern dabey beobachtet hat; und solide Kügelchen müssen es durchaus bleiben, wenn die Theorie vom Regenbogen darauf anwendbar seyn soll.

Indessen hat es selbst nicht an berühmten Fysikern gefehlt, welche die Erscheinung zu den Regenbogen gerechnet haben, und diese hat Hr. v. W. auf seiner Seite. Ich nenne hier nur die Namen eines Muschenbroek (Introduct. ad Philosoph. natur. §. 2444), Bergmann (Fysikal. Erdbeschr. 2ter Bd. §. 120), Erxleben (Anfangsgründe der Naturlehre §. 743), von welchen die beyden ersten auch

 einige

*) Bouguer fand nemlich den Durchmesser des ersten Kreises 5 2/3; des zweyten 11, des dritten 17, und des vierten 67 Grade. Es wäre sehr zu wünschen, daß man mehrere Messungen der Art hätte, in wie ferne die Grade auch unter verschiedenen Umständen mit einander übereinstimmen.

einige Gründe für die Abweichung angegeben haben, die aber wenig bedeuten.

Andere Naturforscher haben die Erscheinung lieber zu den Höfen (coronis) gezählt, wie z. B. Priestley (Gesch. d. O. S. 431), und Gehler (Fysikal. Wörterb. unter den Artikeln Hof und Regenbogen); allein ich weiß nicht, ob mit größerm Rechte. Denn wenn man auch nicht der Meynung von Huygens folgt, daß dunkle Kügelchen, mit einer durchsichtigen Rinde umgeben, die Ursache der Höfe sind, sondern, wie mehrere Fysiker thun, die bloßen Dünste oder Nebel dafür annimmt: so ist doch die Verschiedenheit der Umstände immer noch sehr auffallend. Bey den Höfen liegen die Dünste zwischen dem leuchtenden Körper (Sonne oder Mond) und dem Beobachter; hier aber befindet sich der Beobachter zwischen dem leuchtenden Körper und den Dünsten. Dort ist vielleicht schon eine bloße Beugung des Lichts hinreichend, hier aber muß eine Zurückwerfung und eine Brechung oder Beugung desselben vor sich gehen.

Man muß also diese Erscheinung wohl für eine eigene Art (species) von halben Kreisen oder Bogen ansehen, für welche das Gesetz noch erst ausfindig gemacht werden soll, und Hr. v. W. hat sie in dem Nachtrage nicht übel Nebelbogen genannt.

Zuletzt gedenkt er noch des Vorschlags des Hrn. Hofraths (nicht Legazionsrath) Lichtenberg im Göt-

schen

tingschen Taschenbuche für 1794 — einen Regenbogen auf dem trocknen Wege zu erhalten. Er meint, die Glaskügelchen müßten, wenn der Versuch gelingen sollte, frey schweben, wie die Regentropfen, oder wenigstens eine weiße Unterlage haben. Mir scheint aber gerade das Gegentheil erfoderlich — eine schwarze Unterlage. Denn da nicht alles Licht, das auf die Kugel fällt, von der hintern Fläche derselben zurückgeworfen wird, sondern das meiste hindurch geht: so würde dieses von der weißen Wand aufgefangen und nach allen Seiten zurückgeworfen werden. Dadurch müßte der Regenbogen nothwendig entstellt und verwirrt werden. Hierzu käme noch, daß der größte Theil dieses durchgehenden Lichts wegen der Brechung im Glase farbig wäre; folglich würde die Verwirrung desto größer seyn. Endlich lehrt die Theorie und die Erfahrung, daß das Licht des Regenbogens nur ein schwaches Licht ist, welches von unsern Augen nur deßwegen vorzüglich empfunden wird, weil die benachbarten Gegenstände ihnen ein noch schwächeres Licht zusenden. Daher ist der Regenbogen bey etwas hellem Wetter blaß und schlecht zu erkennen, hingegen bey recht dunkelm Himmel desto glänzender. Man muß also bey dem künstlichen Regenbogen alles fremde Licht der zunächst befindlichen Gegenstände so viel als möglich zu entfernen suchen. Die schwarze Farbe aber hat die Eigenschaft das auffallende Licht einzusaugen. Eine schwarze Wand würde also nicht bloß die durchgehenden Strahlen zurückhalten, son-

dern durch ihre Dunkelheit den schwachen Eindruck des Regenbogens auf das Auge verstärken, und seine Farben in dem möglichst lebhaften Glanze sehen lassen.

Hr. v. W. äußert selbst am Ende seines Aufsatzes die Vermuthung, daß die grüne Farbe der Blätter die Ursache wäre, warum man in bethautem Grase keine Regenbogen gewahr würde. Könnte das aber schon die grüne Farbe hindern, wie viel mehr müßte es die viel hellere weiße thun! Indessen ist es auch gewiß, daß die grüne Farbe die Wirkung nicht hat, die Hr. v. W. ihr beylegt. Sie schwächt wohl den Glanz des Regenbogens, aber sie vernichtet ihn nicht ganz. Denn sieht man nicht häufig einen Theil des Regenbogens vor einem grünen Felde stehen, oder sich eine ganze Strecke über das Gras hinziehen? Freylich sticht dieser Theil gegen das Uebrige merklich ab, aber er läßt sich doch immer noch sehr gut erkennen. Ja man hat sogar Beyspiele von förmlichen Regenbogen in bethautem Grase. *) Daß sie so selten sind, rührt bloß daher, weil

*) In den Act. Erud. Supplem. IV. pag. 28 wird aus Parent's Recherches de Mathemat. et Phyſ. eine Beobachtung von einem solchen Bogen, der sich in aufgethautem Reife sehen ließ, angeführt, und bey dieser Gelegenheit bemerkt, daß Wolf dergleichen verschiedene mahl auf den Feldern bey Jena beobachtet habe. Ein anders Beyspiel findet sich in den Philoſ. Transact. Vol. XXXI. pag.

weil es nur durch ein glückliches Ungefähr geschehen wird, daß die Thautropfen sich auf einer Wiese so gleichförmig und ebenmäßig vertheilen, wie es zum Regenbogen erfoderlich ist. Gewöhnlich sind die Unterlagen der Tropfen, wegen des Schwankens der Grashalme, in einer beständigen Bewegung und nach den verschiedensten Richtungen gekehrt. Dadurch werden bald die auffallenden, bald die zurückgeworfenen Strahlen, die den Regenbogen bilden sollen, aufgefangen. Ausserdem sind die Tropfen von sehr ungleicher Größe und Figur; die kleinen bleiben rund, die größern drücken sich mehr oder weniger platt, oder fließen auch wohl gar in einander — Was für Hindernisse für eine regelmäßige Brechung und Zurückwerfung!

Gotha, im Dec. 1795. Kries.

VI.

---

pag. 229. wo ein gewisser Dr. Langwith berichtet, daß er an einem neblichten September-Morgen über eine Wiese bey Oxford geritten, und als sich der Himmel aufzuklären, einen Regenbogen auf der Erde gewahr worden sey, der sich über einige hundert Yards erstreckt habe. Die Gestalt desselben war nicht, wie gewöhnlich, rund, sondern, wie es auf einer horizontalen Ebene seyn mußte, nach einem Kegelschnitt gekrümmt — in diesem Falle hyperbolisch. Der Bogen bewegte sich vor ihm her, so wie er fort ritt.

VI.

An Hrn. Rath D. Hufeland in Jena,

über dessen Wort im N. T. Merkur 1795. 10. St. S. 168.

vom Verf. des Arkesilas.

Als ich meine Probe aus dem Arkesilas in den Merkur einrücken ließ, so wählte ich absichtlich eine von den Episoden dieses Werks, und zwar eine von den eristischen, um theils etwas zu liefern, das ohne das Ganze verständlich sey, theils einige Erinnerungen zu veranlassen, die mir in der Folge nützlich seyn könnten. Da ich die Medicin als eine der Menschheit überhaupt, und nicht einer besondern Zunft, angehörige Sache betrachtete, so brauchte ich kein anderes Journal zu wählen, als ein solches, daß, der größern Anzahl nach, ein denkendes Publikum hat. Die Medicin wird zwar, wenn sie gewissenhaft ausgeübt werden soll, immer ihren ganzen Mann erfordern: aber in so fern neue Beobachtungen für sie gesammelt werden sollen, kann nicht nur ohne Schaden, sondern mit vielem Vortheil für die Menschheit, jeder denkende und beobachtende Mann wichtige Beyträge für sie liefern. Quacksalberey wird nur allein durch Aufklärung vertrieben werden können. Polizeyanstalten vermögen hierüber theils wenig, weil

sie

sie nur die unzünftigen Quacksalber verfolgen, die zünftigen aber schützen muß, und also nur den Vortheil der Aerzte des Tages, aber nicht der Menschheit besorgen kann; theils hat sie kein Recht sich hierein zu mischen: denn die Obrigkeit kann mich nur dann zwingen, mein Vertrauen den von ihr autorisierten Personen zu schenken, wenn sie mir, wofern ich dadurch zu Schaden komme, gehörigen Schaden-Ersatz gewähren kann, was hier gar nicht angeht. Ich bin daher nie des Glaubens gewesen, daß die Medicin als Wissenschaft sich ein heiliges Ansehen geben, und der Arzt sich gegen Layen in ein geheimnißvolles Dunkel einhüllen müsse: sondern ich bin überzeugt, daß jedermann eben das Recht hat, sich Einsichten in sie zu erwerben, als in die Fysik und die Mathematik; ja daß sie nur dann einigermaßen jenen Wissenschaften nachkommen wird, wenn sie, ihrem theoretischen Theil nach, Angelegenheit der Liebhaber wird.

Daß ich über meine Aeusserungen Streit bekommen könnte, vermuthete ich; aber ich glaubte auch, daß bey diesem Streit etwas für die Wahrheit zu gewinnen wäre, ohne daß ich deswegen Mißhandlungen zu erdulden hätte. Ob ich gleich kein Neuling in der Litteratur bin, so vergesse ich doch immer, daß die Sitte der barbarischen Zeiten, in denen es unerlaubt war, seinen Gegner bey einem öffentlichen Kampfe mit vergifteten Waffen anzugreifen, bey den Gelehrten des achtzehenden Jahrhunderts noch nicht eingeführt ist. Am wenigsten aber hätte ich den Gebrauch solcher Waffen von

Ihnen,

Ihnen, Herr Rath, vermuthet. Ich wäre undankbar, wenn ich nicht gestehen wollte, manches aus Ihren Schriften gelernt zu haben. Ich habe Sie nach den Zeugnissen der Männer, die sie näher kennen, für einen edlen Mann gehalten, und, wie einige meiner Freunde sagen müßten, ihre Bekanntschaft gewünscht. Und nun komme ich auf eine solche Art zu der Ehre, wenigstens einmal Ihr Korrespondent zu werden, die für mich äusserst kränkend ist, weil ich meine Ehre gegen einen Mann vertheidigen muß, dem ich nie die geringste Gelegenheit gab, mich zu beleidigen. Daß ich mich in ihrem Karakter und in dem Horizont ihrer Denkart so gar sehr sollte verrechnet haben, das kann ich aber doch noch nicht glauben. Ich finde S. 139 den Schlüssel zu einer mildern Erklärung. Sie sagen, Sie seyen indigniert, d. i. zu teutsch, ungehalten oder zornig worden. So etwas kann nun freylich auch einem weisen Manne begegnen: nur sollte man in einer solchen Perturbazion des Gemüths nicht schreiben; denn littera scripta manet. Daß Sie wirklich nicht mit kaltem Blute schrieben, beweist schon ihre Namensunterschrift. Die Urbanität hätte erfodert, dem Arkesilas auch einen angenommenen Nahmen, etwan einen Krates entgegen zu setzen, oder doch, wenn man dies nicht wollte, die Wissenschaft ohne ein anderes, als das Gewicht der Gründe, zu vertheidigen. Ich erstaunte gewiß noch mehr als Sie wohl vermuthen

mutheten, da ich unter einem Aufsatz, worin Sie ihren selbsterwählten Gegner so bitter und verächtlich behandeln, den Nahmen Hufeland fand. Einen jungen Mann durch das Gewicht Ihres Nahmens, wie mit einer Fliegenklappe, nieder zu schlagen, konnte gewiß Ihre Absicht nicht seyn, indessen fällt doch in die Augen, daß Sie sich dadurch einer übeln Ausdeutung bloß gegeben haben. Nicht geringer war mein Erstaunen, wie Sie sich, nach durchlesung meines Aufsatzes, überreden konnten daß ich die razionelle Medicin angreifen wollte? — Freylich in dem Sinne, wie man sich anmaßte eine razionelle Psychologie und Kosmologie zu besitzen, giebt es auch keine razionelle Medicin: aber in dem Sinne, wie ich hoffe daß Sie das Wort nahmen, beruht ja meine ganze Foderung darauf, daß sie razionell werden soll.

Die Toleranz, die Sie Molieren angedeihen lassen, ließen ihm die damaligen Mediciner gewiß nicht angedeihen, und Sie setzen sich dem Gemeinplatz aus, daß die damaligen Mediciner, ohne Zweifel, die Mediciner, die hundert Jahre vor ihnen lebten, eben so willig Preis gegeben haben werden, als Sie die Mediciner zu Molieres Zeiten Preis geben. Diese werden wahrscheinlich auch gesagt haben: als ein Montaigne die Aerzte angriff, so that er recht; denn damals war die Kunst noch gar nicht vervollkommnet: aber daß Moliere

liere Uns, die sie so weit gebracht und so sehr vereinfacht haben, angreift, das ist sehr ungerecht, und zeigt ein böses Herz! — Wenn du aber wieder kämest, biederer, aufgeklärter Montaigne, würdest du jetzt wohl viel an dem, was du über die Aerzte und ihre Kunst sagtest, ändern?

Die Kantische Miene, die Sie in meinem Aufsatz finden, ist bloß in Ihrer Fantasie; oder geben Sie mir doch die Stelle an, die ein Leibnitzianer nicht eben so gut, ja die der alte Arkesilas selbst nicht hätte schreiben können? Daß der Letztere andere Beyspiele zur Erläuterung gewählt haben würde, ist freylich jedermann klar.

Die große Schädlichkeit meines Aufsatzes ist vollends gar nicht zu begreifen. Weder der Merkur, noch ein anderes Journal hatte ja das Publikum, das er haben müßte, um diesen Schaden stiften zu können. Ferner prangt ja mein Aufsatz mit keinem berühmten Nahmen; er steht als ein Waise da, und hat nichts, das ihm in der Welt Gewicht geben kann, als die Gründe die ihn unterstützen. Und wenn selbst ein Engel wider eingewurzelte Vorurtheile spräche, was würde es denn helfen? Was ist ein einzelner Aufsatz im Merkur, gegen das, was schon gegen Gespenster, Hexen, und andern Aberglauben geschrieben murde, und was hat es noch im Ganzen gefruchtet. Die Beschuldigung, daß mein Aufsatz

satz junge Leute verführen könnte, ist von Sofisten und Fanatikern eines jeden Jahrhunderts so abgenutzt, daß ich sie aus dem Munde eines Mannes wie Sie nicht zu hören geglaubt hätte. Uberdies träfe sie meinen Aufsatz, wofern sie ihn träfe, von einer ganz andern Seite als Sie dafür halten; denn nicht die Lobpreisung der Empirie, (in dem Sinne worin Sie das unschuldige Wort zu nehmen scheinen) sondern die Foderung einer größern Entfernung von dieser Empirie, als der Medicin vielleicht je möglich seyn wird, wäre der Vorwurf, den man meinem Aufsatze mit einigem Scheine machen könnte. So viel über Ihre Rücksichten wegen der Bekanntmachung im Merkur. Nun zur Sache.

Sie wollen zuerst beweisen, daß ich kein Arzt bin. Was wollen Sie damit sagen? Daß ich von der Arzneywissenschaft nichts verstehe? so begehen Sie ein wahres Hysteron proteron, indem Sie in dem ersten Abschnitt beweisen wollen, was erst aus dem 3ten, daß nemlich meine Hauptgründe völlig grundlos seyen, folget. Oder wollen Sie nur damit sagen, ich sey nicht Doktor der Medicin? Wie kann Ihnen unbekannt seyn, daß man Doktor der Medicin heißen kann, und gar nichts von der Medicin zu verstehen braucht? In diesem Falle können Sie also unmöglich beweisen, was Sie beweisen wollen; und dieser erste Anfall ist also nichts weiter, als ein verunglücktes Argumentum ab invidia.

Sehr gut wäre es gewesen, wenn Sie den Unterschied zwischen signis coëxistentibus und consecutivis definiert hätten; denn es giebt (wie Sie wohl wissen werden) berühmte Semiotiker, bey denen er nicht unter diesem Nahmen vorkommt. Sie mögen ihn aber erklären wie Sie wollen, so bleibt es immer ein Unterschied, der das Zeichen im Verhältniß zur Krankheit bestimmt, da ich von der Würdigung der Zeichen an sich rede. Daß die Aerzte diesen Unterschied der Zeichen nicht erkannt haben, das habe ich nicht gesagt; denn ich habe schon längst in Sauvages Pathologia gelesen: Quidquid est alterius causa vel effectus, illius signum est certum. Aber daß man noch nicht genug Mühe auf die Unterscheidung der Zeichen, deren Bedeutung man durch die Erfahrung gewiß kennt, von denen, wo man sie nur aus bloßer Induktion kennt, gewandt hat, das ist die Klage des Arkesilas. Er klagt hier nicht sowohl, daß nicht einige Aerzte gewußt hätten was man thun solle, sondern daß es die Aerzte überhaupt nicht thaten.

Um eine Krankheit zu bestimmen, dazu gehört ein Obersatz, dessen Subjekt einige der vorkommenden Symptomen, und das Prädikat die Krankheit ist, und ein Untersatz, dessen Subjekt der Kranke und das Prädikat eben die Symptomen sind. Der Obersatz ist nun aber hier offenbar aus der Nosologie genommen, und kann nie aus der Semiotik genommen werden. Sie verwechseln hier die Diagnosis der Krankheit in abstracto mit der

in concreto; nur die Letztere ist der Gegenstand der Semiotik.

In dem folgenden verwechseln Sie den Grad der Krankheit mit der Gefährlichkeit derselben. Krankheiten, in denen kein Verhältniß zwischen den Ursachen und den äussern Erscheinungen vorhanden ist, (S. 143. 1. Z.) kenne ich nicht, und wenn es deren giebt, so sind sie kein Gegenstand der Erfahrung, sondern gehören in das Reich der Wunder.

Daß man durch den Gang der Krankheit allein ihre Dauer bestimmen könne, habe ich nirgends gesagt: aber wenn man nicht einmal weiß, welchen Gang (wobey von gar keiner Zeitdauer, sondern nur von dem Verhältniß der Stadien der Krankheit unter sich, die Rede ist) die Krankheit nimmt, so kann man über ihre Dauer nichts bestimmen. Oder können Sie jemanden vorher sagen, wann er seine Sommersprossen verliehren wird? Ihr Ausruf, welche Unwissenheit! (S. 143) während Sie selbst meiner Meinung sind, ist sehr sonderbar. Das, was ich sage, ist ja wahr; nur das soll falsch seyn, daß es nicht schon längst beobachtet worden sey. Aber sagen Sie mir doch, wo es durchgängig geschehen ist? Daß es in semiotischen Vorlesungen oft äusserst vernachlässigt wird, das weiß ich aus Erfahrung: aber hier heißt es, exempla sunt odiosa! Daß es in beliebten Büchern nicht geschieht, weiß ich auch ganz gewiß. Lä-

cherlich ist aber der Schluß: „wer keine Semiotik versteht, der hat keine Vorlesungen darüber gehört" — denn er beweist ja nur, wenn der entgegengesetzte gilt: „wer Semiotik gehört hat, der versteht sie." Ein Satz, den wohl kein akademischer Lehrer je behaupten wird.

Daß Ein Mittel, nach der jetzigen medicinischen Kunstsprache, verschiedene Wirkungen haben kann, (S. 144) weiß freylich jeder Anfänger, der (wie Ihnen wohl selbst schon vorgekommen seyn wird) in der Medicin subjektiv fast immer mehr weiß, als der erfahrne denkende Mann. Aber ob man nicht daraus den Schluß machen könnte, „daß die wahre Wirkung des Mittels die nach den Umständen verschiedene Erscheinungen giebt, nicht richtig bestimmt seyn müsse," — das ist eine andere Frage, auf die ich aufmerksam machen wollte, und wo Sie das Unglück hatten, anstatt meinen Zweck zu errathen, mir Unwissenheit einer medicinischen Lehre, („daß einerley Mittel oft ganz verschieden wirken") vorzuwerfen, die ein solcher Gemeinplatz ist, daß sich jedes altes Weib darauf herum tummelt. Alles was Sie mich hier lehren wollen, weiß ich wirklich, und wenn mir das Papier nicht zu lieb wäre, so wollte ich Ihnen alle Wirkungen die ich von Mitteln zusammen stellte, ganz gut aus dieser oder jener Hypothese über Ihre eigentliche Wirkungsart erklären. Aber daß man sich nicht damit behelfen, sondern ihre wahre Wirkung kennen zu lernen suchen soll, darauf wollte ich dringen. Was Sie weiter

sagen,

sagen, ist sehr übereilt; denn ganz entgegengesetzte Ursachen sind Ursachen, von denen die eine gerade das aufhebt, was die andere setzt: diese können also nie gleiche Wirkung hervorbringen. Vermuthlich wollten Sie schreiben, daß in einer gewissen Rücksicht entgegengesetzte Dinge, in einer andern Ursachen gleicher Wirkungen seyn können. Dies weiß ich aber, Gott sey Dank! schon so lange, als es mir begegnete, daß ich mich in einem warmen Zimmer befand, das mir sehr wohl that, und in einem kalten, das mir auch wohl that. Aber ich würde es immer für lächerlich halten, wenn einer sagte: „ich habe erfahren, daß ein warmes Zimmer wohl thut" — und ein anderer: „ich; daß ein kaltes wohl thut," — und wenn dann, sobald ein dritter sagte: — „das ist zu unbestimmt; ihr müßt mir eine Verbindung angeben, woraus sich diese Gleichheit der Wirkung begreifen läßt; nicht die Wirkung der Kälte oder Wärme, als solche, kann es seyn was euch wohl that, sondern die Relazion, in der die unmittelbare, eigentliche Wirkung der Wärme oder Kälte zu euch zufälliger Weise stand" — wenn dann, sage ich, ein vierter käme und riefe: „welche Unwissenheit! Weiß denn der Mensch nicht, daß ganz entgegengesetzte Ursachen einerley Wirkungen, und einerley Ursachen ganz verschiedene Wirkungen hervorbringen können?" — Mir sind die Katalogen der Ursachen der Krankheiten gar wohl bekannt, und ich weiß auch, daß es einem sowohl von Hunger als von Uebersättigung übel werden kann: aber ich sehe auch das Ge-

wagte und Abgeschmackte, manches für die Ursache einer Krankheit anzunehmen, welches dafür gilt, sehr deutlich ein. Ich möchte doch auch gern wissen, ob Sie etwan alle angegebene Fiebermittel in Schutz nehmen wollten?

Am meisten haben Sie sich vergessen, wenn Sie den Nichtarzt sogleich aus meiner Aeusserung über die Anatomie erkennen wollen. (S. 145) Stahl sagt. „Nego videlicet, quod ex universa structura, structura inquam atque textura partium corporis organicarum non solum specifice, quatenus mechanicae sunt, sed etiam generice, quatenus textae atque structae sunt, quidquam subsit, quod vere ad Medicum pertineat, seu Medico quatenus tali absoluta, imo vero absolute ulla necessitate cognitum esse debeat. Plus dico. Nego quod talis cognitio aut notitia Medico stricte dicto, quatenus tali, ad scopum suum medendi, restituendi, reparandi, vel praeoccupandi specialissime, vel resarciendi, etiam solum utilitatem eximiam affert. *Paraenesis, de aliena a medica doctrina arcendum.* Armer Stahl! Nun wirst du auch aus der Reihe der Aerzte ausgestrichen. Weil sie dich nicht als Ketzer verbrennen konnten (welche Seligkeit die orthodoxen Aerzte bisher noch den Theologen überlassen mußten), so suchen sie dich wenigstens in Vergessenheit zu bringen, und brauchen nur etwa noch das Wort seiner Stahlianer, um einem denkenden Arzte wie z. B. einem Unzer, ihrer Meinung nach,

eine

eine Makel anzuhängen. Aber ruhe im Frieden! Du wirst so gut als ein Mayow wieder an die Reihe kommen, und deine Verdienste werden erkannt werden! — Ich habe auch meine Meinung nicht so lakonisch hingesagt, wie Sie sie anführen; ich suchte sie zu beweisen. Warum haben Sie nicht meine Gründe widerlegt?

Nun glauben Sie aber noch nicht genug gethan zu haben; es wäre noch zu gut gewesen, nur zu beweisen, ich verstehe Nichts von der Arzeneywissenschaft. Ich hatte das Unglück Ihnen in meiner Schrift zu mißfallen: Sie müssen also auch beweisen, ich sey ein schlechter Mensch. Zwar haben Sie mir in erster Rücksicht noch manches geschenkt, das ich mit Dank erkenne. Denn so steht da, wo ich von der Indikazion rede, aus Versehen, Untersatz, wo Obersatz und so umgewandt, stehen sollte, woraus Sie hätten beweisen können, daß ich nicht einmal die Anfangsgründe der Logik verstehe. Dann habe ich es unentschieden gelassen, ob das Opium in der Gelbsucht gebraucht werde; etwas, weswegen Sie mir alle Belesenheit in neuen medicinischen Schriften hätten absprechen können; und so andere Sachen mehr, die ich den Arkesilas, der keinen Arzt von Profession vorstellen soll, ignorieren ließ. Allein so sehr ich Ihnen für diese milde Behandlung verbunden bin, so wenig kann es mir angenehm seyn, daß Sie mir Wahrheitsliebe absprechen. Wenn ich mit gleichen Waffen wie Sie streiten wollte, so könnte ich dagegen beweisen, daß Privathaß die Triebfeder dieses

Aufsatzes gewesen sey, und daß der Geist, der Ihnen denselben eingab, Rancune heisse; und dies würde ich (wie alle Personen, die mich genau kennen und Ihren Aufsatz lesen, Ihnen werden sagen können) gewiß wahrscheinlicher machen, als Sie es konnten, daß ich kein Arzt sey, und keine Wahrheitsliebe habe. Aber ich habe Sie nie beleidigt, und daher halte ich es für unedel Ihnen eine solche Gesinnung aufzubürden.

Ich übergehe also diesen Abschnitt Ihres Wortes ganz, und lege Ihnen nur folgende Alternative zur Auflösung vor. Entweder dient die Kreirung zum Doktor zu einem Beweise, daß man sich einem Menschen als Arzt anvertrauen dürfe, oder nicht.

Dient sie zu diesem Beweise, so sind die Collegia medica, die sich anmaßen diesen Beweis erst zu liefern, unnütz und eine Beleidigung der Rechte der Universitäten. Dient das Doktorseyn zu keinem Beweise, und müssen diesen erst die Collegia medica geben, so ist die Kreirung zum Doktor eine leidige Geldpresserey.

Bemerken will ich nur noch, daß der Widerwille gegen die Collegia medica gar nicht beweiset, daß man ein Empiriker sey, in Ihrem Sinne nemlich; denn Gideon Harvey war, und Reimarus ist noch jetzt, ein denkender Arzt. Es scheint, einige der Hrn. Aerzte, die den Ton anzugeben glauben, wünschen dem Wort Empiriker die Kraft geben zu können, welche die Wörter,

Föderalist, Terrorist u. d. g. in Frankreich erlangten, damit es ihnen recht bequem wäre, jeden Mann, dessen Aeusserungen ihnen nicht gefallen, sogleich dadurch, ohne andere Gründe, bey dem Publikum verhaßt zu machen, daß sie ihn einen Empiriker nennen.

Was Sie für meinen Haupteinwurf ausgeben, das ist es nicht. Von der Forderung, das innere Wesen der Dinge zu kennen, spricht Arkesilas den Arzt gleich im Anfange selber frey, oder eigentlich, er begehrt gar nichts dergleichen. Er dringt nur auf eine solche bestimmte Kenntniß der Gesetze aus der Erfahrung, als die Fysik in vielen ihrer Theile besitzt. Ihre Protestazion dagegen ist daher eben so richtig, als sie nicht paßt. Es freut mich auch herzlich, daß Sie, gegen das Ende, der Empirie, in der ursprünglichen Bedeutung des Worts, eine so schöne Lobrede halten.

In Ihrer Bestimmung des Werths der Medicin aber vergessen Sie sich wieder ganz. Sind Sie denn überzeugt, daß die schweißtreibende Methode sogar schädlich war? In ihrer Abhandlung über die Inokulazion der Pocken urtheilten Sie darüber ganz nach meiner Meinung, und ich verweise Sie hierüber an sich selbst. Die Sache verdiente überhaupt eine gründlichere Untersuchung; denn es ist doch schwer zu glauben, daß sowohl die Aerzte als die Menschen, die sich ihnen vertrauten, so manches Jahrhundert so gar dumm gewesen seyn sollten,

daß sie gesehen hätten, wie die Kranken immer durch diese Behandlung zu Grunde gingen, und demungeachtet dabey geblieben wären. Die Aerzte hielten damals die Medicin auch für so vollendet, als viele der jetzigen Aerzte glauben; wenn sie sich also so arg hätten täuschen können, so erregte dies gegen die Lobpreisung der jetzigen Vollkommenheit der Medicin, die aus dem Munde der Aerzte, bloß als solcher, kommt, wenigstens einigen Verdacht. Ueber unsere moderne Erziehung und die widersinnigen Vorurtheile, die man der Jugend für Gesundheitslehre oder Diätetik einprägt, ein andermal. Aber wie kommt der Aussatz hieher? Er verschwand ja zu einer Zeit, wo die Medicin noch ein gar erbärmliches Galimathias war. Eben so wenig beweist die Pest, sie verschwand ja auch bey der zweckwidrigsten Behandlung, und hätte sie auf die Medicin des jetzigen Jahrhunderts gewartet, um aufzuhören, so würden wir gewiß kein Wort mit einander wechseln; denn Europa würde jetzt entweder eine leere Wüste oder von Mongolen und Kalmucken bewohnt seyn.

Die Inokulazion ist ja ein Einfall der leidigen Empirie. Nennen Sie mir doch den Arzt der sie erfand! Zeigen Sie mir doch einen, der nur die Idee davon hatte, ehe wir sie, und zwar nicht durch die Aerzte, von türkischen Sklavenhändlern lernten? Sie war ja ein glückliches Wagestück der Industrie des Menschenhandels, und keine Entdeckung der Aerzte. Wollte ich in

Ihre

Ihre Fußtapfen treten, so würde ich Ihnen nun alle Kenntniß der medicinischen Geschichte absprechen: aber ich weiß, daß Sie das alles so gut wissen als ich, und daß Sie hier nur eiliger schrieben als Sie dachten. Auch der Gedanke, daß Sie vielleicht nur auf ein gewisses Publikum, bey dem ich herabgesetzt werden soll, und das freylich von der Sache nichts versteht, rechneten, kommt nicht in mein Herz, ob ich gleich nichts dafür kann, daß er meinem Kopfe einfällt.

Leider fällt diesem noch was auf, — Sie erlauben sich sogar Verfälschungen. Sie führen von mir an S. 146: „um die armen Empiriker, die es gar oft besser „verstehen als die Aerzte, zu verdrängen" — Mein! wo hab ich das gesagt? Dieser Gedanke ist mir nie eingefallen. Ich sagte nur: „daß, wenn es auf die Zahl der „Personen ankäme, die sich von einem Quacksalber geheilt „glauben, dieser oft über den Arzt gewinnen würde" — und dieses sagte ich aus der Erfahrung, und jedermann, der das blinde Zutrauen zu manchem Pfuscher beobachtet hat, wird es auch wahr finden. Wie Sie sich verzeihen können, mich so absichtlich zu verunglimpfen, begreife ich nicht.

So viel hielt ich für nöthig zu meiner Ehrenrettung zu sagen. Daß in dem Bruchstück des Arkesilas absichtlich manches schargiert ist, wird jeder Leser von Geschmack, der ihn unbefangen lieset, sogleich aus der Wendung

des

des Ganzen erkennen. Widerlegungen desselben werden mir sehr angenehm seyn; ich werde sie, wenn sie sich in eben den Schranken wie Arkesilas halten, benutzen, ohne etwas, bis das Ganze erscheint, das selbst viele Einwürfe lösen wird, darauf zu antworten. Diese Art der Widerlegung aber konnte ich nicht ungeahndet lassen.

Gegen Sie habe ich nun weiter gewiß keinen Groll. Wenn Sie Ihr Wort kaltblütig ansehen, so müssen Sie selbst finden, daß Sie mich persönlich beleidigten. Ich habe einen Gang mit Ihnen vor dem Publikum gemacht; dieses mag als unser gemeinschaftlicher Sekundant aussagen, wer verwundet wurde. Der Gang ist nun aus, und ich bin jetzt wieder so gesinnt, als wenn wir einander nie gesehen hätten. Vielleicht können wir gar noch Freunde werden. Der Fall ist ja so selten nicht, daß sich zwey Personen mit einander schlugen, die dann die besten Freunde wurden. Sollte es denn unmöglich seyn die gelehrten Fehden auf eben so edle Art zu führen, und zu endigen, als oft die Kämpfe auf Leben und Tod in dem rohen Zeitalter geführt und geendet wurden? In dieser Hoffnung bin ich ꝛc.

Zusatz des Herausgebers.

Der teutsche Merkur ist noch nie ein Tummelplatz für gelehrte Zweykämpfe gewesen, und ich gedenke ihn auch künftig nicht dazu zu machen. Aber der gegenwärtige

Fall

Fall nöthigte mich zu einer Ausnahme. Herr Rath und Professor D. Hufeland in Jena hatte die Ausfälle, welche Arkesilas (im 8ten Monatsstück des T. M. 1795) auf Arzeneywissenschaft und Aerzte überhaupt gethan hatte, gewisser Maßen zu seiner eigenen Sache gemacht, und (im 10ten St. des besagten Jahrgangs) in einer ziemlich harten Tonart und mit Einmischung empfindlicher, die Person des ungenannten Verfassers betreffender Aeusserungen, beantwortet. So ungern ich mich dazu bequemte, dieses sogenannte Wort im T. M. erschallen zu lassen, so konnte und wollte ich mich dessen doch nicht weigern, da mir deutlich genug zu erkennen gegeben wurde, daß man meine Weigerung als ein Zeichen einer ungerechten und beleidigenden Partheylichkeit für Arkesilas gegen die razionellen Aerzte aufnehmen müßte. Der Aufsatz des Hrn. D. H. wurde also abgedruckt; doch glaubte ich mir selbst sowohl als dem Verf. des Arkesilas schuldig zu seyn, wenigstens den Grund, warum ich das Fragment des letztern in den T. M. aufgenommen hatte, anzugeben, und einen zwar indirekten, aber darum nicht weniger harten Vorwurf, der mir deßwegen gemacht worden war, mit aller möglichen und gebührenden Schonung abzulehnen. Indessen war leicht vorherzusehen, daß der Verf. des Arkesilas sich daran nicht begnügen würde. Auch erhielt ich vor einigen Tagen die vorstehende Antwort an Hrn. D. H. und ich sehe nicht wie ich einem Manne, dessen Person im T. M. auf eine Art angegriffen war, die ihm überall, wo er bekannt ist,

nach

nachtheilig seyn muß, die Einrückung einer (wie mich däucht) in den Grenzen der Selbstvertheidigung stehen bleibenden Apologie hätte versagen können. Aber daran soll und muß es nun auch genug seyn; und wofern der Kampf noch fortgesetzt werden sollte, so wird eine Medicinische Zeitschrift den schicklichsten Platz dazu geben können.

W.

VII.

Beylage zu dem V. Artikel im Novemberstück des T. M. 1795.

Es hat dem Herrn Licenziat Wittenberg zu Hamburg beliebt, mich in einem Briefe vom 5ten Jänner d. J. wegen eines Aufsatzes im vorigen Novemberstück des T. M. die Fortdauer der Schröderischen Theater-Entreprise betreffend, auf eine solche Art in Anspruch zu nehmen, daß ich jeder andern Antwort überhoben seyn könnte, wenn ich (seinem Verlangen gemäß) den ganzen Brief mit diplomatischer Genauigkeit abdrucken ließe. Daß ich es nicht thue, geschieht bloß, weil es meiner ganzen Sinnesart zuwider ist, wegen einer Versündigung, die gewiß ihn selbst, sobald die erste Hitze der Leidenschaft verraucht war, reuen mußte, eine so grausame Rache zu nehmen — und

und nur, wenn er auf jener Zumuthung bestehen sollte, würde ich mich vor mir selbst entschuldigen können, wenn ich ihn mit Gewährung derselben bestrafte. Das äusserste, was ich inzwischen zur Befriedigung des Hrn. Lic. Wittenberg thun kann, ist folgende Stelle seines Briefes einrücken zu lassen. Ueber den Streitpunkt selbst mein Urtheil beyzufügen, wäre um so überflüssiger, da ich es dem Verfasser jenes Aufsatzes im Novemberstück nicht füglich abschlagen konnte, dieser Berichtigung eine Nachschrift beyzusetzen, und ich in Absicht auf Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Unternehmens, einen fremden Brief ohne ausdrückliche Bewilligung der Personen, die ihn schrieben und an die er geschrieben wurde, drucken zu lassen, keine andere Ueberzeugung haben kann, als worin Männer von Ehre und Gefühl stets übereinstimmten.

V.

Hamburg, den 5ten Januar 1796.

— „Ich will Ihnen, mein Herr Hofrath, erzählen, wie ich zu Schröders Brief gekommen bin, und Sie mögen alsdann urtheilen, ob ich ihn bübisch erschlichen habe. Ich hatte im verwichenen Sommer einige Freunde bey mir zum Mittagsessen, worunter sich ein wegen seiner musikalischen Talente bekannter und berühmter Mann befand. Schröders Brief war damals der allgemeine Gegenstand der Unterhaltung in Hamburg, und seiner wurde auch bey mir erwähnt. Ich hatte mich bisher gar nicht bemüht, diesen fameusen Brief zu bekommen, ob

er

er gleich in Hamburg fast allgemein bekannt war. Dasjenige was mein musikalischer Freund davon sagte, reizte meine Neugierde. Ich bat ihn, mir denselben zu verschaffen; er versprach es, hielt Wort, und theilte mir eine Abschrift davon mit, so wie ich sie unverstümmelt habe drucken lassen. Heißt dieß nun einen Brief bübisch erschleichen?“

„Ich hatte damals, als ich das Schreiben erhielt, wahrlich nicht die Absicht es drucken zu lassen. Aber Schröders darin geäusserte große Undankbarkeit gegen Hamburg war mir so auffallend, reizte meinen Unwillen zu sehr, als daß ich dabey hätte gleichgültig bleiben können. Ich beschloß also dieß Schreiben, welches bereits eine solche Publicität in Hamburg hatte, als wenn es gedruckt gewesen wäre, mit einigen Anmerkungen drucken zu lassen, und meine Vaterstadt an Schröders Undank zu rächen. Ich brachte meinen Entschluß zur Ausführung, theilte aber meine Anmerkungen vor dem Drucke einem Freunde von allgemein bekanntem, redlichem Karakter in Hamburg mit, und hatte das Vergnügen, alles von ihm gebilliget zu sehen. Meine Anmerkungen wurden auch in Hamburg von dem besten Theile der Stadt, worunter sich sogar viele von Schröders Freunden befanden, mit dem größten Beyfall aufgenommen, und man dankte mir für die Vertheidigung meiner Mitbürger und für die Demüthigung des Schröderschen Stolzes und Eigensinnes. Meine Anmerkungen, wurden so begierig

gierig gelesen, daß sogar eine zweyte berichtigte und vermehrte Auflage nöthig war, die noch immer gekauft wird, und also keinesweges den Weg alles Sudel- und Schmutzpapiers gegangen ist. — Von einer Pensionsanstalt, die sich, wie B. vorgiebt, bey Schröders Schreiben befunden, und die ich weggelassen haben soll, weiß ich nichts. Bey der Abschrift, die man mir mitgetheilt hat, findet sich nichts davon; ich habe diese Abschrift noch in Händen, und kann damit beweisen, was ich sage. Die mir Schuld gegebene Verstümmelung ist also eine Lüge.

A. Wittenberg. J. V. L.

Nachschrift zu dieser Berichtigung.

Hier ist, wie sichs in solchen Fällen gebührt, meine feierliche Ehrenerklärung. Ich erkläre, daß ich beym Niederschreiben jener Worte, die gewissen Personen so trübe Stunden gemacht haben, auch nicht die leiseste Ahndung davon hatte, daß der Herausgeber und Kommentator des Schröderschen Briefs ein so berühmter, geschätzter und unbescholtener Mann seyn könne, als der nothwendig seyn muß, in welchem eine Stadt, wie Hamburg, ihren Anwald und Vertheidiger gegen die stolzen Anmaßungen und den Undank eines ihrer Mitbürger gefunden zu haben sich Glück wünscht; daß ich mirs gar nicht einfallen ließ, daß dies der Herr Licenziat Wittenberg seyn

 könne,

könne, und daß ich ihn also auch mit allem, was ich gegen jenen Herausgeber und Kommentator bemerkte, weder treffen wollte noch konnte. Aber er fühlt sich getroffen, und schreit laut: ich bin's! Er erzählt ausführlich, durch welche Mittel er sich diesen Brief zu verschaffen gewußt habe, und beweist daraus sonnenklar, daß er diesen weder bübisch erschlichen noch verstümmelt habe. Dies verändert nun freylich die Sache ganz gewaltig, und mir bleibt nichts übrig, als der bußfertige Widerruf: der Herausgeber und Erläuterer des Schröderschen Briefs, für welchen sich der Herr Licenziat Wittenberg jetzt öffentlich erklärt, hat diesen Brief nicht bübisch erschlichen, sondern von einem musikalischen Freunde mitgetheilt erhalten: denn er sagt's ja selbst. Und wer wollte sich ermächtigen, einem so glaubwürdigen Mann, auf seine eigene Aussage, Treu und Glauben zu verweigern?

Eine Liebe fodert die andere, und so erlaube mir Hr. Wittenberg für alle die Artigkeiten, die er mir zugedacht hat, nur eine gewiß gutgemeinte Bemerkung zurückzugeben: er traue doch ja dem Rathe seiner Freunde nicht mehr! Denn was mußte das für ein Freund seyn, der, — da dem Herrn Licenziaten sein eignes Gefühl über die Bekanntmachung dieses Briefs vermuthlich eine leise Warnung zuflüsterte, und er sich also einem Freunde anvertraute, — eine solche Herausgabe eines fremden Briefes billigen konnte! Oder sollte man wirklich in Hamburg einen solchen Schritt für gleichgültig, oder

gar

gar für lobenswürdig halten? Nein, dies auch nur von ferne muthmaßen zu wollen, wäre eine nie abzubüßende Versündigung gegen eine Stadt, deren Einwohner von jeher Muster ächt teutscher Redlichkeit waren, und in deren Mitte ich selbst noch vor wenig Monaten diese Tugend im Gefolge aller sittlichen Grazien und Vorzüge erblickte. Bey uns hier zu Lande, und so unfehlbar auch in Hamburg, hat man über gewisse hier in Betrachtung kommende Dinge folgende Ueberzeugungen. Es ist unüberlegt und indiskret, einen Brief, der nur an mich geschrieben ist, einem andern auch nur zur Ansicht mitzutheilen, wenn ich nicht des Schreibers Erlaubniß dazu habe, oder wenigstens gewiß voraussetzen darf. Es ist höchst unanständig und mit dem Ehrgefühl eines Mannes, der die Rechte der Gesellschaft kennt, unvereinbar, einen Brief, den ein anderer an mich geschrieben hat, ohne seine ausdrückliche Einwilligung drucken zu lassen. Es ist noch unanständiger und beleidigender, einen Brief, den ein anderer an andere geschrieben hat, ohne Vorwissen und zum Verdruß des Schreibers und des Empfängers öffentlich bekannt zu machen. *) Aber es

 ist

*) Die Rechte eines Privatbriefs verdienten wohl in einem Zeitalter, wo unser Literaturwesen nur allzu oft, wie sich ein berühmter Schriftsteller ausdrückt, einer Gesindestube gleicht, und fast nur für Intelligenzblätter und Anekdotenjägereien Sinn hat, in einer allgemein gelesenen Zeitschrift eine genaue Zergliederung, oder eine eigene Abhand-

ist niedrig und entehrend, einen fremden Brief, nicht allein ohne Vorwissen und zum Verdruß des Schreibers und Empfängers durch den Druck auszubreiten, sondern auch diesen Brief zu einer Schandsäule zu machen, an die man die gehässigsten Beschuldigungen gegen des Schreibers Moralität anklebt und jedermann zur Schau ausstellt. Es ist hier nicht die Frage, ob ein solcher Brief in vervielfältigten Abschriften herumlief; ein Fall, den ich, beyläufig gesagt, bey der mir genauer bekannt gewordenen Delikatesse und Pflichtliebe der Schröderschen Gesellschaft hier sehr unwahrscheinlich finde; es ist die Frage, ob jemand einen fremden Brief überhaupt drucken und ihn zum unreinen Gefäß seiner gallichten Ergießungen machen darf? Wahrlich, wer ein solches Betragen billigen und uns darin bestärken kann, der ist nicht unser Freund, und erwiedert unser Zutrauen sehr schlecht! — Hr. **Schröder** schreibt an seine Mitschauspieler im Gefühle seines Unmuths, so wie man im täglichen Zirkel seiner Freunde und Kunstgenossen sein Herz ausschüttet. Diese, im **geschlossenen Kreise**, Freunden in unabgewogener Sprache mitgetheilten Geständnisse entweiht ein Fremder durch öffentliche Bekanntmachung, saugt daraus die gehässigsten Folgerungen, und bildet aus einem solchen Aktenstück die ehrenrührige Beschuldigung des **Undanks** und der Auf-

handlung. Das Recht, die Briefkasten der Verstorbenen zum Verdruß den Lebenden zu kompilieren, käme natürlich auch mit in Erwägung.

Aufführung gefährlicher Stücke. Doch Hr. Schröder wird ja wohl selbst am besten wissen, wie er sich gegen einen Mann benehmen will, der solche Angriffe auf solche Urkunden gründet. Ich frage hier nur noch alle ehrliebende Hamburger (die ich keineswegs als meine Richter perhorresciere, ob sie gleich der Herr Licenziat zu der ihm Beyfall zurufenden Partey macht) ob ein solcher Gebrauch eines so bekannt gemachten Briefes viel glimpflicher behandelt zu werden verdiente, als er von einem ihrer Mitbürger selbst in einem frühern Briefe aus Hamburg im Journal des Luxus und der Moden behandelt worden ist, auf welchen ich natürlich bey meinen Bemerkungen Rücksicht nahm?

Bey der Erbitterung, die der Herausgeber des Schröderschen Briefs in allen seinen Anmerkungen zeigt, war es auch wohl keine zu gewagte Muthmaßung von mir, daß einige sehr merkwürdige Zeilen, die Hr. Schröder wegen seiner Pensionsanstalt der Urschrift beygefügt hatte, und die selbst die frechste Lästerzunge beschämen mußten, in diesem Abdruck mit gutem Grunde weggelassen und unterdrückt worden wären. Dies nennt man eben nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch verstümmeln. Inzwischen ist bey einem so allgemein geschätzten Mann, und besonders bey einem Licenziaten beider Rechte, eine so hämische Verstümmelung irgend einer Urkunde durchaus ungedenkbar. Auch kann jeder Zweifler noch heute das Dokument, so wie er es abdrucken ließ, bey ihm selbst

zur Einsicht bekommen. Und so erkläre ich endlich auch dies zu Jedermanns Beruhigung, daß der Herausgeber jenes Briefs, zu welchem sich nun der Herr Licenziat Wittenberg öffentlich qualificiert, den Brief zwar aus einer verstümmelten Abschrift bekannt gemacht habe, sich aber dieser Unterlassungssünde keineswegs selbst schuldig wisse.

Und hiermit hätte ich alles gesagt, was ich meiner und fremder Ehre schuldig zu seyn glaubte. Mag nun lästern und schimpfen wer will! Das Papier wird alle Tage theurer und die Zeit kürzer. Ich weiß beydes besser anzuwenden.

Böttiger.

VIII.

Einige Bemerkungen

über den Aufsatz des Hrn. Ackermann im 9ten St. des Merkurs 1795.

Wenn Hr. v. Archenholz an dem Daseyn Germanischer Freyheit zweifelt, wenn ihm seine Bücher und Litteralien auf der Post vorenthalten und weggenommen werden, ohne daß man eigentlich weiß, auf wessen Befehl, so ist ihm dies wohl nicht zu verdenken. Aehnliche Klagen könnten wohl Mehrere führen. So ist z. B. der Moniteur, was auch der Obscuranten-Orden davon urtheilen mag, gewiß

ein

ein sehr vortrefliches Blatt. Nicht nur ist es dem Forscher der heutigen französischen Geschichte, als das vollständigste Protokoll das man hat, äusserst wichtig; sondern auch der Filosof, der Gelehrte, und jeder vernünftige Mann, dem es um Berichtigung seiner Begriffe zu thun ist, kann daraus sehr großen Nutzen ziehen, indem über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit hier von den vorzüglichsten Köpfen einer aufgeklärten Nazion debattiert wird, und solche oft so von allen Seiten betrachtet und untersucht werden, daß eine gänzliche Aufhellung derselben die nothwendige Folge davon seyn muß. Die hin und wieder in diesem Blatte vorkommende republikanischen Tiraden weiß man ohnehin zu würdigen. Wenn nun dieses Blatt, das man bestellt und wohl gar schon auf ein Jahr voraus bezahlt hat, von den Kaiserlichen Reichs-Postämtern nicht spediert, und dadurch dem nach Aufklärung Forschenden diese treffliche Quelle verstopft wird, ohne daß die Regierungen der einschläglichen Länder hieran den geringsten Antheil haben; wenn ferner der Reichsfiskal es wagt, in den Ländern angesehener Reichsfürsten Konfiskazionen ihm nicht anstehender Bücher vorzunehmen u. s. w. — soll man da nicht an der Existenz Germanischer Freyheit zweifeln? Oder will man Teutschland zu einer Oestreichischen Provinz herabsetzen? Will man etwa dem — Wiener Katalog der verbotenen (das heißt gewöhnlich der besten) Bücher, Reichsgültigkeit verschaffen? — Hr. Ackermann wünscht dagegen:

„man möchte nicht gegen die germanische Freyheit zu Felde ziehen, und dem teutschen Herzen seinen Trost oder seine Täuschung nicht rauben, die in diesem Falle leicht den Werth der Wahrheit aufwägen möchte.“ Schade nur, daß hier so wenig mit Täuschung anzufangen ist, wo vielmehr Alles auf Realität ankommt! Herr A. führt indeß einige Beyspiele von wirklich existierender teutscher Freyheit an; ob er gleich zugiebt, daß solche eigentlich nicht konstitutionell, sondern nur connivendo existiere. Er führt unter andern Friedrich den Großen an, „der seinem Volke die bürgerliche oder gesetzliche Freyheit in vollem Maße gegeben, ꝛc. ꝛc.“ Das war nun wirklich nirgend der Fall weniger, als unter der Regierung dieses in Hinsicht auf Geisteskräfte unstreitig großen Königs. Kann das wohl bürgerliche Freyheit heißen, wenn man kein Thor hereinpassieren konnte, ohne von den Accise-Spionen nach Kontrebande visitiert zu werden? Wenn man, bey den Verpachtungen aller Einkunfte, von den Pächtern alle Art von Bedrückungen auszustehen hatte? Wenn selbst die Söhne ganz angesehener Staatsbürger gemeine Soldaten werden müssen, ohne je Hoffnung zu Offiziersstellen zu haben, die bloß dem Adel zu Theil werden? Wenn der Bauer, der doch wohl auch zum Volke gehört, vier oder sechs Tage wöchentlich frohnen muß, und dabey aller Art von Mißhandlungen, nicht etwa nur der Edelleute und Beamten, nein! der Schreiber, der Bedienten und anderer Nichtswürdigen, ausgesetzt ist? Das wird Hr.

A.

A. nicht bejahen wollen, und eben so wenig läugnen können, daß der Preußische Staat eigentlich auf militärische Weise regiert werde. Das ist aber wahr, daß Friedrich zwar die Freyheit zu handeln, nicht aber die Denk- Schreibe- Druck- und Redefreyheit einschränkte. Er berechnete nemlich alles auf seinen und den davon unzertrennlichen Nutzen des Staats, und sah wohl ein, daß diese letztere Freyheit diesen ganz und gar nicht beeinträchtigte, daß derselbe hingegen weit mehr vom Aberglauben zu befürchten haben würde. Deswegen unterstützte er diesen nicht, und ließ jeden schreiben und sprechen was er wollte. Ein angesehener Fremder, der sein Erstaunen über die höchst freyen Reden, welche die preußischen Soldaten in Potsdam ganz laut in der Nähe des Königs äusserten, und welche bis zu Schimpfnahmen gingen, — nicht bergen konnte, erhielt von diesem die Antwort: „O! so lange meine Soldaten noch räsonnieren, (d. h. in der Preußischen Militärsprache widersprechen, lästern, schimpfen) so hat's nichts zu sagen; wenn sie aber einmal schweigen, dann ist Gefahr vorhanden.“ Eben so dachte er vom übrigen Volke. Diese Grundsätze eines so großen und klugen Königs, die zugleich nicht etwa in Büchern verborgen blieben, sondern eine lange Reihe von Jahren praktisch ausgeübt wurden, mögen sich diejenigen zu Herzen nehmen, die so gern den Fürsten alle Freyheit im Reden und Schreiben verdächtig machen möchten. — Solcher Länder, wovon Hr. A. S. 78 etwas erwähnt, lassen sich vielleicht in Teutsch-

land mehrere finden. Man kann noch mehr sagen: „es ist auch im teutschen Reiche für politische Freyheit, und zwar auf eine konstituzionelle Weise gesorgt. Haben wir z. B. nicht die Reichsgerichte, bey denen jeder bedrückte Unterthan gegen seinen drückenden Herrn wenigstens klagen kann?" — Hr. A. wird diese Freyheit freylich zu dem Gegentheil davon, wovon er S. 77 in der 3ten und 4ten Zeile von unten ein Beyspiel anführt, rechnen. Das beruht aber, so wahr es auch ist, doch nur auf Mißbrauch, der, unbeschadet der Reichsverfassung, abgestellt werden kann, und hoffentlich mit der Zeit abgestellt werden wird. Allein ein anderer Umstand ist mehr zu beklagen. Nemlich in dem finstern Zeitalter, worin die Reichsverfassung entstand, sah und dachte man bloß auf körperliches Eigenthum, auf Hab und Gut, kaum noch auf bürgerliche Ehre. Auf das dem verfeinerten Menschen weit werthere Eigenthum des Geistes wurde gar keine Rücksicht genommen, dessen freyer Gebrauch, Sicherheit und Unverletzbarkeit also in den Reichsgesetzen gar nicht gewahrt. Vielmehr bediente sich die Hierarchie, die freylich mit Vernunft und Aufklärung unverträglich ist, aber auch keine Grundsäule des Staats ist, wofür sie sich so gern ausgeben möchte — der Finsterniß jener Zeiten, um sich, zum Unglück der Welt, wo möglich auf ewige Zeiten, fest zu setzen und zu behaupten!

G. F. W.

IX.

IX.

Kürzliche Antwort

auf die vorstehenden Bemerkungen des Herrn G. F. W.

Als ich den Aufsatz verfertigte, welcher diese Bemerkungen veranlaßt hat, hielt ich den Schleier der Ironie, hinter den ich meine Aeusserungen verbarg, für mehr als zu durchsichtig. Gleichwohl bin ich misverstanden worden. Das erfordert eine offenherzige Erklärung meiner Meinung. Ein sicheres auf unveränderlichen Grundsätzen beruhendes Daseyn germanischer Freyheit zu behaupten, ist mir nicht in den Sinn gekommen; man müßte sonst den freyen Spielraum der Willkühr, der bald da bald dort merkwürdige Ereignisse bemerken läßt, ganz verkennen. Ich verdenke daher dem Herrn von Archenholz seinen Zweifel an der Freyheit und seinen Verdruß über die weggenommenen Papiere so wenig, daß ich vielmehr die Mäßigung bewundere, mit der er sich darüber beklagt hat. Ja, sollte diese Mäßigung aus irgend einer Besorgniß der Folgen, die er von einer empfindlichern Beschwerde voraussah, herrühren, so würde dies ein Beleg mehr für den Zustand unsrer Freyheit abgeben. Es ist nun einmal so, daß wir nicht allezeit thun, ja nicht einmal wissen, lesen und denken sollen, was uns gelüstet. Und

weil

weil man mit unartigen Geberden bey den Gewaltigen dieser Erde nichts erlangt, wohl aber der guten Sache schaden kann; so versuchte ich in meinem Aufsatz der Sache eine andere Wendung zu geben, und so für die Toleranz der Freyheit etwas zu gewinnen. Man lasse diese erst allenthalben angenommene Maxime werden, so darf uns für die dauerhafte Gründung einer edlen Freyheit weiter nicht bange seyn.

Ich hoffe, daß dies hinreichend seyn wird, Herrn W...r. unser Einverständniß in der Hauptsache bemerklich zu machen. Und wenn mich auch die Eigenliebe überreden wollte, daß jene ironische Behandlung der Sache unter meinen Händen nicht so ganz verunglückt wäre, um dergleichen Mißverständnisse zu erzeugen, so würde es doch die Lebensart erfordern, das Misverständniß durch Offenherzigkeit aus dem Wege zu räumen.

E. W. Ackermann.

X.

Neueste schöne Litteratur.

1) Die Musen-Almache für das Jahr 1796.

In einer durch den Reichsanzeiger 1796. No. 9 mitgetheilten Nachricht von der Lesebibliothek ꝛc. des Hrn. Bey-

Bevgang in Leipzig (welche bereits gegen 90,000 Bände enthalten soll) sagt uns der mit — er — bezeichnete Verfasser: „die Theilnehmer an derselben sind in und „außer Chursachsen sehr zahlreich. Romanen, Geschichte, neuere Philosophie und Politik werden „am meisten gelesen. Nach Dichtern fragt man izt selten." — „Gedichte müssen einen sehr berühmten Nahmen haben, wenn sie gedeihen sollen", heißt es in den Bemerkungen über Leserey im Decemberstück des Genius der Zeit, einem Journal, welches wegen seiner durchaus edeln gemeinnützigen Tendenz, und einer Menge vortrefflicher und den Bedürfnissen unsrer Zeit besonders angemeßner Aufsätze, allgemein gelesen zu werden verdient. — Bestättigungen dieser Ausspräche kann wer will aus dem Munde jedes Verlegers und Buchhändlers hören.

Ist etwa Sättigung und Ueberfüllung, wodurch auch himmlisches Manna zur losen Speise werden kann, die Ursache dieses Unwerths, in welchen die Tafeln der poetischen Restaurateurs unter uns gefallen sind? Ist etwa des Gesangs und Geleyers, in einer Zeit wo Jedermann singt und leyert, der sonst auf der Gotteswelt nichts zu thun Lust, Kraft und Geschicklichkeit hat, so viel geworden, daß die lesende Welt sogar dem Velinpapier, dem zierlichsten Druck und den niedlichsten Vignetten, womit sie nicht selten zum Einkauf neuer poetischer Waare eingeladen wird, nicht mehr trauen will,

und

und eines Nahmens nöthig hat, um sich vor der Nachreue über Zeit und Geldverlust sicher zu halten? Kurz, liegt die Schuld an den Versemännern oder an den Lesern? An dem abgestumpften Gefühl und verdorbnen Geschmack des Publikums, oder an der Seltenheit vortrefflicher Gedichte? Und, im letztern Fall, ist diese Seltenheit dem Mangel an Dichtern zuzuschreiben? Sollte Vater Gleim die wahre Ursache errathen haben, und „werfen unsre Dichter ihre Leyern ins Feuer, „weil kein Fürst Föbus seyn will?“ (Voss. Mus. Alm. S. 177.) Oder muß man vielleicht, um die obige Thatsache vollständig zu erklären, alle diese Hypothesen zusammen nehmen?

Wie es damit auch beschaffen seyn mag, so viel liegt wenigstens am Tage, daß die Poetischen Blumenlesen, die uns in den Musenalmanachen und ähnlichen Sammlungen unter allerley Titeln alljährlich angetragen werden, noch immer ihre Liebhaber und Abnehmer finden; und daß es uns, wenn auch an größern und wichtigern poetischen Werken, doch nicht an Dichtern fehlt, welche wenigstens durch kleine, den Musen nicht ungefällige Opfer das ihrige dazu beytragen, daß der Altar dieser holden Göttinnen, der vor 50 bis 60 Jahren mit so allgemeinem Jubel unter uns errichtet wurde, nicht endlich gar mit Gras und Unkraut überwachse. In der That hat in den vor uns liegenden Sammlungen mehr als Einer von jenen hinlängliche Proben gegeben, daß die Schuld nicht an ihm, sondern wahrscheinlich bloß an äus-

äussern Umständen liege, wenn er nicht Hekatomben statt einzelner Feld- oder Gartenblumen opfern kann.

Mir, der seinen Lauf hienieden begann, als eben die Morgenröthe unsrer Literatur sich im Glanz der aufgehenden Sonne zu verlieren anfing, und der, durch manche Zeichen von böser Vorbedeutung erschreckt, ihn mit ihrem Untergang zu beschließen fürchtete, gereicht es zu keinem geringen Trost und Vergnügen, mich durch so viele kleinere und größere Produkte des Talents und Geschmacks, und selbst durch manche — mit dem unvergänglichen Stempel des Genius der Natur und der Kunst ausgezeichnete Meisterwerke, die ich in den verschiedenen Musen-Almanachen von 1796 zerstreut finde, dieser voreiligen Furcht entbunden zu sehen. Die Wiederkehr des Friedens — um welchen alle Völker Europens ihre Gewalthaber doch wohl nicht lange mehr unerhört anflehen werden? — und die allmählige Erhohlung von den schrecklichen Stürmen, die seit einigen Jahren einen so großen und schönen Theil desselben zu Grunde gerichtet haben, bringt vielleicht auch den Musen halcyonische Tage wieder; und was hindert uns zu hoffen, daß alsdann manches entschiedene Dichtertalent, das seine Kräfte bisher im Kleinen geprüft und geübt hat, unter günstigern Einflüssen den Ruhm unsrer Literatur im 19ten Jahrhundert durch unvergängliche Werke, zumahl in den Fächern, worin wir noch immer arm geblieben sind, behaupten werde?

Genießen wir inzwischen mit Dank was da ist, und freuen uns, daß weder die Verachtung des großen Hauffens, dem nur das Nützliche, das sich in klingender Münze berechnen läßt, schön ist, noch die politische Epidemie, womit die französische Revoluzion fast alle teutschen Köpfe angesteckt hat, noch so viele andre in gegenwärtigem Zeitpunkt zusammentreffende Ursachen des allgemeinen Verfalls der Literatur, diejenigen, die in den vergangenen Jahren für den Dienst unsers Musentempels gesorgt haben, und ihre Nachfolger abschrecken konnte, ihres Amtes noch ferner mit gleichem Eifer zu warten, und zu versuchen, ob sich nicht etwa die Wuth der übellaunigen Geister, von welchen wir zeither für baß geplagt werden, durch die süße Macht des Gesangs besänftigen und beschwören lasse, dem milden Geist der Humanität wieder Raum zu geben, von welchem allein die Heilung der unendlichen Uebel, die uns drücken, zu erwarten ist. Dieser in den Gedichten, von welchen hier die Rede ist, durchgängig athmende Geist ist es, was in meinen Augen ihren vorzüglichsten Werth ausmacht; ohne ihn würden auch die reizendsten Spiele der Fantasie nur kindischer Tand oder verführerische Lockspeise, die zierlichsten Verse nur schaler Singsang seyn, und ich würde sie, wenn sie nichts als das wären, auch des kleinsten Theils meiner Aufmerksamkeit und Zeit unwerth gehalten haben.

W.

(Die Fortsetzung nächstens.)

Der neue Teutsche Merkur.

2. Stück. Februar 1796.

I.

Die Stände der Menschen.

Die Mannigfaltigkeit der Stände in der bürgerlichen Gesellschaft ist zu unsern Zeiten eben so groß als merkwürdig, und dies räthselhafte Gemisch gleichartiger Menschengestalten, welche die Natur mit ungleichen Kräften ausstattete, die Kultur aber, bald weise, bald thörigt, von einander sonderte, stellt uns ein buntes Schauspiel des Lebens dar, wovon jedes Menschenalter nur einzelne Akte erlebt, indem es sich nicht minder vergebens als neugierig bemüht, den Faden zu finden, oder die Absicht des Ganzen zu erklären.

Wenn aber dereinst die Menschheit zu dem erhabenen Standpunkt ihrer Würde gelangt ist, auf den sie ja zuweilen manche Filosofen im ersten Jugendfeuer hinaufzuschrauben sich vermessen, dann wird es gewaltige Lücken in dem Kreise der bürgerlichen Stände geben. Alle die, deren Existenz auf

die alten Stämme des Irrthums und der Sinnlichkeit gepfropft ist, werden vor der Zauberkraft der kritischen Filosofie urplötzlich verschwinden, und die lebendigen Maschinen der Täuschung und Wollust werden, man weiß nicht wie? ihre unwürdige Beschäftigung mit der tiefsinnigen Erklärung der Kategorien, oder der Ichheit vertauschen; sie werden sogar das arme Glückseligkeitsprinzip mit der kritischen Moral gänzlich in die Flucht schlagen lernen, und zugleich werden die, eine solche Revoluzion überlebenden Stände, aus ihrem beschränkten Raupenstande des Egoismus neu gestaltet hervorschweben.

Um nun für die Wißbegierde der Nachkommen das Andenken des Zustandes unserer Tage zu erhalten, muß man dieser Epoche einer neuen Schöpfung durch Schilderungen zuvorkommen, welche sich am füglichsten in den Archiven der Zeitschriften aufbewahren lassen.

Hier sollen Skizzen folgen, welche mehr einzelne Ansichten, als ganze Umrisse enthalten, und welche sich gern durch vollendete Zeichnungen werden verdrängen lassen. Man hat die Stände gepaart, je nachdem eine Aehnlichkeit, ein Kontrast, oder sonst eine Laune ahnden ließ, daß diese lustige Zusammenstellung auf nützliche Winke führen möchte. Denn wenn dem Dichter, nach Horazens Lehren, noch eine Wahl zwischen Gefallen oder Nützen frey steht, so muß der Prosaist, unsers Bedünkens, immer nur zu vergnügen suchen, damit er nützen möge.

I.

Staatsmänner und Aerzte.

Beyde wandeln auf einer schlüpfrigen Bahn, beyde mit Werkzeugen des Todes und des Lebens gerüstet. Beyder Wissenschaft beruht auf fysischer und geistiger Menschenkenntniß, ist aber noch lange nicht aufs reine gebracht; sie bauen oft auf den Sand trügerischer Erfahrungen, und kennen den Gegenstand ihres Wirkens zu wenig. Denn die große verwickelte Masse eines Staatskörpers dehnt sich weit über den Gesichtskreis der menschlichen Sehkraft hinaus, und der geheimnißvolle Bau des fysischen Körpers neckt die größten Zergliederer. Der praktische Arzt plagt sich mit dem Errathen der Krankheitsursachen, wie ein Dollmetscher der Schakespearischen Wortspiele, ohne das Wort zu finden, und der Staatsmann vergreift sich nicht selten in den Mitteln, womit er dem siechen Staate zu Hülfe zu kommen vermeint.

Am Ziele ihrer sorgenvollen Bemühungen begegnen ihnen öfters Tadel und Vorwürfe; denn die politischen Kannengießer meistern überall den Gang der Dinge, und Apotheker, Gevatterinnen oder Landprediger pfuschen gern ins Handwerk, und verschreiben Hausmittel die Menge. Daneben sind die Kranken eigensinnig und die Völker voll Unzufriedenheit.

Die heutigen Söhne des Hippokrates verwirren sich selbst aus Neuerungssucht, Eigendünkel und

Nachäffung. Die sonstigen Universalmittel machen den neuen Heilmitteln Platz, deren Menge sich täglich anhäuft, ohne die Krankheiten zu vermindern. Man kuriert englisch in Teutschland; man erfindet neue Luftarten für die Schwindsüchtigen; man beobachtet die Natur durch das Fernrohr der Hypothesen, und hat das Schicksal des Sternforschers, der Mäuse im Monde sah, weil sie im Tubus steckten. Man macht Jagd auf die Auferweckung der Todten; man glaubt oft weiter gekommen zu seyn, wenn man für die alte Meinung eine neue erhascht, und damit der Widerspruch alle menschlichen Dinge karakterisiere, so widmen sich jetzt weit mehrere Menschen dem Studium der Arzneykunst, während der Skeptizismus aufs neue die Grundfesten derselben zu erschüttern droht. Lebte ein großer König noch, der es wegen seines Mißtrauens in die Arzneykunst immer mit ihren Schülern verdarb, so würden sie vielleicht das Vergnügen erleben, ihn eines bessern belehrt zu sehen. Denn nach neuern Entdeckungen der Aerzte selbst ist sie die Kunst aller Künste, der man durch die Einräumung des größten Verdienstes um die Menschheit und des höchsten Ranges, den man jedoch nicht sowohl für die Person als für die Sache zu begehren scheinet, nur seine Schuldigkeit bezeichnet.

In der That sind die heutigen Bemühungen in diesem Fache rühmenswerth; auf der andern Seite ist auch die Welt so erkenntlich, ihre Lebensart

so

so einzurichten, daß sie den Aerzten hinlängliche Gelegenheit zu Anstellung aller möglichen Versuche verschaffe. Nur das Landvolk ist noch so weit in der Kultur zurück, daß es sich ohne Leib- und Hausärzte ganz leidlich durchs Leben bringt, welche den Großen und den Städten immer unentbehrlicher werden.

Noch schwerer ist es aber jetzt, auf einem hohen Standpunkte zu stehen, wo die Fäden der Regierung zusammenlaufen. Der belastete Staatsmann verkennt in dem Gedränge der Zeiten die Stimmung des Volks und die Richtung des Weltlaufs, wenn er zu steif auf den gewohnten Maximen beharret, und so die öffentliche Meinung wider sich aufbringt; oder er verliert durch Schwanken und Nachgiebigkeit die Zügel, wenn er mehr Belesenheit und neuere Theorie als praktischen Tiefblick, oder wenn er mehr wohlwollendes Gefühl als Stärke des Karakters in die Geschäfte bringt.

Heroische Mittel werden leider hie und da aus den Apotheken des Macchiavellismus wieder hervorgesucht, um das erwachte Selbstgefühl der Glieder des Staatskörpers wie eine Pestseuche zu behandeln, rege Lebenskraft wie Raserey mit Ketten zu belasten. Die für Menschenwohl so wichtigen politischen Grundsätze sind freylich in Umlauf und Gährung gekommen, und mit ihrer Abklärung ist Aufbrausen, wiewohl nur vorübergehend, verbunden. Es gehört

aber fürwahr Starkmuth und ein Busen voll seltner Menschenliebe dazu, wenn diese Ebbe und Fluth der Volksmeinungen die undankbare Arbeit und die nächtlichen Sorgen der Staatsdiener vermehrt, vielleicht auch ihren Lebensgenuß unterbricht, an dem Volke nicht irre zu werden, noch auf Täuschung, oder auf Rache und Bändigung zu sinnen.

Wohl unserer Gesundheit und unserer Staatsverfassung, wenn die Geschichte den Nachkommen weder von unsern Aerzten, noch von unsern Staatsmännern erzählen darf: sie wußten nicht, woran sie waren!

2.

Der Rechtsgelehrte und der Soldat.

Es giebt gewisse köstliche Augenblicke unsers Gefühls, wo wir harmlos und wohlwollend Natur und Menschheit umfassen, wo Haß und Eigennutz nicht einmal einen lebendigen Begriff in unserer Seele erzeugen. Könnte jemals dieser Geist der Menschenliebe und der Heiterkeit eine bleibende Aufnahme in den Herzen aller Erdenbürger finden: sowürde man vielleicht vom Daseyn der Rechtsgelehrten und Krieger nur noch in unsern Jahrbüchern Nachrichten übrig haben, oder doch vergebens nach Dienern der Schikane und nach grausamen Vollstreckern des höchsten Eigenwillens unter jeden Ständen suchen.

Wie

Wie dem auch seyn mag, die Nachwelt wird immer dankbar für das Vermächtniß bleiben, das wir ihr in dem gutherzigen Wunsche einer bessern Zukunft hinterlassen, wenn das Bestreben der Obern zugleich darauf gerichtet ist, die Pflanzschulen wenigstens anzulegen, in denen einst edle Früchte reifen sollen, und wenn wir nach unsern Kräften beitragen, um wirksame Klassen der menschlichen Gesellschaft vor dem Mißbrauche ihrer Bestimmung zu warnen und für die Erfüllung derselben zu gewinnen. In Begleitung dieser frommen Wünsche wollen wir zur Betrachtung dessen übergehen, was die wirkliche Welt jetzt leistet.

Die alte Aehnlichkeit zwischen der Feder- und Degen-Miliz erhält sich leider noch. Leider — um deßwillen, weil einige Hauptzüge dieser Aehnlichkeit mit der bösen Seite des Wehrstandes zusammentreffen, und wobey dieser Stand vielleicht noch die Entschuldigung des nothwendigen Uebels für sich hat, die jenem nicht zu Statten kommen darf. Oder ists etwa für die Gerechtigkeit und ihre Diener rühmlich, daß Hinterlist, Verstellung und Macht, daß Ansehen und Geld den Rechtsgang hie und da lenken oder hemmen; daß die Ungewißheit des Ausgangs der Prozesse dem Wagespiel einer Schlacht gleicht; daß man sich verbotene Waffen erlaubt, und daß nicht immer derjenige Recht behält, wer Recht hat? Ein Hauptgrund davon liegt in der Gesetzgebung, wie bekannt ist, die wir mit allen

ihren Mängeln beybehalten, wie ebenfalls bekannt ist. Es ist freylich ein gewöhnlicher Fall, daß die Bequemlichkeit in einem stillschweigenden Bunde mit denen steht, die für die Erhaltung der alten Mißbräuche sorgen. Daneben hindern Menschlichkeiten oft die gute Wirkung, die man sich selbst von einer unbefangenen Anwendung der vorhandenen Gesetze versprechen dürfte. Ein zweiter Hauptgrund des Uebels aber liegt in dem viel zu großen Einflusse, den die Geschicklichkeit oder Unwissenheit, die Arglist und der Eigennutz der Sachwalter auf die Leitung und den Ausgang der Prozesse haben, ohne dafür sonderlich verantwortlich zu seyn.

Man sieht wohl, daß das derbe Exempel, welches die alten Teutschen an den römischen Sachwaltern im Lager des Varus mit Nasen- und Ohren-Abschneiden statuirten, für die Nachkommen keine Früchte getragen hat. Dennoch tappt die blinde Göttin zu umständlich an der Form der Sache herum, wozu ihr leider die Advokaten die Hand führen, und man treibt die Gerechtigkeit noch immer als ein sehr nahrhaftes Gewerbe, wozu man den Widerspruch oder die Dunkelheit der Gesetze, die befreyten Gerichtsstände, die Mannigfaltigkeit der Gerichtsbarkeiten neben und über einander, sogar die unschuldigen Versehen des Gegentheils, treflich zu benutzen weiß.

Doch laßt uns auch die gute Seite nicht übersehen! Der Geist der Zeit verbessert in den einzelnen

nen Fällen viele Gebrechen der Einrichtung, und indem er veraltete Triebfedern hemmt, bringt er unvermerkt neue dafür in Schwung, überhebt also nicht selten die Künstler der Verlegenheit, das Staatsuhrwerk im Gange zu erhalten. So haben wir der Aufklärung und Publizität manche Minderung der Justiz-Gebrechen und eine merkliche Revoluzion in der Denkart dieses Standes zu verdanken. Ein großer Theil von Richtern und Sachwaltern arbeitet jetzt mehr auf den Zweck ihres Berufs. Wir haben hie und da die ersten Schritte zur Verbesserung dieses wichtigen Theils jeder Staatsverfassung erlebt, und wollen hoffen, daß die Rechtslehrer mehr Gelegenheit, und die Richter und Sachführer mehr Zeit oder Lust bekommen, die Wirkung der Rechte auf das gemeine Wesen in den einzelnen Fällen scharf zu beobachten, und uns die Resultate zum Behuf einer reinern Gesetzgebung zu liefern. Alsdann werden wir auch eine Einrichtung bekommen, welche die Sachwalter eben so scharf kontrolliert als die Richter, und in diesen Klassen durch vollzogene Strafen und stufenweise Belohnungen gerades Verfahren allgemein macht. Dann wird man langsame Urtheilssprüche nie mehr mit Gold aufwägen, noch bisweilen am Altar der Gerechtigkeit Geduld und Vermögen zum Opfer bringen müssen. *)

*) Wer diese Stelle der Deklamazion verdächtig halten sollte, der erkundige sich nur in den Gerichtshöfen nach Prozessen, bey denen lange Dauer und Kostbarkeit bloß in der

Die Humanität, die, um ihr Glück zu machen, neuerdings Mode geworden ist, hat der bürgerlichen Gesellschaft eine große Aussicht auf die höhere Kultur der Nachkommen eröffnet, als sie der strafenden Gerechtigkeit das Schwert aus den Händen spielte, oder doch seinen Gebrauch auf seltene Fälle sparen hieß. Denn da es uns an dem Geheimniß mangelt, die Verbrechen mit den Todesstrafen zugleich abzuschaffen; so bleibt uns nichts übrig, um allen übeln Folgen einer unzeitigen Gelindigkeit vorzubeugen, als die Menschen dieser Gelindigkeit fähig, oder sie zu eigentlichen Menschen zu machen, das heißt, durch eine bessere Erziehung die Verbrechen der Staatsbürger zu verringern. Der Menschenfreund wird also den schönen Tag erleben, wo diese Kunst, die sich bisher gewöhnlich nur mit Leuten von Stande und Vermögen abgab, an der Hand der Staatsaufsicht zu den niedern Volksklassen herabsteigen wird, um den Keim des Denkens, der Güte und des Fleißes möglichst unter ihnen zu beleben.

Man verzeihe diese kleine Schwärmerey; sie gehört um der Wichtigkeit des Gegenstandes willen zur Sache.

Teutsch-

der Justizverfassung gegründet war; sodann nach den Visitazionen des R. K. Gerichts, nach den gestiegenen Preisen der Urtelsfabriken, wo z. B. unlängst ein Kriminal-Urtel von L..., nach glaubwürdiger Versicherung, über hundert Thaler gekostet hat. Dabey herrscht in K..S... die löbl. oder doch bequeme Gewohnheit, fast alle Kleinigkeiten, selbst Injurien-Sachen, nach Urtel zu versenden.

Teutschland hieß schon zu Kaiser Friedrich's II. und Pabst Pius II. Zeiten, in Glaubenssachen, das Land des reinen Gehorsams. Will man die Fortdauer dieser brauchbaren Nazional-Eigenschaft, nur anders modifiziert, erblicken, so wende man sich zu den Scharen teutscher Helden, die, unter den Befehlen des Kriegsgottes, für wenige Kreuzer Eigenwillen, Bequemlichkeit und Leben verkaufen.

Es ist des Nachdenkens werth, mit was für Fäden der einzelne Mensch so große Menschenmassen nach Willkühr bewegt und zur Vernichtung führt. Krieg ist der große Tummelplatz der wilden Leidenschaften, die der Friede in die Brust des Kriegers zurückzwingt: Krieg ist daher der Wunsch des Soldaten und die breite Heerstraße seines Ruhmes.

Der aufgesteckte Preis des Lorberkranzes reißt Tausende täglich dem Tode entgegen, und der Staat bezahlt damit sehr wohlfeil an einige Wenige, was Alle verdienen halfen. Ist die Einbildung des Franzosen, der jetzt stolziert, ein sechs und zwanzig Millionen Theilchen der Volks-Majestät zu seyn, wohl eitler als der Antheil des teutschen Kriegers an dem Ruhme eines von der Welt sehr bald vergessenen Sieges? So sind die Menschen! Die Einbildungskraft bauet ihre Luftschlösser und ihre Kerker. — Doch ist nicht zu läugnen, daß der Krieg die Erde von einem Theile des Ungeziefers reiniget, welches die stille Luft des Friedens ausgebrütet hat.

Auch

Auch ist ein Stand keinesweges zu verachten, den man die hohe Schule des Ungemachs und des Müthes nennen könnte. Selbst die freywilligen Reformatoren desselben haben ihr ohnmaßgebliches Votum nicht auf seine gänzliche Abschaffung gerichtet. Und es ist eine zuverlässige Bemerkung, daß ein besserer Geist und mehrere Kultur die höhern Mitglieder dieses Standes schon rühmlich auszeichnet. Wenn dieses allgemein wird, so kann man die stärkste Hoffnung hegen, daß mit dem Ende dieses Krieges alle Excesse, Plünderungen und Anmaßungen in Freundes Land plötzlich ein Ende nehmen werden, zumal wenn gewisse Nachbarn von der Seeseite das teutsche Vaterland nicht wieder beschützen helfen. Möchte es doch nicht ein frommer Wunsch bleiben, daß die niedern Anführer mehr Ausbildung zu ihrem Berufe brächten, und weniger Langeweile zu Friedenszeiten darin hätten, und daß in manchem soldatischen Wörterbuche, drückende Behandlung der Mitbürger, oder Krieg gegen unschuldige Menschen und Gegenden, nicht mehr als Dienst des Vaterlandes angeschrieben stände!

In starken Garnisonen giebt der Soldat meistens den Ton an, so wie Truppen, die keine Gelegenheit haben Feinde zu sehen, sich in Ausfällen auf Reisende und auf das schöne Geschlecht üben, welches der Tapferkeit selten lange widersteht.

An die neuerlich zur Sprache gebrachte Verminderung dieses Standes glaube man nicht, wohl

eher

eher an seine Vermehrung, da sich der Nutzen einer so lenksamen Kraft-Maschine für die Erhaltung des gemeinen Wesens in dem bequemen statu quo mit Händen greifen läßt.

Diese Vermehrung ist aber nicht wohlfeil, mithin wird sie einen herrlichen Vortheil bringen, den alle Predigten der Moral nicht stiften möchten: sie wird nemlich, um jenen Aufwand bestreiten zu können, Frugalität und weise Beschränkung der Ueppigkeit an den Höfen zur allgemeinen Mode erheben.

Um zuletzt mit guter Art wieder auf unsere Rechtsgelehrten zu kommen, so glaube ich diese Gedanken am besten mit einem Wunsche für dieselben zu beschließen. Man hat den Preis des Ruhmes im Kriegsstande für die Tapferkeit aufgesteckt; möchte man doch dem Rechtsgelehrten die Rechtschaffenheit zur unerläßlichen Bedingung seines bürgerlichen Ehren-Genusses machen!

3.

Juden und Mätressen.

Es giebt, wie man weiß, eine natürliche und eine bürgerliche Verwandtschaft, welche die Menschenkinder oft seltsam genug mit einander in Verbindung bringt; aber es giebt einige nicht minder merkwürdige Arten von Verwandtschaft, durch die fast alle Stände in Freundschaft gerathen, und die man viel-

vielleicht um deswillen weniger bemerkt hat, weil sich bekanntlich die Menschen nicht aller ihrer Verwandten zu rühmen pflegen. Billig nehmen wir also obige allgemeine Mittelspersonen, welche die Kette der Menschen-Verbindung vollständig machen helfen, und die durch ihre geheimen Kenntnisse unsers Finanz- und fysischen Zustandes wichtig werden, in diese Reihen auf. Ihr Standschafts-Recht ist ältern Herkommens, als manche Ansprüche der Grossen auf die Besitzungen ihre Nachbaren. Und da kein kultiviertes Land existiert, das nicht dienstfertige Hebräer und gefällige Mädchen unter die Triebräder seiner bürgerlichen Geschäftigkeit zählte: so kann man sicher schließen, daß die Welt bis jezt nicht ohne sie bestehen kann. In vielen Familien ist der Jude Freund vom Hause, und so gewissenhaft, daß er die Angelegenheiten der Frau weder dem Manne, noch die Geheimnisse der Töchter den Müttern entdeckt. Seine ausgebreiteten Verbindungen setzen ihn in den Stand zu jeder Zeit schnell auszuhelfen, und wo ers selbst nicht vermag, wird er der Mittler zwischen den Kapitalbedürftigen und zwischen den Interessenlustigen Christen.

Das Weib, das ihre Reize auf Wucher leiht, hat ebenfalls ihre Verdienste um das Verkehr der Welt. Denn gemeiniglich hat sie einen Liebhaber, von dem sie bezahlt wird, und einen oder mehrere Geliebten, die sie hinwiederum mit den Brosamen nährt, die von des Reichen Tische fallen. Alles

dieses

dieses ist so ausgemacht und sicherer noch, als das Reichsherkommen im teutschen Staatsrecht.

Da die Liebe, ungeachtet ihrer allgemeinen Wirthschaft auf Erden, unter gewissen Bestimmungen eigentlich zu den Zeitvertreiben von Stande gehört, so hat man sich mit der Filosofie längst abgefunden. Sie drückt ein Auge zu, oder spielt wohl gar der Gesetzgebung einen kleinen Streich, indem sie ihr einen Paragrafen von ihrer Faßon unterschiebt, wenn es Gegenstände der Mode betrift. — Doch zärtliche Schwachheiten haben wirklich die ersten Ansprüche auf Toleranz, und manches gutwillige Herz hat schätzbare Verdienste, um die es von den züchtigsten Mädchen beneidet wird. Die schönen Schoßkinder haben auch in der That große Namen unter sich, die durch gestiftete Denkmäler auf die Nachwelt kamen. Mamsell Rhodope baute vor Alters in Egypten eine der größten Pyramiden, worüber der reisende Engländer und Franzos noch immer etwas zu schreiben, und der Teutsche — zu übersetzen findet. Madame de Maintenon stiftete in gewissen Jahren der Meditazion eine Abtey, und wer weiß, ob wir nicht in unsern Tagen auf ähnliche Art zur Stiftung eines ansehnlichen Erziehungs-Instituts, oder einer Examinazions-Anstalt gelangen?

Die Kinder Israels verewigen dagegen ihres Namens Gedächtniß bey allen Gerichten, und glänzen in den Kaiserlichen Debit-Kommissions-Akten

der

der Reichsstände nicht minder, als in andern respektabeln Konkurs-Prozessen. Beiderley Stände werfen übrigens gern den Schleyer des Geheimnisses auf ihre weltbürgerlichen Handlungen, als ob sie dem Verfahren der Staatskabinetter nichts voraus lassen wollten, in welche sie vielleicht zu Zeiten eingeweihte Blicke thun dürfen.

Die Bemerkung, daß die nächsten Glaubenssekten einander am meisten verfolgen, trift auch auf unsere Gegenstände zu, weil sich das Menschengeschlecht allenthalben gleich bleibt. So hassen sich die Juden von der beschnittenen und unbeschnittenen Gattung von ganzem Herzen, und die leichten Truppen unter der Fahne Amors, die ihren Herrn öfters wechseln, tragen eine ewige Feindschaft gegen die glücklichen Schönen, die einen stehenden Minnesold ziehen.

Ihrem Standes-Karakter sind nicht leicht andere Menschenklassen so lange treu geblieben, als diese. Die Tugend der Keuschheit und Sparsamkeit ist unter dieser leichtsinnigen Schwesterschaft gewiß von jeher nicht seltener gewesen, als Großmuth und höhere Kultur unter dem Stamme Juda. Nur den neuern Zeiten gebühret der Ruhm, Söhne desselben auf die Bahn einer würdigern Beschäftigung gelockt zu haben, um sie dort selbst an den unverwelklichen Kränzen Theil nehmen zu lassen, womit die Filosofie des Tages ihre Günstlinge schmückt. Aber solche hervorragende Individuen machen freylich die nie-

niedrige Stufe der ganzen Klasse desto sichtbarer. Es ist Schade, daß das Problem der bürgerlichen Verbesserung der Juden bis jetzt noch so viel Zeit wegnimmt, ohne vorwärts zu rücken; sonst dürften wir von unserm Reformazionslustigen Zeitalter sicherlich das große Unternehmen erwarten, daß man sofort an die moralische Verbesserung der verirrten Schönen Hand anlegte.

Bis dahin kann man jedoch einen Vorschlag nicht auf dem Herzen behalten, der darauf abzweckt, das Daseyn beyder Stände, wenigstens von der ökonomischen, mithin von einer wichtigen Seite, unschädlicher zu machen.

Man darf nemlich künftig nur Juden ohne Eigennutz zu Geschäftsträgern, und Mädchen ohne Eitelkeit zu Geliebten wählen, wenn die Bilanz des Hauswesens hübsch in Ordnung bleiben soll. Bey einer solchen Wahl wird der Kennerblick treflich zu Statten kommen, der den Leuten wie sichs gebührt oft eigen ist, und mit dessen Hülfe sie uns andere Menschengestalten sogleich zu rangieren wissen.

Um wahlfähig zu werden, muß sich nunmehr die Schönheit und der Sohn Abrahams auf Treue und Haushaltungskunst befleißigen; ja wer weiß, ob nicht einst unsere Professoren der Kameralwissenschaften, um hinter die Geheimnisse der Praxis zu kommen, noch heimlich bey diesen in die Schule gehen werden?

4.

Könige und Bettler.

Obwohl der weise Nathan recht haben mag? wenn er sagt:

— — — der wahre Bettler ist

doch einzig und allein der wahre König!

Wenigstens möchte jener zu Zeiten mit manchem Könige der Erde nicht getauscht haben, dem Kopf oder Krone zu locker saßen. Man hat Beyspiele von beyden in der allgemeinen Weltgeschichte, woran ich, meines Orts, den Vorzug der feinen Lebensart der Höfe vor der Volksmanier am merkwürdigsten gefunden habe. Die Letztere macht sich ohne Umstände über Kopf und Krone zugleich her; der Wohlstand der ersteren läßt es nicht zu, sich etwas weiter als die Krone auszubitten, und wer einen solchen lästigen Hauptschmuck in unsern bedenklichen Zeiten mit gutem Anstande los seyn wollte, dürfte zuverlässig auf eine standesmäßige Vergütung rechnen, um sich den Musen und der Filosofie ohne Sorgen in die Arme zu werfen.

So viel ist indessen gewiß, es giebt keinen König, der nicht Bettler die Menge, (und von verschiednen Sorten) in seinen Staaten hätte; aber es giebt wohl Bettler, die keinen König über sich erkennen. Darin sind also beyde gleich, daß sie keinen andern Gebieter über sich haben, als ihren eignen Willen und ihre Leidenschaften; aber der

Ein-

Einfluß ihrer Wirkungen auf Mit- und Nachwelt macht den ausgebreiteten Wirkungskreis des Gewalthabers zu einem gefährlichen und verantwortlichen Vorzug. — Man hat schon viele Träume über die Ausrottung des Bettelwesens verwirklichen wollen, und wenn es geglückt wäre, so würden wir uns dem Ideal der Staatsverfassungen mit Riesenschritten genähert haben. Denn diese Idee umfaßt mehr, als uns die Herren zur Zeit davon verrathen wollen. Es läuft am Ende auf nichts geringers hinaus, als dem Staate entweder ein unerschöpfliches Kapital auszumitteln, durch dessen Hülfe alle erfoderlichen Anstalten ins Werk gesetzt werden können; oder alle Menschen sogleich mit Fleiß und Ehrliebe zu begaben, und alle Haushaltungen nach dem Takte der Klugheit und Ordnung gehen zu machen.

Zur Abwechselung wagt sich die politische Reformationswuth jetzt gar daran, dem Königsthume den Krieg zu erklären. Hierbey haben die Jünger des Apollo seit etwa zwanzig Jahren Kosackendienste verrichtet, und in den Musenalmanachen eben so fleißige als wüthende Ausfälle auf die Götter der Erde gethan. Wahrscheinlich suchten sie den Spruch des alten Dichters, der leichter zu beneiden als zu erreichen war, zu nichte zu machen: als ob der Umgang mit den Musen die Sitten verfeinere und alle Tölpeley verbiete. *)

*) Das bekannte: emollit mores etc.

Zum Glück will es mit dem tollkühnen Versuche, in unserer westlichen Nachbarschaft das Nazionalglück aus Blutströmen und Verfolgungen hervorzulocken, nicht recht fort, und wir hegen das beste Vertrauen zu dem alttentschen Menschenverstande, daß er es um unserer bürgerlichen und häuslichen Ruhe, ja um der Hoffnung einer allmählichen Verbesserung unserer Verfassungen willen, in diesem Stücke noch lange beym Alten lassen werde.

Uebrigens sey es erlaubt hier abzubrechen, weil man über Gegenstände, wie diese, leicht zu wenig oder zu viel sagt. Nur dieses noch. Auf der einen Seite fällt der ungeheure Abstand zwischen den gekrönten Günstlingen des Glücks und der Macht, und jenen heymathlosen Söhnen des Elends und der Dunkelheit traurig genug in die Augen; aber auf der andern versöhnt den Beobachter das Loos der Menschheit, womit das Schicksal beyde versiehet. Denn bey aller Ungleichheit des Standpunktes, erfahren beyde Freude und Leid und Unbestand des Lebensgenusses; beyde sinken an einem Ziele nieder, wenn der Tod Zepter und Bettlerstab aus ihren Händen ringet.

(Die Forsetzung folgt.)

A.

II.

Ueber

die Erfindung des Nilpapyrs

und seine Verbreitung in Griechenland.

Es ist vorauszusehen, daß die von einem unserer scharfsinnigsten Kritiker aufs neue in Untersuchung gebrachte, und durch seine eigenen Erläuterungen größtentheils auch beantwortete Frage: ob Homer in jener frühen Jugendperiode des Jonischen Griechenlands, wohin ihn das Alterthum zu versetzen pflegt, sich zur Aufbewahrung seiner Gesänge schon der Schreibekunst bedienen konnte? — auch eine neue allgemeine und strenge Revision aller zur griechischen Paläografie gehörigen, und seit länger als drey Jahrhunderten mit dem anhaltendsten Fleiße, aber mit sehr verschiedenem Erfolg, angestellten Untersuchungen einleiten und beschleunigen muß.

Die Frage: wann wurde das gewöhnlichste und wohlfeilste Schreibmaterial des Alterthums, das aus den Häuten einer Schilfstaude zubereitete Papyr, von den Sumpfgestaden des Flusses, der dies Gewächs säugte und das daraus bereitete Papyr leimte, zuerst nach Griechenland gebracht, und dort allgemein gebräuchlich? — diese Frage ist

bey weitem die wichtigste und vielumfassendste unter allen, die hier in Anregung gebracht werden können. Denn so lange dies Schreibmaterial den Griechen noch unbekannt, oder wenigstens dessen Gebrauch bey ihnen noch nicht allgemein angenommen war: so lange war es auch mit der Verbreitung und Vervielfältigung solcher Schriften, welche einen größern Umfang und eine vielseitigere Ausdehnung hatten, bey der damaligen Art auf Thierfelle, eben so wie auf Wachstafeln, Buchstaben mit dem Grissel einzugraben, *) eine sehr mühsame und ungewisse Sache.

*) Man darf sich nur daran erinnern, daß alle alte Bilder- und Buchstabenschrift wahrscheinlich viele Menschenalter hindurch erst mit Griffeln eingegraben wurde, ehe man mit Hülfe eines Atraments schreiben lernte. S. Merian in den Memoires de l'Ac. d. Sc. dv Berlin 1789 p. 519 f. So mußten also auch die διφθεραι, oder Thierfelle, worauf man vor der Erfindung des Papyrs Schrift einzeichnete, einen Wachsüberzug, oder Firniß haben, worin man die Buchstaben einkratzte, oder eingrub. Alle Buchstabenschrift auf Fellen war also damals noch eine Art linearischer Malerey, wie man sich auch die Monogrammen in der enkaustischen Malerey zu denken hat. S. *Riem* über die Malerei der Alten, f. VII. p. 114 ff. Daher hieß, nach einem Provinzialism, ein Schreibmeister, der die Knaben auf solchen Fellen die Schriftzüge lehrte, διφθεραλοιφος, daß heißt wörtlich ein Fellüberschmierer, weil er die verunglückten Schriftzüge seiner Schüler leicht mit einer neuen Masse überzog. S. Hesychius T. I, c. 1010. 24. und Hemsterhuys

zum

Sache. Kurz, selbst Homers unsterbliche Heldenlieder konnten erst dann den, ihrer Verbreitung so listig entgegen arbeitenden Rhapsoden-Innungen und Singschulen entrissen, und durch hinlänglich vervielfältigte Abschriften das allgemeine Elementar- und Sittenbuch Griechenlands werden, als die wohlfeiler anzuschaffenden und schneller zu überschreibenden Papyrusrollen an die Stelle der Thierhäute eingetreten waren. *)

Es ist in der That auffallend und ein neuer Beweis, wie wenig oft auch die besprochensten Dinge

zum Pollux X, 57. p. 1214. Man kochte, um diesen Wachsfirniß zu bereiten, das Wachs mit Oelhefen (amurca); s. die Scholien zum Theokrit VII, 107, und die Masse selbst hieß μαλθή. Dies Eingraben auf die gewichste Oberfläche der, wahrscheinlich nur auf der innern Fleischseite geglätteten Thierfelle hatte also natürlich seine großen Schwierigkeiten, und das Bücherabschreiben konnte dabey keine große Fortschritte machen: Und so blieb es mit der Benutzung der Felle zum Schreiben bis zur 148 Olymp. wo Eumenes II zu Pergamus, wegen des ägyptischen Papyrverbots und der literarischen Eifersucht der Alexandriner, die so manchen sonderbaren Auftritt erzeugte, (S. Heyne Opuscc. Acad. T. I. p. 130 ff.) das erste Pergament erfand. Denn so muß, wie auch schon Voß de arte gramm. I, 38. p. 134. bemerket, das so sehr angefochtene, und doch sehr richtige Zeugniß des Varro beym Plinius XIII, 11. verstanden werden.

*) Wolf Prolegg. ad Homer. p. LX ff.

ganz durchgesprochen und aufs reine gebracht sind, daß bey den so mannigfaltigen und immer wieder aufs neue angeknüpften Untersuchungen über die wahre Beschaffenheit der Papyrusstaude und des daraus verfertigten Papyrs der Alten, gerade dieser Punkt: wann denn eigentlich die Griechen dies nilotische Produkt für ihr Schreibbedürfniß kennen lernten? — entweder ganz übersehen, oder mit der größten Oberflächlichkeit behandelt worden ist. Denn seit dem der durch seine Abenteuer nicht weniger als seine Schriften berühmten Königsberger Botaniker Melchior Wieland sein Visum Repertum als Augenzeuge über diese Pflanze im 16ten Jahrhunderte niederschrieb, und in seinem Kommentar über die Hauptstelle des Plinius bewies, daß der alte Varro, wenn er die Erfindung des Papyrs bis in das Zeitalter Alexanders und seiner Namensstadt in Aegypten heruntersetzt, einen unbegreiflichen Zeitverstoß begangen habe, weil schon mehrere Jahrhunderte früher, bey den Griechen allgemein von Papyrusrollen (βιβλιοις) die Rede sey, — seit ihm, sage ich, *) sind

*) M. Wieland (in der allgemeinen Latinisazion seines Zeitalters Guilandinus genannt) veranstaltete die erste Ausgabe seines Papyrus, sive Commentarius in tria Plinii de Papyro capita, zuerst zu Venedig 1572. in 4. Salmuth gab sie zu Amberg 1613 in 8. wieder heraus, wo sich die hier angeführte Stelle S. 34 ff. befindet. Jos. Skaliger, der eine heftige Antikritik gegen Wieland geschrieben hat, in Scaligeranis secundis

sind alle neuern Papier-Untersucher, ohne tiefer in die Sache einzudringen, immer nur bey dieser Angabe stehen geblieben. *)

Der Vater Montfaucon, der sowohl in einer eigenen Abhandlung, als auch in seiner Schrift über die Paläografie der Griechen, **) manches hieher gehörige gesammlet hat, begnügt sich, Wielands Citate in seiner Manier vorzutragen, und beschäftigt sich, so wie die gelehrten Benediktiner in ihrem Lehrgebäude der Diplomatik, ***) fast allein nur damit, zu zeigen, daß das ägyptische Papyr bis zum 9ten Jahrhundert nach Chr. Geb. gebraucht worden sey. Caylüs, dessen Abhandlung in den Anfüh-

 rungen

dis p. 1. ff. giebt doch über diesen Punkt auch weiter keine Berichtigung, und Saumaise ad Scriptt. H. A. T. II. p. 698 ff. der auch Skaligern nicht verschont, übergeht ihn ebenfalls mit Stillschweigen.

*) Dem Register, das schon Fabricius Bibliograph. Antiqu. p. 957 giebt, hat weder Baumgarten zur Allg. Weltgesch. Th. I. Not. 263 noch Wehrs vom Papier Th. I. S. 58 ff. die beyde den Fabricius geplündert haben, etwas von Bedeutung hinzuzusetzen gewußt.

**) Sur la plante appellée *papyrus* et le papier d'Egypte, in den Memoires de l'Acad. d. Inscript. T. VI. p. 594 lff und in der Paläografie p. 15.

***) Th. I. S. 509 ff. Teutsch. Ausg.

rungen über diese Materie gewöhnlich voran steht,*) fertigt uns sogar mit dem Bescheide ab, daß über das Alter des Papyrgebrauchs der vorbemeldete Guilandinus alles schon zur Richtigkeit gebracht habe. Selbst durch die neuesten Untersuchungen über diese Materie hat der Punkt, der uns hier der wichtigste ist, nicht die geringste neue Aufklärung erhalten. Der edle Ritter Landolina zu Syrakus hat zwar neuerlich weder Mühe noch Unkosten gescheuet, aus dem cyperus papyrus, wie er ihn in den Quellgewässern am Anapus unweit Syrakus fand, eine Masse zuzubereiten, die dem nilotischen Papyrprodukt des Alterthums völlig gleich seyn soll, wiewohl sich auch dagegen vielleicht noch sehr erhebliche Zweifel vorbringen ließen.**) Allein von

*) Memoires de l'Acad. d. Inscript. T. XXVI. p. 267 ff. Uebrigens ist in botanischer und mechanischer Rücksicht das was Caylus hier theils selbst, theils aus den Papieren des Jussieu giebt, bey weitem das Gründlichste, was bis jetzt darüber geschrieben ist.

**) Wir kennen diese Wiedererfindung aus Bartels Briefen über Kalabrien und Sizilien Th. III. S. 69 ff. Aber der Zweifel, — der schon damals, als Hr. D. Bartels die erste Nachricht davon in der Göttinger Akademie der Wissenschaften vorlas, von Kennern gegen die Aechtheit dieser Erfindung aus dem Grunde gemacht wurde, daß nach des Ritter Landolinas Manipulazion die Worte des Plinius: praeparantur (e papyro) chartae, diuiso *acu* in praetenues sed quam la-

von antiquarischen Untersuchungen der Art, wie wir sie hier angestellt zu sehen wünschten, war bey dem in so vieler Rücksicht achtungswürdigen Syrakusischen Alterthumsforscher bis jetzt*) wohl schwerlich

latissimas philyras, keinen Sinn haben, da Hr. Landolina den dünnen Bast mit einer Nadel zu trennen unmöglich fand, und er also die Markmasse mit einem feinen Messer nur in dünne und lange Scheiben (liste) zerschneidet, — ist bis jetzt noch nicht widerlegt. Hr. D. Bartels ist so gütig gewesen, mir die eigenhändige Beschreibung des Ritters mitzutheilen, woraus ich sehe, daß er sich in der schwierigen Stelle durch eine Verbesserung zu retten sucht, und statt diuiso *acu*, diuiso *scapo* lesen will. Allein dies ist eben so unstatthaft als die Behauptung, die Worte liber, philyra, corium, scheda, tabula, plagula wären durchaus synonym in jener Stelle, und bezeichneten schlechtweg eine jede ebene Masse. Es heißt in diesem Bericht unter andern: nel fusto del papiro non essendovi affatto legno per resistere alla forza del ago (aber dieses bedürfte es auch nicht, wenn man nur diese Nadel, ohne Zweifel was die Alten acum discriminalem nannten, geschickt zu brauchen wüßte, oder die rechte Papyrpflanze hätte) non possono dalli lati suoi separarsi le membrane tutte all' intorno, le quale — formano nel Papiro una sola ugual massa che da Plinio *liber* fu detta impropriamente. Grade in dieser letzten Behauptung liegt der Betrug. Caylüs verstand dies weit richtiger.

*) In der vor mir liegenden Abschrift der rilazione del papiro Siracusano des Ritters Landolina, die er an die Acade-

lich die Rede. Die scharfsinnigsten Forschungen und Vergleichungen hat der gelehrte Däne, Herr Schow, bey der Untersuchung einer alten zu Gize in Aegypten gefundenen und im Borgianischen Museum zu Velletri aufbewahrten, Papyrusrolle neuerlich angestellt. *) Aber auch Er beschäftigt sich, in der sachreichen Vorrede zu dieser Kanalgräberrolle mehr mit der eigentlichen Textur und dem merkantilischen Gebrauche des Nilpapyrs, wie er es unter den Händen hatte, als mit einer kritischen Sichtung der Stellen, wo bey den Alten von der ersten Bekanntschaft der Griechen mit dieser Erfindung einige Spuren vorkommen könnten.

Man muß aber hierbey, um gegen alle diese eben genannten Alterthumskenner nicht ungerecht und anmaßend zu erscheinen, wohl bemerken, daß die Griechen selbst, so weit wir hierüber, in den noch vorhandenen Schriften, Zeugnisse erwarten können, so gut als gar keine bestimmte Nachricht über die Einführung dieses Schreibmaterials ertheilt haben.

cademici d' Ercolano nach Neapel geschickt, ist zwar mehrmals von einem eignen Werke des Ritters über diese Materie die Rede, wo auch dieser Punkt berührt seyn könnte: allein von der Erscheinung desselben ist bis jetzt, meines Wissens, noch nichts bekannt geworden.

*) Charta papyracea graece scripta Musei Borgiani Veletris — cum adnotatione critica et palaeographica. Romae 1788. 4. Siehe besonders p. IX. ff. der Vorrede.

haben. Die Hauptstelle beym Herodot (V, 58) wo es heißt: die Jonier hätten in frühern Zeiten aus Ermangelung des Nilpapyrs auf Schaf- und Ziegenfelle geschrieben, läßt uns über den Zeitpunkt, wann dieser Mangel des Nilpapyrs aufgehört habe, in völliger Ungewißheit. Und in der That, wenn wir uns nur einen Augenblick an die, zum Theil mit großer Heftigkeit von den Urkundensammlern unserer Tage geführten Streitigkeiten über das Alter unsers Lumpenpapiers erinnern, und bedenken, daß, ungeachtet aller Hülfsmittel, die uns bey diesen neuern Forschungen über eine neuere Erfindung zu Gebote stehen, noch immer der Fall nicht allein möglich, sondern auch wahrscheinlich ist, daß ein rastloser Forscher, wie der Hr. v. Murr, vielleicht heute noch ein älteres Lumpendokument, als das von Kaufbeuern vom Jahre 1318, dem Mottenfraß irgend eines Achivs oder einer Klosterbibliothek entreiße; so werden wir dieß Stillschweigen der glücklichen Bewohner der griechischen Küstenländer, die damals lieber Thaten verrichteten, die des Aufschreibens würdig waren, als über das Alter und die Abkunft der ihnen durch Handelsverkehr zugekommenen Schreibmaterialien mühsame Nachfrage anstellten, wohl auch nicht so hoch anrechnen dürfen. Als die spätern Alexandriner kein Winkelchen der griechischen Archäologie undurchsucht ließen, da war die ältere Kunde und Ueberlieferung aus der Jugendperiode Joniens längst verschwunden; da konnte man allenfalls ein artiges Mährchen

chen erzählen, aber keine historischen Angaben festsetzen.

Die historische Kritik unserer Tage erlaubt dem Alterthumsforscher, der sich ihrer Aufklärungen bescheiden zu bedienen weiß, selbst in jener, durch mehr als ein Jahrtausend von uns getrennte Kulturgeschichte der Küstenländer Kleinasiens Muthmaßungen und Zusammenstellungen zu wagen, zu denen sich die später kultivierten Griechen im Mutterlande, und ihre nähere Abkömmlinge schon darum nicht erheben konnten, weil sich bey ihnen alles nur in dem engezogenen Kreise ihrer unmittelbaren Wirksamkeit und ihres hellenischen Nazionalstolzes herumdrehte. Wie konnte auch der auf seine barbarischen Nachbaren verächtlich herabblickende Hellene, welchem Erfindungen und Voralter zugleich mit Heuschrecken aus dem Mutterlande hervorwuchsen, der allem Ausländischen, durch Namensvertauschungen und Mythen, sein Nazionalgepräge aufdruckte, und die Kennzeichen des fremden Ursprungs sorgfältig verwischte,*) — auf das Nilpapyr, als eine außergriechische

*) Man erinnere sich nur z. B. wie wenig Spuren von den Faktoreyen, Erfindungen und Ueberlieferungen, die einst der fönizische Handelsgeist auf dem Inselmeere und Küstengebiete Griechenlands so reichlich aussäete, in den spätern Schriftstellern der Griechen übrig sind. Noch ist, nach allem was Mignot in seinen 21 Abhandlungen in den Memoires de l'Acad. des Inscript. und neu-

chische Erfindung, einen vorurtheilsfreyen, forschenden Blick werfen?

Diese Vorerinnerungen waren vielleicht hier nicht ganz unnütz, wo ich es versuchen möchte, den Griechen selbst die Erfindung des Papyrus, als Schreibmaterial, zuzueignen, und eben dadurch den Zeitpunkt, in welchem sein Gebrauch allgemein unter den Griechen bekannt und angenommen wurde, genauer zu bestimmen.

Plinius fand beym Varro, den er zu seinen Nachrichten über die Polãografie excerpirte, (H. N. XIII, II. f. 21.) daß der Gebrauch der Leinwand, zum Schreiben sehr alt sey, und wahrscheinlich über die Zerstörung von Troja hinausgehe. Man hat über diese Leinwandmappen*) allerley Muthmaßungen gemacht, und besonders die auf Leinewand geschriebenen römischen Urkunden dabey in Anschlag gebracht,

neuerlich die Resultate einer akademischen Preisfrage zur Aufklärung dieses wichtigen Punktes geliefert haben, hier eine schöne Nachlese übrig. Besonders würden die Mythen der Venus, des Merkurs, der Dioskuren und des Herkules, abgesondert von den hellenischen Fabeleyen, noch manchen unvermutheten Aufschluß gewähren, ohne daß man in die Fantasien eines Bergier, Court de Gebelin, Dupuis und Bryant sich verirren dürfte.

*) Die eigentliche Benennung eines liber linteus war *mappa*. S. Saumaise zu Scriptt. H. A. T. II. p. 439.

gebracht, die in der Erzählung von den Sibyllinischen Büchern und beym Plinius selbst mehrmals vorkommen. Allein an diese konnte Varro, wo er von einem so frühen Zeitalter spricht, noch nicht denken. Der älteste Gebrauch der Leinewand zur Schrift wurde wahrscheinlich in Aegypten gemacht. Den Beleg zu dieser Behauptung finde ich in einer ganzen Reihe alter Urkunden, ich meyne die mit Hieroglyfen beschriebenen Mumienbandagen, welche bekanntlich aus Kattunleinewand gemacht und, wenigstens zum Theil, Ueberreste des entferntesten Alterthums sind. Die Kattun- oder Byssusfabriken blühten schon zu der Zeit in Aegypten, wo alle Kultur allein noch in den Händen der herrschenden Priesterkaste, und an eine gemeine Buchstabenschrift noch gar nicht zu denken war. *) Da die Balsamirer oder Mumisirer selbst zur untersten Klasse des Priesterstammes in Aegypten gehörten, und diese auch die Wikelbände der Mumien mit

*) Ueber das Alter der Byssusfabriken in Egypten hat schon Goguet Origine des Loix T. I. p. 121 abgesprochen. In J. R. Forsters gelehrter Schrift de byssо antiquorum Lond. 1776, finden sich selbst aus den Mumienbandagen die Belege dazu gesammelt. Ueber das hohe Alter einiger Mumien hat Blumenbach im letzten Theile der Philosophical Transactions verschiedene Winke gegeben, die wohl noch weiter ausgeführt zu werden verdienten. Auch finden sich gewiß mehrere ganz alte Mumien mit wahrer Hieroglyfenschrift. S. Kirchers Oedip. T. III. p. 422 ff. *Caylus* Recueil d' Antiqu. T. I. pl. 8. 9.

mit den heiligen Karakteren zu bemahlen hatten: so entstand wahrscheinlich eben dadurch der erste Gedanke, die Hieroglyfen, die man bis jetzt nur auf harte Stein- und Metallmassen eingegraben hatte, mit weit größerer Bequemlichkeit auch auf die Byssusleinewand zu zeichnen; und hatten die Priester, ausser den zahlreichen Hieroglyfen-Denkmälern auf Steinen und Mauern, wirklich auch noch andere Urkunden, worin die heiligen Sagen in Hieroglyfenschrift aufbewahret wurden: so waren dies gewiß Byssusrollen, oder vielfach zusammengeleimte Kattuntafeln, die sie auf eben die Weise, wie die Mumienbänder, mit hieroglyfischen Schriftzeichen bemahlten. Dies mußte im Alterthum eine sehr bekannte Sache seyn, und so konnte der Polyhistor Varro mit vollem Rechte von einem sehr ehrwürdigen Alter der Leinewand, als Schreibestoff, sprechen, da man, wie bekannt, auch den Byssus unter dieser allgemeinen Benennung begriff.

Wann vertauschten nun aber die Aegypter diese Byssusleinewand, als Schreibmaterial, mit den aus der Papyrusstaude verfertigten Rollen? Oder wann lernten sie den Gebrauch des Papyrus? Höchst wahrscheinlich zu eben der Zeit, da sie die fönizischen oder semitischen Buchstaben-Zeichen zuerst aufnähmen, und nun, außer den bis jetzt allein von den Priestern geschriebenen und verstandenen Hieroglyfen und der daraus entsprungenen und abgekürzten symbolischen Schrift, noch eine dritte Hauptgattung,

die Herodot die gemeine Volksschrift (δημοτικην B. II. 36.) nennt, beym Verkehr im Handel und Wandel und zu jedem andern Bedürfniß im gemeinen Leben anzuwenden anfingen. Ich stimme nemlich ohne alles Bedenken der, auf einer Reihe höchst wahrscheinlicher Vordersätze gegründeten Behauptung der Herrn Tychsen und Paulus bey, daß, wo im Herodot, oder in andern alten Schriftstellern, von heiliger Schrift und Priesterdenkmälern vor jener letzten Dynastie ägyptischer Könige, auf welche die Unterjochung Aegyptens durch die Perser erfolgte, die Rede sey, dies nie von einer andern Schriftart als der hieroglyphischen und symbolischen Priesterschrift verstanden werden müsse;*) daß Warburtons und Deguignes Hypothese von einer frühern, schon vor und zu Moses Zeiten gewöhnlichen, aus den ver-

*) Die einzige Stelle, wo Herodot unläugbar von der Buchstabenschrift der Aegypter spricht, II, 36, läßt über das Zeitalter, von welchem sie zu verstehen sey, im Zusammenhange selbst nicht den geringsten Zweifel. Alle übrigen Stellen, wo γραμματα auf älteren Denkmälern erwähnt werden, sind von symbolischer Zeichenschrift zu verstehen; nur daß auch diese wieder in sich selbst verschieden waren, wie aus der übrigens fabelhaften Sage vom Sesostris II, 102. 106 deutlich hervorgeht, wo die αἰδοια freylich auch die Stelle der Schrift vertreten, und doch noch von der Inschrift verschieden sind. So sind II, 124 die ζωα ἐγγεγλυμμενα sicher etwas anders als die γραμματα II, 136 aber mit den τυποις II, 138, 153 völlig einerley.

verkürzten Hieroglyfen selbst entwickelten Buchstabenschrift, in unauflösliche Widersprüche verwickle, und daß alle Buchstabenschrift den Aegyptern, entweder unmittelbar von den Föniziern, die dort sehr alte Handelsetablissements hatten, oder, was Hr. Paulus sehr scharfsinnig vermuthet, mittelbar durch die Griechen, die doch auch ursprünglich das fönizische Alfabet durch den Kadmus erhielten, mitgetheilt worden, und also unbezweifelt semitischen Ursprungs sey. *) So wichtig und folgenreich diese Behauptung auch in anderer Hinsicht, und besonders in Beziehung auf die mosaischen Urkunden seyn mag, die nun, trotz aller Warburtonschen Sofismen, nicht mehr mit ägyptischer Schreibekunst geschrieben seyn können: so viel Licht verbreitet sie auch auf die Untersuchung, in welcher das Alter des Schreibpapyrs in Aegypten, seinem Vaterlande, bestimmt werden soll.

B.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Durch das, was Hr. Prof. Tychsen über die Buchstabenschrift der alten Aegypter in der Bibliothek der alten Literat. u. Kunst Th. VI. S. 1—63 über diese durch Mißverständnisse aller Art so sehr verwickelte Materie bemerkt hat, ist hoffentlich die Sache so gut als abgethan, und die daraus folgende Berichtigung der Büttnerschen Tabellen von großer Wichtigkeit. Auch hat Hr. Prof. Paulus, sowohl in der von ihm umgearbeiteten Ditmarschen Beschreibung des alten Aegyptens (Nürnb. 1793 S. 153, als neuerlich in den archäologischen Beobachtungen über semitische Lesezeichen, Memorabilien Th. VI, S. 105 jenen Bemerkungen noch einige scharfsinnige Winke hinzugesetzt.

III.

III.

Ueber einige
große Kleinigkeiten
in der
teutschen Sprache. *)

(Durch einen Artikel Nr. 96. des Reichsanzeigers 1794. veranlaßt.)

Vorerinnerung.

Herr Hofrath Meusel hatte in dem 96sten Stücke des Reichsanzeigers 1794. unter andern Verbesserungen der teutschen Sprache, auch diese vorgeschlagen, daß man nicht mehr durchdacht sondern durchgedacht, nicht mißbilligt, sondern gemißbilligt, nicht ich habe ihn gehen sehen, sondern gesehen, sprechen und schreiben

*) Eine Kette von zufälligen Umständen hat diese Abhandlung, deren Werth einem jeden, dem die Reinigung und Vervollkommung unsrer Sprache nicht gleichgültig ist, zu einleuchtend seyn muß, um meiner Empfehlung zu bedürfen, so lange bey mir zurückgehalten, daß sie nun beynahe ein Jahr später erscheint, als sie zu erscheinen bestimmt war. Aber auch izt kommt sie noch immer zu rechter Zeit, wenn sie wirkt was sie wirken kann und soll. N.

ten solle. Von der Richtigkeit dieser drey letzten Verbesserungen konnte ich mich immer weniger überzeugen, je weiter ich darüber nachdachte; und da es mir endlich nicht gleichgültig für unsere Sprache zu seyn schien, ob jene Vorschläge befolgt oder nicht befolgt würden: so setzte ich mich hin, meine Einwendungen dagegen den Lesern desselben Blattes ebenfalls mit wenigem mitzutheilen. Allein die Natur der Unterschiede, die zu fein, und der Gründe, die zu versteckt sind, machte eine weitläuftigere Erörterung und Erläuterung durch Beyspiele nothwendig, so daß dieser Aufsatz zu einer Länge anwuchs, die nicht mehr für den Reichsanzeiger geeignet seyn konnte.

Ich muß es den Kennern zu beurtheilen überlassen, ob sie meine Erörterung neu und gründlich, und den Lesern, ob sie sie interessant genug finden, um des Abdrucks nicht unwerth zu seyn. Indessen bekenne ich gern, daß ich bey der Ausarbeitung nicht die Sprachforscher, sondern einen so gemischten Zirkel von Liebhabern, von Kennern und Nichtkennern vor Augen hatte, wie ich mir einbilde, daß das Publikum eines für alle Stände gemeinnützigen Blattes seyn werde. Auch ließ ich mich gar nicht in der Meynung in diesen Streit ein, als ob ich unter den Sprachlehrern mir eine Stimme anmaßen dürfte, sondern ich stellte mir dies als eine gesellschaftliche Unterhaltung vor, bey welcher jeder Anwesende, der etwas Ueberlegtes vorbringen könne, das Recht

zu reden habe, ohne sich darum bekümmern zu dürfen, ob irgend ein Gelehrter der alten oder neuen Zeit die Sache schon ausgemacht, oder wenigstens gründlicher und umfassender dargestellt habe. Ohne also irgend eine Sprachlehre nachzulesen, Schottels ausgenommen, die ich zufälliger Weise eben vor mir liegen hatte, fing ich die Erörterung über diesen grammatischen Gegenstand in jeder Hinsicht unbefangen an, und ging nicht eher auf einen andern Punkt über, bis ich durch ausreichende Gründe und einleuchtende Beyspiele meine eigene Begierde, darüber gewiß und im Reinen zu seyn, hinlänglich befriedigt glaubte. Hoffentlich hat durch diese Methode die Untersuchung nicht an Werthe verloren. Im Gegentheile muß, denke ich, die Wahrheit immer gewinnen, so oft sie auf einem neuen Wege gefunden oder auf einer neuen Seite betrachtet wird. So dünkt es mich wirklich jetzt, da ich nach Vollendung meiner eigenen Untersuchung das Adelungische Lehrgebäude *) zur Hand nehme. Ich sehe daraus, daß eine neue Beleuchtung dieser anscheinenden Unregelmäßigkeiten nicht überflüßig gewesen ist.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich mich hier auf die ganze Lehre von den zusammengesetzten Zeitwörtern einlassen wollte; doch aber dünkt mich zum Voraus, daß die figürliche Bedeutung kein hinreichender Grund zur Eintheilung der scheinbaren und wirklichen oder

*) Leipz. bey Breitkopf, 1782. 2 Bände, 8.

oder ächten und unächten Zusammensetzungen sey, und daß die aus zusammengesetzten Substantiven gemachten Verba nicht unter Eine Regel mit den Verbal-Zusammensetzungen gehören. Uebrigens unterscheidet Hr. HR. Adelung die Wörter durchdenken und durchdenken, durchdacht und durchgedacht ebenfalls, sowohl in diesem Lehrgebäude als in seinem Wörterbuche, worüber ich mich also nicht zu rechtfertigen habe. Allein in den mit miß zusammengesetzten Wörtern huldigt er, wie mich dünkt, dem einseitigen Sprachgebrauche auf Kosten der Sprachfilosofie zu viel: denn der Unterschied zwischen Aktivis und Neutris ist doch wohl nur ein Scheingrund, der das Vor- und Nachsetzen des ge gar nicht zur Folge haben kann. Und welche klassischen prosaischen Schriftsteller vor der Erscheinung der Adelungischen Sprachlehre, und welche klassischen Dichter nach Erscheinung derselben, mögen wohl gemißbilligt, gemißbraucht, gemißdeutet, gemißgönnt, gemißkannt u. s. w. geschrieben haben? Ich wünschte diesen angeblichen Sprachgebrauch erwiesen zu sehen. Wenn man gemißkannt statt mißkannt sagen darf, dann dürfte man auch kecklich gedurchdacht statt durchdacht sagen. Es ist durchaus kein Grund zum Vorrechte des einen oder des andern da. Was endlich das gehen sehen betrifft, so giebt es Herr Adelung zwar für dem Sprachgebrauche gemäß an; allein — doch ich will seine eigenen Worte darüber hersetzen.

„Da dieß (heißt es S. 405. im 2ten Bande) eine „wahre Abweichung von der Regel ist, welche durch un„richtiges dunkles Gefühl (?) veranlaßt worden, so „scheinet auch die hochdeutsche Mundart (?) hier nach „und nach wieder zur Regel (?) zurückzukommen; daher „auch in manchen an Statt des Infinitives das Partizi„pium, entweder allein, oder doch mit dem Infinitive „gleichgültig gebraucht wird, dagegen in andern der In„finitiv nur noch allein gangbar ist.

„Im Partizipio allein wird gebraucht, das Ver„bum fühlen, welches doch ohnehin auch in den einfa„chen Zeiten selten mit dem Infinitiv verbunden wird; „oder vielmehr, man umschreibt in den zusammengesetz„ten Zeiten mit daß. Für, ich habe seinen Puls „schlagen fühlen, sagt man nicht, ich habe seinen „Puls schlagen gefühlt, sondern lieber, ich habe „gefühlt, daß sein Puls schlug.

„Mit dem Infinitiv und Partizipio gleichgültig „werden gebraucht hören, lehren und lernen, doch „so, daß der Gebrauch des Partizipii, als die regelmäßi„gere Form (?), in der edleren und höheren Schreibart „am häufigsten vorkommt u. s. w.

Man sieht daraus, daß Herr Adelung über den Grund dieser Abweichung der Konstrukzion eines Verbums mit einem andern Verbum von der Konstrukzion eines Verbums mit einem Substantivo nicht nachgeforscht, sondern Regeln aus dem verschiedenen Sprach-

gebrauche verschiedener Schriftsteller abgezogen hat, ohne zu untersuchen, ob sich diese Schriftsteller nicht selbst fehlerhaft ausgedrückt haben. Er heißt das dunkle Gefühl, nach welchem man sich von jeher allgemein veranlaßt sah, zwey sich auf einander beziehende Verba in Ein Tempus zu setzen, ein unrichtiges Gefühl; und doch sagt er bald darauf, daß es besser sey, zu sagen, ich habe gefühlt, daß sein Puls schlug, als, ich habe seinen Puls schlagen gefühlt. Der Grund aber, warum jenes besser sey, wird nicht angegeben, mithin ist es eben das dunkle Gefühl, nach welchem man sich von jeher allgemein geirrt haben soll, also nach seinem eigenen Urtheile ein unrichtiges Gefühl, und das eine Urtheil also mit dem andern in offenbarem Widerspruche.

Auch die Ausnahme der Wörter hören, lehren und lernen beruht in der That auf keinem statthafteren Grunde, und wenn es unrichtig ist, zu sagen, du hättest es mir nur schreiben gedurft, statt du hättest es mir nur schreiben dürfen: so ist es eben so unrichtig, wenn ich sage, alles hat mich sein Herz kennen gelehrt, statt kennen lehren, und, seitdem ich dich habe kennen gelernt, statt kennen lernen, obgleich Rabener und Kronegk selbst diese Fehler ihrer Feder entschlüpfen ließen. Wäre es aber richtig zu sagen, ich habe tanzen gelernt, so kann es dieß nur in sofern seyn, als das Zeitwort tanzen auch als ein Substantiv gebraucht werden kann, welches indessen

doch den Artikel nicht gern entbehrt; daher man besser sagt, ich habe das Tanzen gelernt, so wie man sagt, mein Kind hat schon das Vaterunser gelernt.

Dieses Schwankende in Herrn Adelungs Regeln über diesen Punkt selbst beweiset, daß sie aus keinen höhern Gründen als dem unzuverlässigen Sprachgebrauch einzelner Stände und Schriftsteller abgeleitet sind. Es sollte sich aber die ganze Lehre der Konstrukzion zusammenkommender Zeitwörter auf nichts als ihren gegenseitigen Zeitverhalt gründen, woraus sich ohne Zweifel auch die Lehre von den Partizipien bestimmter und befriedigender würde entwickeln lassen, als es bisher, meines Wissens, geschehen ist. Die Lehre vom Zeitverhalte hat man bisher gänzlich übergangen, und ich weiß nicht, ob außer dieser ein ächter Probierstein für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Syntaxes aller Zeitwörter in allen Sprachen seyn möchte. Grammatische Ausnahmen, die die wesentlichen Zeichen der Gedanken verändern, wie hier das Partizip der Vergangenheit in den Infinitiv der Gegenwart, können nicht mehr einzig aus dem Sprachgebrauche, selbst wenn er allgemein wäre, beurtheilt werden, sondern aus der Untersuchung des Gedankens selbst. Wird dieser durch die Abweichung von der gewöhnlichen grammatischen Form bestimmter und richtiger, so folgt nur daraus, daß die gewöhnliche Form eine zu enge Regel für alle Fälle, nicht aber, daß die Ausnahme eine Unrichtigkeit oder ein Fehler gegen die Regel ist.

Mit

Mit dem Sprachgebrauche der klassischen (also doch einzelner) Schriftsteller ist es auch eine eigene Sache, falls er dem allgemeinen Sprachgebrauche widerstreitet. Das Ansehen, welches sie durch ihre Geisteswerke vor sich haben, verführt; allein man sollte nicht vergessen, daß auch sie der menschlichen Schwachheit bey aller Größe noch unterworfen sind, und wenn sie in hundert Fällen richtig und besser gesehen haben als andere, doch wieder in einem andern zu schnell entscheiden, und sich irren können, besonders in der Verbesserung der Sprachregeln. Herr Adelung selbst hat ja in seinen Werken häufige Beweise davon aufgestellt. Auch wird der Rang der Schriftsteller doch immer mehr nach dem Geistesgehalte ihrer Werke und nach ihrer Gewalt über die Sprache, in Rücksicht der Wirkung zu ihrem Zwecke und auf den Leser, als nach ihrer grammatischen filosofischen Einsicht in einzelne Sprachfälle beurtheilt, und ihre Abweichung von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche kann nur ein günstiges Vorurtheil für überwiegende Gründe erwecken, aber ohne Untersuchung und Prüfung derselben keineswegs entscheidend seyn.

Ueberhaupt ist wohl diejenige Epoche einer Sprache, in welcher man anfängt über die Gründe ihrer Regeln nachzudenken, die allernachtheiligste, wenn das Aufsuchen der Gründe mehr aus der Begierde zu verbessern als sich zu unterrichten herrührt. Denn es kann nicht fehlen, daß man bey dem Umfange der

Sprach:

Sprachfilosofie, der um nichts geringer als der Umfang der formalen Filosofie überhaupt seyn darf, geschwinder verbessern wird, als man den einen oder den andern Fall von allen Seiten hat betrachten und prüfen können, und was durch solche einseitige Verbesserungen Filipp von Zesen, aus Mangel an Geschmack, im Grosen verdarb, das mag mancher bessere Kopf aus Mangel an Geduld im Kleinen verdorben haben.

So viel bleibt doch wenigstens ausgemacht, daß, da die Sprache (was Niemand in Zweifel stellen wird) das Mittel zum Ausdruck unserer Gedanken ist, der Sprachgebrauch nur dann über zweifelhafte Fälle zur Regel werden kann, wenn er den Gedanken nicht unrichtig darstellt. Denn die richtige Darstellung unserer Gedanken ist der Zweck der Sprache, und alle Grundsätze derselben müssen diesem, als ihrem höchsten Grundsatze, untergeordnet werden. Oder was für ein anderer sollte ihr höchster Grundsatz, und aus welchen Gründen Entscheidung möglich seyn?

Doch meine Bemerkungen über die Adelungischen Regeln der vorliegenden Fälle gewinnen bald das Ansehen, als ob ich wirklich nicht als Liebhaber mit Liebhabern, sondern als Kenner gegen Kenner, mich in einen Streit einlassen, und mir herausnehmen wollte, diesem um unsere Sprache so hoch verdienten Forscher, den ganz Teutschland als seinen Lehrer verehrt, es zum Vorwurfe zu machen, daß ich über einige Kleinigkeiten, die

die er vielleicht bey der Bearbeitung eines so weitläuftigen Ganzen einer genauern Untersuchung nicht werth hielt, zufälliger Weise der Wahrheit näher gekommen bin, oder ihr nur näher gekommen zu seyn glaube. Allein ich habe diese Einwendungen dem denkenden Leser bloß darum mitgetheilt, um eine absprechende Verweisung auf Adelungs Lehrgebäude, die doch weder zu meiner Widerlegung noch zur Entscheidung der Sache dienen würde, zum voraus abzulehnen. Uebrigens muß ich bitten, die ganze Abschweifung über die Adelungischen Regeln bey der Lesung des folgenden Aufsatzes wieder zu vergessen, und für nichts als eine Nachschrift, wie sie es auch wirklich ist, anzusehen. Ich würde, wenn ich ein paar fliegende Blätter über die teutsche Sprachkunde mit einer Fehde gegen den Matador der teutschen Sprachlehrer hätte ankündigen wollen, ein Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? mit Rechte verdienen, und nur durch Erröthen beantworten können.

An Herrn Hofrath Meusel in Erlangen.

Schw. H. im Nov. 1794.

Wundern Sie sich nur! Ihr verbundenster Freund wirft sich zu Ihrem öffentlichen Gegner auf. Es ist nicht zu ändern, mein Theuerster! Was ich mir auch

von

von Unschicklichkeit darüber vorsage, und gegen mich selbst protestiere, so kann ich doch über meine Begierde, gegen Ihre Behauptung im Reichsanzeiger einen Gang zu wagen, die Oberhand nicht gewinnen. Verweisen Sie mir meinen unzeitigen Stolz, nennen Sie mich einen Undankbaren, entziehen Sie mir — Nein, ich fable, das kann mein Ernst nicht seyn. Ich würde lieber zehnmal meine Meynung der Ihrigen unterwerfen, als ein einziges Mahl mich der Gefahr aussetzen wollen, Ihre mir so theure und unschätzbare Freundschaft zu verlieren. Allein ich kenne Ihre Gesinnung, und weiß, daß Sie sich über jeden Versuch freuen, in dem man sich bestrebt, die Wahrheit zu beleuchten, wenn auch der Wille des Versuchenden lobenswerther als seine That ist.

Also ohne Umschweif zum Streite. Ich nehme die Form durchdacht statt durchgedacht, mißbilligt statt gemißbilligt, und ich habe ihn gehen sehen statt gesehen, hiemit feyerlich gegen Ihre Verdammung in Schutz. Ich habe die Sache durchdacht und durchgedacht, und glaube also wohl ein wenig gewaffnet zu seyn.

So genau die Wörter „durchdenken und durchdenken" mit einander überein zu kommen, und willkührlich mit einander wechseln zu können scheinen, so findet doch noch ein kleiner Unterschied zwischen beyden Statt. Bey dem einen scheint das Denken, bey dem andern

das

das durch die Hauptidee. Mit jenem will man anzeigen, daß die Sache nicht durchlesen, durchsungen, durcharbeitet u. s. w. sondern durchdacht, mit diesem aber, daß sie nicht halb, sondern ganz durchdacht, und also durch gedacht sey. In dem einem Falle ist die Partikel durch trennbar von dem Hauptworte denken, in dem andern aber untrennbar.

Ich denke durch — ich durchdenke
— dachte durch — ich durchdachte
ich habe durchgedacht — ich habe durchdacht.
durch denken — durchdenken

Es sind also zwey verschiedene Zeitwörter. Das erste ist ein einfaches Wort, das andere ein zusammengesetztes. Bey jenem ist das Wörtchen durch ein für sich stehendes Adverb, bey diesem aber eine mit dem Worte denken zu Einem Worte zusammengeflossene, und durch alle Zeitformen untrennbare Präposizion. Läßt sich nun das Wörtchen durch im letztern Falle von dem Worte denken nicht trennen: so kann auch die bey den einfachen Zeitwörtern gewöhnliche Vorschlagssylbe der vergangenen Zeit ge nicht zwischen beyde gesetzt werden, und die Form durchdacht müßte, wenn sie regelmäßiger gemacht werden sollte, in gedurchdacht, nicht aber in durchgedacht umgeändert werden. Allein alle wirklich zusammengesetzten Zeitwörter verlieren im Partizip des Vergangenen die Vorschlagssylbe ge in

der

der Regel durchaus; nur die scheinbar zusammengesetzten haben ge, aber nicht vor dem Adverb, mit dem sie zusammengesetzt sind, sondern nach demselben.

Beyspiele müssen dies klar machen.

Scheinbar zusammengesetzte Zeitwörter sind ohne Zweifel alle diejenigen, die mit an, ab, aus, fort, frey, los, vor, weg, zu, u. s. w. zusammengesetzt sind.

In diesen alles ist die scheinbare Präposizion ein wirkliches Adverb, muß immer für sich allein stehen, wird im Präsens und Imperfekt durchaus nachgesetzt, und hat auch stets noch einen besondern Ton für sich. Daher werden diese Zeitwörter alle, wie sie es auch wirklich sind, als einfache Wörter konjugiert, und erhalten als solche im Präterito auch die Vorschlagssylbe ge z. B.

Ich bete an — an gebetet.
— klopfe an — an geklopft
— ziehe an — an gezogen.
— falle ab — ab gefallen.
— bitte ab — ab gebeten.
— streiche aus — aus gestrichen.
— jage fort — fort gejagt.
— spreche frey — frey gesprochen.
— sage los — los gesagt.
— stehe vor — vor gestanden.
— nehme vor — vor genommen.
— treibe weg — weg getrieben.

Ich

Ich muthe zu — zu gemuthet.
— schließe zu — zu geschlossen.
— sage zu — zu gesagt u. s. w.

In wirklich zusammengesetzten Zeitwörtern hingegen kann das Umstandswort niemals von dem Hauptworte getrennt werden, weil es mit ihm, so wie die Begriffe, in Eins verschmolzen ist, und es behauptet daher durch alle Zeitformen seine Stelle unmittelbar vor dem Hauptworte. Zwischen dem Umstandsworte und dem Hauptworte können sie also auch kein ge aufnehmen, und vor dem Umstandsworte leiden sie darum keins, weil dieses ge als Zeichen der Zeit einer Handlung an einem Worte, das keine Zeit und keine Handlung ausdrückt, nichts bestimmen oder verändern kann; ja, im Gegentheile, durch die ganz ungleichartige Zusammensetzung auch den sonst klaren Begriff des Wortes selbst verwirrt und verdunkelt.

Oder was ist gedurch? gevor? gezu? gean? u. s. w. Man kann eben so wenig sagen gevertrieben, gebegriffen, geerhoben, als vergetrieben, begegriffen, ergehoben, ungeachtet das einfache Zeitwort getrieben, gegriffen und gehoben hat.

Hier sind Beyspiele.

Beklagen, ich beklage, beklagte, beklagt, (nicht gebeklagt.)

Benehmen, ich benehme, benahm, benommen (nicht gebenommen.)

Erzählen — erzählt nicht geerzählt.
Entziehen — entzogen nicht geentzogen.
Gewinnen — gewonnen nicht gegewonnen.
Verlangen — verlangt nicht geverlangt.
Unternehmen — unternommen nicht geunternommen.
Unterrichten — unterrichtet nicht geunterrichtet.
Zernichten — zernichtet nicht gezernichtet,

und hundert dergleichen Wörter, die wir täglich gebrauchen und wobey es keiner Seele einfällt, ein ge vor das Präteritum setzen zu wollen. — Man sagt verachtet, verwundet, übernachtet, zermalmt, zernagt, beschlossen, begossen, verarmt, verreiset u. s. w.

Und so auch durchdacht.

Allein ich sehe wohl, was hier verführen kann und schon oft verführt hat.

Bey allen Verbal-Präpositionen, die entweder veraltet, und daher außer der Zusammensetzung nicht mehr verständlich sind (wie ver, zer, be, ent, er ꝛc.) mithin nicht als für sich stehende Adverbien gebraucht werden können, oder bey Adverbien und Nominal-Präpositionen, die nicht zugleich auch Verbal-Präpositionen sind, (wie aus, auf, vor, nach ꝛc.) — ist es ganz klar, ob man die Zeitwörter, bey denen sie stehen, zu den einfachen oder zusammengesetzten rechnen, und nach dieser oder jener Art konjugieren muß. Bey denjenigen Umstands-

standswörtchen hingegen, die zugleich Adverbien und Verbal-Präpositionen sind, scheint es eine Verwirrung in der Konjugazion zu machen, weil die nemliche Partikel mit dem nemlichen Zeitworte bald zusammengesetzt, bald von demselben getrennt wird. Allein es entstehen dadurch wirklich zwey verschiedene Zeitwörter, von welchen jedes seine eigene Konjugazion und Bedeutung hat.

Dergleichen Partikeln sind unter, über, um und durch. Stehen sie im Präsens vor dem einfachen Zeitworte, so sind sie Verbalpräpositionen, und mit diesem wirklich zusammengesetzt; stehen sie aber nach demselben, so sind sie Adverbien, und das Zeitwort behält durchaus die Form der einfachen Zeitwörter, mithin auch die Vorschlagssylbe ge im Partizip des Vergangenen. Beyde dürfen durchaus nicht mit einander verwechselt werden. Auch ist die Verschiedenheit ihrer Bedeutung selbst oft so abstechend, daß eine Verwechslung der Konjugierart lächerlich seyn würde.

Ein Mann von Geist, Geschmack, Erfahrung und Beredsamkeit hält nicht vortreflich unter, sondern unterhält vortreflich; und wer ihm zugehört, wird nicht untergehalten, sondern unterhalten. Hingegen, wenn mir ein Wundarzt zur Ader läßt, und das Blut auf den Boden springt, werde ich zu meinem Freunde, der das Becken geschickter halten sollte, nicht sagen: unterhalten Sie doch! sondern halten Sie doch unter!

Voß hat nicht über den Homer geſetzt, und die Franzoſen wollen nicht den Rhein überſetzen; aber man kann am Rhein übergeſetzt, und Homer kann überſetzt werden.

Man überlegt kein Pflaſter, und legt keine Sache über; ſondern die Sache wird überlegt, und das Pflaſter übergelegt.

Ein treuloſer Soldat geht zu dem Feinde über; der Geſchichtſchreiber bekümmert ſich um dieſen geringfügigen Umſtand nicht, und übergeht ihn.

Der melankoliſche Wanderer macht ſeinen eigenen Weg; er umgeht alle Städte, denn er geht nicht gern mit ihren geſchäfft- und politikvollen Einwohnern um, die für ſeine in der Einſamkeit gebildeten Wünſche, ſeine Leiden und Freuden keinen Sinn haben. Von denjenigen hingegen, die viel mit der Welt umgegangen ſind, werden die Städte nicht umgangen, ſondern geſucht.

Ein ſchlechtes Buch wird von manchen Recenſenten wohl etwas durchleſen, aber nicht gerade durchgeleſen. Läſen die Recenſenten alle Bücher, ſtatt daß ſie aus Schonung der Zeit die ſchlechten nur flüchtig durchleſen, mit Aufmerkſamkeit durch, ſo würden ſie oft Gelegenheit haben, ſich von der Wahrheit des pliniſchen Ausſpruches zu überzeugen: nullum eſſe librum tam malum, ut non aliqua ex parte prodeſſet.

Ein Werbofficier durchgeht alle körperlichen Eigenſchaften ſeines Rekruten, und freut ſich oft ſchon

über

über die Ehre, die er einlegen, oder den Gewinn, den er mit ihm machen wird; wenn aber das Werbgeld ausgezahlt ist, geht ihm oft der Rekrut durch, und Ehre, Gewinn und Werbgeld sind verloren. Hätte er auch seine innern Eigenschaften durchgangen, so konnte er bessere Maßregeln treffen, und der Schurke wäre ihm vielleicht nicht durchgegangen.

Eben so, nur nicht so auffallend, unterscheiden sich durchdenken und durchdenken.

Man durchdenkt eine Sache, wenn man sie überlegt, man denkt eine Sache durch, wenn man sie bis auf ihre ersten Gründe und lezten Wirkungen verfolgt. Ein Plan ist durchdacht, wenn er mit Ueberlegung abgefaßt, durchgedacht, wenn man mit der Ueberlegung desselben in allen Punkten zu Ende ist.

So eben lese ich in einer Recension: „das Buch ist durchgedacht und gründlich." Es sollte durchdacht heißen; denn der Recensent will ohne Zweifel nicht sagen, daß entweder Er oder der Verfasser mit der Ueberlegung desselben fertig, sondern daß das Buch mit Ueberlegung geschrieben sey.

Mit durchdenken drückt man zwey, mit durchdenken aber nur einen, obgleich zusammengesetzten Begriff aus.

Wer des vortrefflichen, leider zu früh für die Filosofie der Sprache verstorbenen Hofrath Moritzens Theorie von der räsonnierten Quantität des Sylbenmaßes,

maßes, und unsers verewigten Fulda's Lehre von der Bildung der Germanischen Wörter kennt, der wird schon wissen, von welcher Erheblichkeit die verschiedene Betonung eines Worts und ihr Einfluß auf seine Geltung und seinen relativen Nachdruck ist.

Man hat einen Wort- und Redeton. Der Wortton zeigt an, daß die Sylbe, auf dem er liegt, die Wurzel- und Stammsylbe sey, mithin auch den Begriff des Wortes, die andern Sylben aber nur seine zufälligen Bestimmungen enthalten. So viele Worttöne, so viele Begriffe in einer Rede. Der Redeton hingegen vergleicht die Wörter und Begriffe wieder unter sich, und fällt allezeit auf den Hauptbegriff einer Rede. In durchdenken ist nur ein einziger Wortton, und mithin auch nur Ein Begriff, der durch das Vorwörtchen durch bloß eine eigene Bestimmung erhält. Ich darf mir weder das denken noch die Modifikazion desselben allein, sondern ich muß mir das denken sogleich mit der Modifikazion des durch vorstellen.

Hingegen in durch denken sind zwey Worttöne, einer auf durch, der andere auf denken, und diese beweisen, daß ich zwey Begriffe nicht als Einen, sondern beyde besonders auszudrücken verlange, nemlich die Handlung selbst, und den Umstand, mit oder unter welchem sie geschieht; daher in durchdenken auch schon ein Redeton gedenkbar ist, welches nicht wäre, wenn der Begriff durch

sich

sich nicht als ein abgesonderter Begriff mit dem Begriffe denken neben einander stellen und vergleichen ließe. Ich kann sowohl die Idee des denkens als des durch noch besonders hervorheben, und entweder sagen: ich denke durch, oder, ich denke durch, ich habe die Sache durch gedacht oder durch gedacht.

Der Unterschied zwischen beyden Wörtern ist also nicht bloß dem Herkommen und Sprachgebrauche gemäß, nicht bloß grammatikalisch, sondern auch real und logisch. Beyde Sprachformen durchdacht und durchgedacht sind in den Regeln der teutschen Sprache gegründet, aber wie in ihrer Gestalt, so auch in ihrem Begriffe verschieden; und so wenig durchdacht für durchgedacht, eben so wenig wird auch durchgedacht für durchdacht gesetzt werden können.

(Der Beschluß im künftigen Monat.)

Gr(ätzer)

IV.

Fortsetzung der Beyträge zur Geschichte der neuesten Künstler.

(S. das Vte Stück des T. M. 1795. S. 49.)

Cunego (Ludwig), wahrscheinlich ein Sohn des berühmten Dominikus Cunego, ein junger Kupferstecher,

hat im Jahr 1786 das von Guido Reni gemahlte Bildniß der unglücklichen Beatrix Cenci vortreffich in Kupfer gestochen. Das Original wird in der Gallerie des Hauses Colonna aufbewahrt.

Dannecker, ein Teutscher Bildhauer, welcher vom Herzog von Würtemberg pensioniert ist, bildete im Jahr 1787 den Sommer in der Gestalt der Ceres, mit Kornähren in einer Hand, welche gegen 5 Palmen hoch ist. Im folgenden Jahre verfertigte er in der nemlichen Größe den Herbst, in dem Bilde eines nackten Bacchus, welcher in der rechten Hand eine Trinkschale, und in der linken den Thyrsus hält. In beyden Statuen herrscht eine ungemein richtige Zeichnung. Beyder Köpfe sind sehr schön, und äussern den Karakter, den die Alten diesen Gottheiten beylegten. Die Zartheit und Weichheit des Fleisches ist trefflich ausgedrückt; obgleich der dazu gewählte Marmor sich nicht zum besten hiezu schickt. In der Ceres sind der sonst sehr schön bearbeiteten Falten zu viel. Die übrigen zwey Jahrszeiten hat Herr Werthscheffel (zu Rom Scheffawerd genannt) welcher damals von dem nemlichen Fürsten zu Rom unterhalten wurde, bearbeitet.

Denis, von Anversa, ein Landschaftsmahler, der sich nicht scheuet, auch die minder vortheilhaften Situazionen in der Natur zu wählen, sondern sie getreu abbildet, wie und unter welchem Lichte er sie antrifft. Er hat dieses im Jahr 1787 zu

Rom

Rom in einer Landschaft bewiesen, wo ihm die mit Wolken bedeckte Sonne in der Nähe das helle Licht versagte, in der Entfernung aber freygebig damit war. Zwey tief gelegene Felsen, welche sehr gleichförmig sind, und den größten Theil des Raumes einnehmen, lassen nur in der Entfernung das dahinter gelegene Gefilde erblicken. Sonst findet sich hier nichts, was in der Nähe die Einförmigkeit habe, als ein Fluß, der sich an den Fuß des Felsens anschmiegt, und eine Straße. Dennoch hat der Künstler gewußt, die sonst unmerklichen Schönheiten dieser einfachen Gegenstände so durch Lokalfarben zu erheben, und durch Bäume, Thiere und Menschen so zu beleben, daß das Einförmige Melankolische dieser Gegend in einen reitzenden Anblick verwandelt wird.

Dies (Albert Christoph) ein Teutscher Mahler, verfertigte im Jahr 1787 für den Herzog von Kurland eine Landschaft, die von seiner Stärke in diesem Fache zeuget. Der Inhalt ist aus Geßners Idyllen genommen. Ein Satyr, der auf dem Rande eines Flusses schlief, und beym Erwachen ein ihm sehr werthes Gefäß zerbrochen findet, klagt den Schäfern, welche bey Sonnenuntergang in ihre Hütten zurückkehren, seinen schmerzlichen Verlust. Das rechte Ufer des Flusses ist mit einem dichten Walde bedeckt, und das linke stößt an ein offenes Gefilde. Die untergehende Sonne giebt den Gegenständen ein lebhaftes Licht, und über dem Walde

erhebt sich ein weißlichter Abendduft. Erfindung, Anordnung, Baumschlag, Lokal-Tinten, alles ist schön in dieser Landschaft.

Drouais, ein Mahler von Paris, verfertigte im Jahr 1786 zu Rom ein Gemählde, welches den Marius in natürlicher Größe vorstellt, wie er in einem finstern Zimmer mit dem Ellenbogen auf einen Tisch gestützt, in tiefen Gedanken sitzt, und von einem Cimbrischen Soldaten überrascht wird, der ihn ermorden will. Marius streckt mit einem fürchterlichen Blick den Arm gegen ihn aus, und spricht: Tune homo C. Marium necare audes? Vor Schrecken sinkt dem Cimbrer der Arm mit dem Schwerte nieder, und mit der andern Hand hebt er den Mantel auf sein Angesicht zu bedecken. Der Werth dieses Gemähldes besteht hauptsächlich in Erfindung, Komposizion, und Ausdruck. Uebrigens hat man nicht ohne Grund getadelt, daß das in die finstre Kammer einfallende Licht nur die zwey Personen beleuchtet, ohne den in gerader Linie entgegen gesetzten Grund des Zimmers zu erreichen. Auch sollen die Formen in der Figur des Marius der Größe des Subjekts und dem Ausdruck des Kopfes nicht genug entsprechen. Dieses Mahlergenie soll in seiner schönsten Blüthe gestorben seyn.

Fabbri (Johann) ein junger römischer Steinschneider. Im Jahr 1786 bewies er ein entschiedenes Talent zu dieser Kunst, da er auf eine Trink-

schale

schale von überaus schönem Achat die Venus, wie sie aus dem Bade kömmt und von einem Liebesgott abgetrocknet wird, in stark erhobener Arbeit abbildete.

Fidanza (Gregorius) ein junger Landschaftsmahler von Rom, der sich im Jahr 1788 durch eine von Sr. Päbstlichen Heiligkeit reichlich belohnte Landschaft vielen Beyfall erwarb. Sie stellt in ziemlicher Größe die Aussicht des Schlosses von Nemi, einem Lehngut des Hauses Braschi, vor, wie es aus einem am See Nemi unter Gengano gewählten Standpunkt ins Auge fällt.

Fontanesi, ein berühmter Theatermahler von Reggio, welcher 1786 nach Rom berufen wurde, die Scenen zu zwey großen Opern auf dem Theater Aliberti zu mahlen. Es gereicht Rom nicht zur Ehre, daß es fremder Mähler hierzu bedarf.

Gagneraux (Benedikt), ein sehr geschickter französischer Mahler und Kupferstecher, welcher im Jahr 1788 zu Rom einen von ihm gezeichneten wüthenden Ochsen in Kupfer ätzte, der einen fliehenden Menschen verfolgt, und von zwey starken Fleischern mit Stricken, die an beyde Hörner gebunden sind, zurückgehalten wird. Drey Bullenbeißer, von denen Einer von dem wilden Thiere zur Erde geworfen ist, gehen ihm wacker zu Leibe. Das Stück fand großen Beyfall. Mit gleichem Ruhme mahlte er in dem nemlichen Jahre die Schlacht welche der Prinz

von

von Kondé im Jahr 1674 den Konföderierten bey Senef lieferte. Es wird hier der Augenblick vorgestellt, wo der Prinz bey dem Angriff einiger feindlichen Batterien mit dem Pferde stürzte und beyde Beine brach. Sein Sohn, der Herzog von Enguien, retteke ihn von der Gefahr gefangen zu werden. Eigentlich ist bey diesem Auftritt nur die Kavallerie im Gefechte. Die Lage des Schlachtfeldes und die Umstände der Geschichte sind auf das genaueste ausgedrückt. Das Werk wurde in allen seinen Theilen als ein Meisterstück der Kunst gerühmt.

Gandolfi (Cajetan), ein Mahler und Kupferstecher von Bologna, von dessen Aufenthalt in Füßli's Künstlerlexikon keine Meldung geschieht. Im Jahr 1786 hat er zu Bologna das berühmte Gemählde von Guido Reni, welches die Apostel Petrus und Paulus vorstellt, und in dem adlichen Hause Sampieri daselbst aufbewahrt wird, mit dem Grabstichel so meisterhaft gestochen, daß man den Stich beym ersten Anblick als eine treue Kopie des Originals erkennt.

Gallerati (Franz Maria), ein Olivetaner Mönch von Meiland, ein sehr geschickter Miniaturmahler, hat, nach einer Arbeit von 16 Jahren, das berühmte Abendmal Christi mit seinen Aposteln von Leonardo da Vinci, in dem Speisesaal der Dominikaner zu Meiland, in Miniatur zu Ende gebracht. Die Figuren sind fünf römische Palmen hoch, und der

Karak-

Karakter eines jeden Kopfes, so wie das ganze Bild, mit wunderbarer Geschicklichkeit nachgeahmt. Auch hat er in der Größe einer Palme Rafaels Madonna della Seggiola mit allen ihren Schönheiten in Miniatur abgebildet. Hierauf beschäftigte er sich im Jahr 1786 zu Rom, die schönsten Werke der dasigen Gemählesammlungen nach seiner Art zu kopieren. Diesem verdienstvollen Künstler hat man auch ein schätzbares Werk von den Mahlereyen einheimischer und ausländischer Meister zu Meiland, mit darunter gestreueten Nachrichten von Bildhauern und Baumeistern, zu verdanken, unter dem Titel: Instruzione intorno alle opere de' Pittori nazionali ed esteri, esposte al publico nella città di Milano, con qualche notizia degli Scultori ed Architetti, in Milano nella Stamperia di Giuseppe Marelli. 8.

Gauffier von Rochelle, ein Zögling der französischen Akademie zu Rom, verfertigte im Jahr 1786 ein historisches Gemählde, welches den strengsten Regeln der Römischen Schule vollkommen entspricht. Es stellet Manoa, Simsons Vater vor, wie er von dem Schicksal seines Sohnes Simson, mit welchem seine Frau schwanger gieng, durch einen Engel unterrichtet, Gott ein Brandopfer bringt, und der Engel über der Flamme und dem Rauch des Opfers sich in die Lüften erhebt. Manoa und sein Weib knieen vor dem Altar, voll Ehrfurcht und Verwunderung.

Gi-

Gianni, ein römischer Mahler, welcher zur Vervollkommung der enkaustischen Mahlerey des Requeno viel beygetragen hat.

Giansimoni (Nikolaus) ein römischer Architekt, und Mitglied der Akademie von S. Lukas, gab im Jahr 1786 einen vortreflichen Beweiß von seiner durch andere Werke schon bekannten Geschicklichkeit durch die Zeichnung und Direktion des Trauergerüstes, welches bey dem Leichenbegängnisse der verstorbenen Königin von Sardinien Maria Antonia von Bourbon, in der Kirche der Piemontesischen Nazion zu Rom errichtet wurde.

Goti, Zwey Brüder dieses Nahmens, von Turin, beyde berühmte Mahler theatralischer Dekorazionen, welche man vor wenigen Jahren nach Rom berufte, zu einer Oper die Theaterscenen zu mahlen.

Hackert (Jakob Filipp) dessen große Geschicklichktit in Landschaften der teutschen Nazion Ehre macht. Der König von Neapel hat ihn zu seinem Hofmahler erklärt. Im Jahr 1786 mahlte er zu Rom in der Größe von fünf Palmen drey überaus schöne Landschaften, zwey für den Herrn von Schmedel, und eins für die Erben des Herrn Muntre von Amsterdam.

Hevetson, ein Bildhauer aus England, der das herrliche Denkmal, welches die Universität zu Dublin ihrem wohlverdienten Rektor, dem Doktor Thomas Badwin errichtet hat, zu Rom verfertigte.

tigte. Es besteht in einer Pyramide und einer Urne auf einer ganz einfachen Base, auf welcher Badwins Bild sich mit einem Arme stützet, wie wenn er sich erheben wollte, und einen beflügelten Genius anschaut, der mit einer Hand ihm einen Lorberkranz reichet, und mit der andern gegen den Himmel weiset. Neben ihm steht eine weinende weibliche Figur, welche die Gelehrsamkeit vorstellt.

Hetsch (Friedrich), ein Mahler aus dem Würtembergischen, welchen der Herzog einige Jahre zu Rom unterhalten hat. Man hat im Jahr 1787 vor seiner Abreise zu Rom zwey treffliche Zeichnungen, welche im Großen ausgeführt werden sollten, von ihm bewundert, deren eine die Briseis vorstellt, wie sie dem Achilles genommen wird; und die andere zwey Gallier, welche nach der Einnahme der Stadt Rom sich einem feyerlich gekleideten römischen Senator nähern, um ihn zu tödten, aber von Ehrfurcht gerührt, sich nicht erdreisten, Hand an zu legen. Man zweifelt nicht, daß sie im Großen ausgeführt, die Vollkommenheit erreicht haben, die man im Gemählde der Tullia, welches er das Jahr vorher verfertigte und nach Stutgard schickte, wahrgenommen hat.

Hubert, von Paris, ein Zögling der französischen Akademie zu Rom, welcher im Jahr 1786, zum Beweis seiner Fortschritte in der Architektur, die prächtige Zeichnung eines Gymnasiums im Geschmack der Alten zur Schau ausstellte.

Kauf-

Kaufmann (Angelika), die sich seit vielen Jahren Rom zu ihrem Aufenthalt gewählt hat, ist durch ihren ausgebreiteten Ruhm, und durch Füßlis Künstlerlexikon als eine große Mahlerin bekannt. Die teutschen Kunstliebhaber kennen ihre besten Werke durch Kupferstiche, worunter auch einige sind, welche sie in dem mir hier vorgesetzten Zeitraum verfertiget hat, z. B. Hermanns Bild, wie er siegreich von der Niederlage der Römer zurückkehrt, und ihm seine Gemahlin entgegen kömmt, und die Leiche des Pallantes. Man hat zu Rom eine so hohe Idee von ihrer Stärke in der Mahlerey, daß man einen Beweis davon unter den öffentlichen Gemählden daselbst wünscht. Ein sehr schätzbares Denkmal von ihr besitzen wir hier in Weimar in dem Portrait der durchlauchtigsten Frau Herzogin Anna Amalia, welches sie, da diese großmüthige Beförderin der Künste und Wissenschaften vor einigen Jahren zu Rom war, in Lebensgröße verfertigte.

Lagrene'e, Direktor der französischen Akademie zu Rom, zeigte sich im Jahr 1787 als einen sehr geschickten Meister in einem großen Gemählde, welches die Grausamkeit Alexanders gegen Batis, den so unerschütterten als unglücklichen Gouverneur der eroberten Stadt Gaza, vorstellt. Batis weit schöner gebildet, als Alexander, wird auf einem Felde in Gegenwart dieses niederträchtigen Siegers, und seiner vornehmsten Offiziere, welche in ihren Blicken theils Mißfallen, theils Erstaunen äussern, und vor den

den Augen seiner vor Schmerz dahin gesunkenen Mutter und Schwester, unter dem Zusammenlauf eines unzähligen Volkes, mit den Füßen an einen Streitwagen gebunden, herum geschleift zu werden. Er wirft einen verächtlichen und unerschrocknen Blick auf Alexander, und dieser verräth Unwillen über die Standhaftigkeit des Helden. Dieses war das letzte und vollkommenste Werk des Herrn Lagrené e, welches er zu Rom verfertigte. Gleich darauf ist er nach Paris zurückgereiset. Er scheint der Bruder eines geschickten Historienmahlers und Professors der königlichen Akademie zu Paris zu seyn, von welchem Herr Füßli in seinem Kunstlexikon sehr rühmliche Meldung thut. S. den Artikel Grené e.

Landi (Kaspar), ein junger italiänischer Mahler von Piacenza, bewies im Jahr 1788 viel Genie und Geschicklichkeit in einem großen Gemählde, welches den Aegeus vorstellt, wie er seinen Sohn Theseus, in dem Augenblick da man ihm auf Anstiften der Medea den Giftbecher darreicht, erkennet. Vater und Sohn erheben sich von der Tafel und umarmen sich. Der Becher liegt auf der Erde, der Mundschenk erstaunt, Medea heftet voll Verdruß die Augen auf den von Aegeus niedergeworfenen Becher. Der Auftritt geschieht auf dem Saale des Königs, welcher von schöner Architektur ist. Im Jahr 1787 hatte er für den Marchese Landi, seinen Beförderer, Alexander den Großen abgebildet, wie

er dem Apelles die schöne Kampaspe schenkte, die er nackend mahlte, und unter der Arbeit liebgewann. In der Figur der Kampaspe bemerkt man die schönen Formen der mediceischen Venus meisterhaft nachgeahmt. Kolorit und Zeichnung, und des jungen Mahlers Bestreben nach dem Großen und Erhabenen in der Kunst, werden in beiden Gemählden gerühmt.

Maganzi (Peter), ein Mahler aus Toskana, welcher im J. 1786 zum erstenmal in einem etwas großen Gemählde seine Fortschritte öffentlich zeigte. Ariadne umarmt den Theseus mit der linken, und giebt ihm mit der rechten Hand den Faden, der ihn aus dem Labyrinth, welches man in der Ferne sieht, zurückführen soll. Die Gruppe ist nach Antiken; Zeichnung und Kolorit lassen viel Gutes hoffen.

Maron (Anton), ein berühmter teutscher Mahler, Mengs Schwager; s. Füßli's Künstlerlexikon. Er ist in den Ritterstand erhoben worden. Im Jahr 1786 mahlte er ein herrliches Stück, welches die Rückkehr des Orestes an den Hof des Aegysthus zu Mycene vorstellt, wo er in fremder Kleidung von seiner geliebten Schwester Elektra nicht erkannt wird. Pylades zeigt ihr sogar eine Urne, worin die Asche desselben seyn soll. Das große Verdienst dieses Mahlers ist, daß er die Nachahmung der Antiken mit der Natur zu verbinden weiß. Dieses hat

er

er im nemlichen Jahr auch durch eine Bacchantin in einer schönen ländlichen Gegend bewiesen.

Matteini (Theodor), ein hofnungsvoller junger Mahler, verfertigte im Jahr 1787 ein Gemählde, welches aus dem Arioſto die Geſchichte von Angelika und Medoro vorſtellt, wie ſie ihre Nahmen auf Baumrinden ſchreiben. Die Figuren ſind in Lebensgröße. Die Geſtalt der Angelika wird als ein Meiſterſtück der Kunſt gerühmt. Vom übrigen wird manches getadelt.

Misertaure, ein geſchickter Figurenmahler aus Salzburg, der ſich auch durch enkauſtiſche Mahlereyen ausgezeichnet hat.

Moore (Jakob), ein Landſchaftsmahler aus England, der es in ſeinem Fache zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht hat. Dieſes bewies er im Jahr 1787 durch zwey große Gemählde, welche die zwei ſchrecklichſten Begebenheiten der Natur, nemlich die Entzündung eines Vulkans und eine Sündfluth vorſtellen. Das erſte iſt der Ausbruch des Etna, da die zwey Brüder Amfinomus und Anapius ihre Aeltern aus der von verſchiedenen Feuerſtrömen verwüſteten Stadt Katanea retteten, sudantes, wie Klaudian ſich ausdrückt, venerando pondere. Auf der einen Seite ſind alle die großen und vortreflichen Erſcheinungen des Vulkans, und auf der andern eine brennende Stadt von prächtigen Gebäuden bey finſterer Nacht, auf das lebhafteſte ab-

gebildet. Sanft rührend ist der Anblick der zwey Söhne, welche ihre von Alter entkräfteten Aeltern aus einem am Seeufer liegenden Hause, von welchen sich ein Strom brennender Lava theilet, einem wartenden Nachen auf den Schultern entgegen tragen. Ein Lavastrom stürzt sich ins Meer, und es erhebt sich ein gewaltig aufwallender Rauch über dasselbe, welches durch den Wiederschein der feurigen Ströme und der brennenden Stadt überaus schön beleuchtet wird. Weit schrecklicher und nicht minder nach Natur geschildert ist das Gegenstück, welches die allgemeine Sündfluth darstellt. Ein sehr ausgebreitetes Thal, von hohen Bergen umzingelt, ist der Schauplatz. Die untergehende Sonne durchdringt das Gewölk und den häufigen Regenguß mit ihren blassen Strahlen. Wasserströme schießen von den zerrissenen und entblößten Anhöhen. Schon neigen sich die entwurzelten Bäume zum Fall. Das Thal ist größtentheils mit Wasser angefüllt. Die Menschen, die sich auf die höhern Rücken der Berge, oder durch das Schwimmen zu retten suchen, sind voll Verzweiflung. In der weitesten Entfernung erscheint Noahs Kasten auf dem Gewässer.

Monti, Johann Baptist, einer der geschicktesten Bildhauer zu Rom, welcher über die vorkommenden Arbeiten der Kirche Santa Maria Maggiore bestellt ist. Im Jahr 1788 verfertigte er von weißem Marmor in Lebensgröße die Bildsäule

der

der Ehrbarkeit (modestia) welche den Beyfall aller Künstler von Profession und aller Kunstverständigen erhalten hat. Auch ergänzte er mit vieler Geschicklichkeit ein antikes Basrelief, welches die neun Musen und Minerva vorstellt.

Morghen (Rafael), ein würdiger Sohn des berühmten teutschen Kupferstechers Filipp Morghen, der sich im Museo Erkolano so rühmlich ausgezeichnet hat, und ein Enkel von Johann Elias, welcher im Jahr 1768 die Alterthümer von Pästum in sechs Platten nach des Ant. Joly Zeichnungen herausgab. Rafael bewies zu Rom als junger Künstler, in den Jahren 1786, 1787 in folgenden Werken eine vorzügliche Geschicklichkeit. Im Jahr 1786 gab er in Verbindung mit Johann Volpato ein Zeichenbuch in 40 Blättern zu Rom heraus, wo alle Theile des menschlichen Leibes bis zur vollkommenen Gestalt, nach den besten Antiken-Statuen, etwas schattiert abgezeichnet und meisterhaft gestochen sind. Am Ende ist auch die Anatomie des vordern und hintern Theils des Leibes, mit Anzeigung der vornehmsten Muskeln, sammt den Proporzionen der Hauptheile, wie man sie in den Statuen der griechischen Künstler wahrnimmt, beygefügt. — Im Jahr 1787 stach er in groß Folio des Domenichino sogenannte Jagd der Diana, welche in der Gallerie des Fürsten Borghese aufbewahrt wird, in Kupfer. Das Bild stellt Diana und ihre Nymfen in einer angenehmen Land-

schaft vor, wo sie theils nach einem auf der Spitze einer Stange angebundenen Kibitze mit Pfeilen schiessen, theils sich im Laufen und Kämpfen üben, theils sich in einem Bache baden. Als ein Gegenstück zu diesem schönen Bilde stach er im nemlichen Jahr das prächtige Gemählde des Parnaß von Rafael Mengs in der Villa des Kard. Albani. Im Jahr 1788 stach er die von Kanova aus Marmor gebildete Gruppe des Theseus und des getödteten Minotauren, auf welchem er sitzt. Dieses trefliche Kupfer war für den Graf Fries von Wien, Besitzer der Marmornen Gruppe, bestimmt.

Ottaviani (Johann), ein römischer Kupferstecher welcher durch die radierten Logen des Vatikans schon bekannt ist, und in Füßlis Künstlerlexikon vorkömmt, stach im Jahr 1786 das Portrait des Kard. Herzan in Kupfer.

J.

V.

Ueber den Hang zum Neuen.

Wer mit den meisten neuern Filosofen ein widerstreitendes Interesse in der menschlichen Natur annimmt, und die Vernunft den Neigungen entgegensetzt, der kann sich mit diesen Söhnen des bösen

Prin-

Prinzips, (wenn er anders nicht die Kunst versteht, sie durch eine ästhetische Wiedergeburt mit der Vernunft auszusöhnen) auf keine andere Art öffentlich beschäfftigen, als daß er sie aus dem menschlichen Gemüth heraus, nackend und bloß auf seine Bühne hinstellt, und ihnen da im Namen der reinen Vernunft — in sich, über Anmaßung und Subordinazion scharfe Predigten hält. Aber der Mangel an Wahrheit, Hoheit und Würde in dem Bilde welches dieser Vorstellungsart der menschlichen Natur zum Grunde liegt, kündigt sich schon auffallend und deutlich genug durch den sauern Ton der Unzufriedenheit und des richterlichen Unwillens an, womit eine solche Filosofie des Widerspruchs gegen einen Theil ihres Menschen verfährt, und in welchem sich zugleich schon die wahre Beschaffenheit und Würde unserer Natur gegen das falsche unedle Bild, das man ihr unterschieben will, mit Nachdruck vertheidiget. Es ist nicht ein hoher reiner Enthusiasmus für die große Anlage der Menschheit, was unsern Geist hier zur Betrachtung erhebt; es ist das bittere Gefühl der beleidigten Menschheit in uns, die ihn jezt durch eine fatale Nöthigung zu ihrem, aber leider sich selbst misverstehenden Vertheidiger macht. Wir blicken durch diese Filosofie in die menschliche Natur mit derjenigen Empfindung hinein, worin wir ein Reich betrachten, das, durch innere Zwietracht getheilt, sich selbst bekämpft und unterjocht — nur mit dem Unterschiede, daß sich hier unsre Empfindung oft zulezt noch in das frohe Gefühl einer

sicheren Existenz auflöset, wenn wir uns erinnern, selbst zu keiner der unglücklichen Partheyen zu gehören; dort aber, wo wir vor dem Bilde unsrer eignen Natur stehen, und den Menschen als die doppelte Parthey zugleich betrachten müssen, wir von uns selbst entfliehen möchten.

Aber die menschliche Natur ist eine absolute, untheilbare Einheit — ein Karakter, den man ihr nicht rauben kann, ohne dem Menschen das Bewußtseyn abzuläugnen, und dadurch ihn selbst aufzuheben. Nur scheint diese Wahrheit, ohne die nichts wahr ist, und welche selbst die Quelle aller Wahrheit zugleich eröffnet und anzeigt, dem größten Theil unserer heutigen Filosofen und Weisen noch ein so tiefes Geheimniß zu seyn, daß man die trostreiche Hoffnung zu ihrer Aussöhnung mit der menschlichen Natur nicht zu weit hinaussetzen kann. Es ist hier nicht der Ort, den schon in einer gründlichen Filosofie entdeckten und beleuchteten Punkt dieses unglücklichen Misverständnisses näher zu berühren, da er ohnehin so lange vergebens angedeutet und zur Betrachtung empfohlen werden wird, als man nicht selbst die trägen Augen öffnen, und dem alten, tauben Wahne ins Angesicht blicken wird. Genug indessen, daß nur von dieser Einheit im Menschen der Mensch und sein Bewußtseyn ausgehen, und daß nur auf ihr eine gründliche Filosofie und alles wahre, vernunftmäßige Wissen des Menschen aufgebaut werden kann; wie denn auch diese absolute

Ein-

Einheit der menschlichen Natur das eigentliche, wahre, ewige Fundament der kritischen Filosofie ausmacht. Man sieht, daß dieses göttliche Licht nicht Schuld an der Nacht ist, wenn die Menschen ihre Augen verschließen.

Demnach giebt es in dem Menschen nur einen einzigen ursprünglichen Trieb, nur ein einziges natürliches Interesse, so gewiß er selbst im Bewußtseyn Eins ist. Alle übrigen, die sich in seinen Handlungen und Erscheinungen zu verrathen scheinen, sind nur so viele Aeusserungen des Einigen, untheilbaren in ihm auf verschiedene Objekte. Ich komme auf diesem nothwendigen Umweg zu meiner besondern Betrachtung.

Neu ist für den Menschen dasjenige, was ihn auf eine neue Art beschäfftigt; wo dieses nicht der Fall ist, giebt es nichts Neues für ihn, und man muß sich hüten, dieses Prädikat in den bloßen Wechsel der Vorstellungen und Empfindungen in dem Gemüthe zu setzen, und dadurch das Neue mit der Veränderung (dem Andern), die Form der Vernunft mit der Form des innern Sinnes zu verwechseln. Es ist nicht schwer einzusehen, daß das Neue bloß ein Verhältniß zu unsrer Kultur ausdrücke, — wiewohl man im gewöhnlichen Sprachgebrauch oft, wie überall, so auch über die wahre Bedeutung dieses Wortes, und über eine strengere Bestimmung desselben nachläßig hinweghüpft, —

wenn man sich den Unterschied des andern ihm entgegengesetzten Begriffs auch nur durch sein Gefühl angeben will. Wir werden finden, daß das Verhältniß, worein wir etwas, welches wir Neu nennen, zu uns stellen, nimals bloß und ausschließend durch die Zeit, sondern in welchem und wodurch umgekehrt die Zeit selbst erst für uns bezeichnet und bestimmt wird. Unsere Zeitreihe ist der Weg, den unsere Selbstthätigkeit und Kultur genommen haben, und an ihnen läuft der bunte Faden unseres theoretischen Lebens fort, ohne je etwas anders zu seyn, als die Art wie wir handlen, wie wir uns selbstthätig beweisen.

Ist diese Erklärung richtig, so ist der Hang zum Neuen in der menschlichen Natur ein Hang zur Selbstthätigkeit, zur Beschäftigung mit uns selbst, die wir aber dort nicht mehr finden, wo wir schon mit ihr gestanden sind, weil sich ein solcher Hang mit seinem Objekte nothwendig durch jede Befriedigung erhöht: eine Wahrheit, die uns nicht fremd seyn kann. Je weiter unsre Kultur fortschreitet, desto höher werden unsre Forderungen an das was uns beschäftigen soll, und desto idealischer wird dadurch unser Neues. Aber Selbstthätigkeit und der stete Zuwachs ihres Vermögens in unserm Geiste, machen das wahre Wesen der Kultur des Menschen und seiner ganzen Bestimmung aus.

In der That suchen wir nothwendig überall unsre eigne Beschäfftigung; daher wir auch nothwendig überall und gegen unsern Willen Langeweile empfinden, wo wir uns entweder nicht beschäfftigen wollen oder — können. Dieser Hang zum Neuen, oder zur Selbstthätigkeit, beherrscht unsere ganze Natur; sogar unser Wille ist ihm unterworfen, wenn Er sich nur bestimmt; wir bringen ihn in alle unsere Wünsche, Entschließungen mit, tragen ihn in die Dinge über und bestimmen an ihm ihren Werth, ihr Verhältniß zu uns; selbst unsere Spiele und unseren Müßiggang regiert er, und giebt ihnen erst den Namen. Wenn dieser Hang aber gleich keine andere Kausalität, weder auf unsern Willen, noch vermittelst desselben auf Gegenstände ausser uns haben kann, als diejenige allein, welche ihm unsere Freyheit giebt; so ist es doch eben so gewiß, wenn er nur ein ursprünglicher Hang unserer Natur seyn soll, daß wir ihn niemals vermeiden können, sobald wir handlen, und daß wir daher auch immer in unserem Gefühle die unangenehmen Ahndungen seiner unedlen oder objektiv vernachläßigten Anwendung erfahren müssen. Daher ist es dem Menschen unmöglich, ihm gerade entgegen zu handeln. Wenn das Subjekt sich keine Beschäfftigung, kein Objekt wählen will, so wählen es für dasselbe seine äusseren Bedürfnisse, und treiben den faulen Instinkt zur Thätigkeit an. Auf diesem Wege fordert die Natur den Menschen selbst heraus, und ergreift ihn, wenn es ihm an eignem Muthe fehlt,

den

den Kampf mit ihr zu beginnen. Sie zwingt ihn, das Objekt zu seinem Eigenthum, und sich selbst zum Herrn desselben zu machen, während seine Vernunft ihm, für die aus dieser Uebung für ihn hervorgegangne Kultur, das Recht giebt es zu seyn.

Aber es giebt auf diesem Wege eine Grenze, die mit unserer äussern Noth zusammenfällt, und worauf unsre Kultur nothwendig still stehen muß, wenn wir jezt nicht selbst, unmittelbar durch Freyheit, den Lauf weiter fortsetzen. Dieser unzeitge Ruhepunkt ist es, auf dem alle Unwürde und Unglückseligkeit des Menschen liegen; und die meisten bleiben auf ihm zurück, weil der eiserne Sporn der Bedürfnisse endlich aufhört, ihren trägen sklavischen Fuß fortzutreiben, und eine müßige Ruhe sie zum Genuß der Menschenlosigkeit einladet. Allein hier empfängt die Natur den Menschen mit der Wagschaale des Lebens, und läßt den Getäuschten ohne Unterlaß nur die unglückliche, todte Leerheit eines unwürdigen Daseyns, statt eines ruhigen, glücklichen Genusses desselben, ergreiffen. Sein Hang geht nemlich, wie wir ihn oben kennen lernten, in seinen Wünschen und Bedürfnissen über den Zustand, worinn er sich gegenwärtig befindet, nothwendig hinaus, und verlangt durch einen neuen bessern, Befriedigung. Der alte Genuß ekelt sein Gemüth an; er fühlt Unzufriedenheit mit sich selbst, die sich nach und nach in eine moralische Selbstverachtung und in eine innere Unglückseligkeit auf-

auflöset, — alles dieses, weil er dem Hange seiner Natur nicht durch Freyheit folgte, sondern hinter seinen Forderungen, die sich in seinen geheimen Bedürfnissen ankündigten, träge zurück blieb.

Wie sehr sich diejenigen über die menschliche Natur irren, welche das Glückseligkeits-Princip aus einem sinnlichen Trieb in dem Menschen herleiten zu müssen glauben, wird hier noch klärer. Es ist ein und eben derselbe Trieb im Menschen, der gleiche Befriedigung verlangt, welche Richtung und welches Objekt ihm auch die Freyheit geben wolle, und der selbst, wenn er auch gar keine bestimmte Richtung erhielte, doch, so nothwendig als der Mensch Mensch ist, sich in seinem Innersten durch dunkle Bedürfnisse äussern müßte, in deren Befriedigung allein die Glückseligkeit des Menschen bestehen würde. Nur Trägheit und Scheu vor Anstrengung ist es, was ihn auf dem Wege seiner Kultur und Glückseligkeit festhält, kein Trieb oder Hang, wie man es fälschlich erklärt, weil hierbey der Mensch in jedem Falle selbstthätig wäre; worüber der trägste Sterbliche lachen müßte, ohne desto beruhigter zu seyn. Dieses leidende Verhalten gegen die Antriebe der vernünftigen Natur in uns, die unsern Geist unabläßig zur Kultur, Verneuerung und Verbesserung unseres Lebens aufruft; dieser Mangel an Muth und Energie, eine Folge des Nichtgebrauchs unsrer Freyheit, machen das Wesen unsrer Sinnlichkeit im

Prak-

Praktischen aus; ein anderer Begriff von ihr widerstreitet der Einheit des Bewußtseyns, und ist der Tod der Filosofie und aller Wahrheit, wiewohl man sich bisher sehr hütete, durch Konsequenz dieses Resultat zu geben. Wer wird von sich sagen, er habe einen Trieb träge und leidend zu seyn? Er kann es ja vielmehr nur seyn gegen einen Trieb. Zugleich wird man hier leicht den Zirkel gewahr, worin sich diejenigen schwindelnd umhertreiben, welche über einen solchen sinnlichen Hang in der menschlichen Natur ihren Beweis führen; wobey sie, nachdem ihre empirische Reflexion ihn (den sinnlichen Hang) zuerst in dem Menschen gesetzt hat, aus seiner nothwendigen Unterordnung unter die Vernunft darthun, daß er im Menschen sey. Es läßt sich voraussehen, daß der Hang, von dem wir reden, und dessen Natur, nach unserm Grundsatze, lediglich und schlechthin praktisch, auf die Kultur des Menschen gerichtet ist, in der Erfahrung sehr unrein und zweydeutig erscheinen, und daß die Nachrichten, welche das bloße Bewußtseyn von ihm in jener Eigenschaft geben kann, der Untersuchung über ihn allerdings eine falsche Richtung geben müssen; wovon uns diejenigen, welche auf diese Nachrichten gebaut haben, und deswegen den Hang überhaupt ohne allen Grund zur Sinnlichkeit rechnen ein merkwürdiges Beyspiel geben. Denn die Menschen suchen das Reue, so wie ihr Glück, auf eben so verschiedenen entgegengesetzten Wegen, und unter so verschiedenen, oft lächerlichen, Gestalten, als ihre Individualität

lität überhaupt sie selbst von einander unterscheidet, und es ist in beyden Fällen durch die Erfahrung oder von eines jeden eignem Bewußtseyn gar nicht der letzte, wahre und einzige Grund dieses Strebens zu erhalten. Wenn aber schon jeder Mensch, so wie durch Kultur, Stand, und Bedürfnisse sein Interesse modificiert ist, auch nur sein eignes Neue hat; so ist er doch in seinem Hange selbst, sofern dieser durch Nothwendigkeit bestimmt ist, allen Menschen gleich; wovon aber der Grund freylich nicht in den empirischen Erscheinungen desselben, und in dem rohen ursprünglichen Bewußtseyn, sondern in der Natur der menschlichen Vernunft selbst, aufgesucht werden darf.

Der Mensch geht daher, so gewiß er ein vernünftiges Wesen ist, dem ihm inwohnenden Hange zum Neuen nach; obschon die Art der Befriedigung, so wie diese überhaupt, lediglich von seiner Freyheit abhängt. Auch über diesen Karakter des Menschen liefert uns die Erfahrung bestätigende Beyspiele. Wir kennen Menschen, und sind oft zu unserm Aergerniß von ihnen umgeben, welche das Neue bloß um des Neuen willen suchen; die von ihrem Hange unwillkührlich fortgezogen werden, aber ihn auf dem Punkte nicht durch sein Objekt, durch Kultur und Selbstthätigkeit befriedigen, sondern leidend ihn mit langen Zügen die Eindrücke von aussen einsaugen lassen. Solche Neugierige sind Maschinen, die, von einem hungrigen Triebe

regiert

regiert, sich durch alle Sinne mit der Welt und ihren Veränderungen anfüllen, ohne je selbst für die Welt etwas besseres und edleres zu werden als ihre Maschinen. – Wer nicht auf das Neue begierig ist, weil er etwas für seine Kultur, für die Verbesserung seines Zustandes, von ihm verlangt, der hat eine löcherichte Seele; die Beyspiele der Tugend und Heldengröße würden selbst in ihr hindurchfallen.

Aus dem bisherigen erhellt, daß ein Objekt nur insofern neu für uns seyn und heißen könne, als es unsere Selbstthätigkeit beschäfftiget, die dadurch, wie ebenfalls gezeigt ist, immer einen Fortschritt in unserer Kultur bezeichnet. Man könnte hier einwenden, daß doch die Neuheit einer Sache für uns in unserem Urtheil über dieselbe schon vor aller Beschäfftigung mit ihr vorangehe, — und durch diese Bemerkung meine Behauptung über das Wesen des Neuen umgestoßen zu haben glauben.

Allein man erinnere sich an das, was oben von der Natur des Hanges zum Neuen gesagt worden ist, und woraus es sich ergiebt, daß eben jene nothwendige Erwartung einer Beschäfftigung durch das Objekt (wovon demnach der Grund schlechthin in dem Subjekte liegt) das Prädikat, und mit ihm den Reiz des Neuen, erst auf den Gegenstand übertrage. Die Gegenstände sind der Weg, worauf wir in uns selbst hineingehen, und die, während sie uns mit sich beschäfftigen, uns immer eine neue Seite in

uns

uns selbst entdecken lassen. Wir setzen uns ein Objekt entgegen, und tragen durch diese Handlung dessen Merkmale und Eigenschaften erst in dasselbe über. Durch dieses Verfahren lernen wir eigentlich nur uns selbst immer näher kennen, indem wir das, was wir aus uns selbst in die Dinge übertragen haben, nachher in denselben wieder finden, und so in der Natur und in der Welt wirklich nur in uns selbst lesen. (Ein Satz der nicht im bildlichen, sondern im strengsten Sinne des Wortes wahr ist, wenn das Objekt richtig gedacht wird.) Daher kömmt es, daß uns nichts ein so hohes Vergnügen gewährt, als wenn wir noch eine neue Seite an dem Gegenstande entdecken, indem wir dadurch uns unser eignes Wesen erklären und die göttliche Anlage in uns sich immer weiterdem forschenden Geiste entfaltet. Wir erklären uns hinein und heraus, so lange unsere Selbstthätigkeit noch Beschäfftigung findet, und die innere geheimnißvolle Entwicklung noch fortgeht. Sobald diese hingegen aufhören, wird für uns der Gegenstand leer und langweilig: er giebt unserer Kraft nichts mehr zu schaffen, wir haben ihn uns unterworfen, und gehen jetzt gleichgültig von dem Stoffe, der keinen Widerstand mehr thut, hinweg. Er hat seine Bestimmung erreicht. Hieraus sieht man deutlich, daß der Mensch nicht auf den Schauplatz dieser Welt gesetzt ist, um sich im frohen Müßiggange an ihren Abwechslungen zu ergetzen, oder gar eine Pflanzen- oder Blumenrolle (des schönen Scheines)

mitzuspielen, sondern um sich durch kriegerische Uebungen mit dem Objekt zum Helden in der Geisterwelt zu bilden, und hier seinem Leben Menschenwürde und Glückseligkeit zu erobern.

Wenn der Hang zum Neuen, der, seiner Natur nach, sich auch in der Gesellschaft auf Menschen erstreckt, und, — indem er sich dort über alles ausbreitet, ohne daß sein ursprüngliches und nothwendiges Objekt, das Bessere, in seinen Aeußerungen sichtbar wäre, — der Freyheit und Ueberzeugung des Menschen vorgreifen will: so erscheint an ihm die bloße Lust zu ändern, und man belegt ihn daher in dieser Eigenschaft mit dem Namen Neuerungssucht. Der Grund dieser Aeußerung liegt aber, wie wir jetzt wissen, keineswegs in der Natur des Hanges selbst, sondern in dem Subjekte, das entweder das Bessere seines Urtheils mit dem wahrhaft Bessern der Sache verwechselt, oder die Menschen vor der Erkenntniß des Bessern blind zu ihm hinführen will. Da aber in beyden Fällen die Absicht des Subjekts nothwendig als frivole Aenderungslust erscheint, so entsteht daraus nichts wirkliches für das wahre Bedürfniß des Menschen. Dieser kann und soll seinem erhabenen Karakter nach, als freyes Wesen, nur durch freye Einsicht und Ueberzeugung zum Bessern fortgeführt werden, weil ein vollkommnerer Zustand für ihn nur sein eignes Werk, oder wenigstens doch nur durch seinen Willen, welcher sich nach Gründen und Zwecken

leitet,

leitet, möglich seyn kann. Oder will man ihn ohne seine Ueberzeugung hinein versetzen? Dann ist ja aber nichts Besseres für denselben (den Menschen) vorhanden; und man weiß nicht was man bey seiner Verbesserung will, weil man vergißt, daß das zu verbessernde ein Mensch, ein freyes Wesen ist, über dessen Willen man weder etwas wissen noch beschließen kann, ohne eine Maschine an seine Stelle zu setzen. Daher geht jede Erziehungstheorie, die sich für eine Wissenschaft ausgiebt, oder nach diesem Range strebt, den Weg des Fatalismus.

Es ist demnach a priori gewiß, daß das Neue als das Bessere erscheinen müsse, um Eingang und Einfluß auf den Menschen auch nur hoffen zu können, und daß es mithin schlechterdings nicht durch Gewalt und Zwang, (oder welcher blinden Mittel sich dieser Aberglaube sonst noch bedienen wolle) sondern praktisch, durch Freyheit und Ueberzeugung, auf ihn und seinen Zustand übergehen müsse. Ich kann ein und eben dasselbe Ding nicht neu machen, sondern bloß ändern; und wenn ich es dadurch verbessert zu haben glaube, so liegt doch wohl der Grund dieser Verbesserung nur in meinem Zwecke mit demselben, in dem jene vorangegangen, und jetzt durch das Verhältniß des Neuen bezeichnet wird? Aber der Mensch ist frey und hat seinen eignen Zweck in sich selbst, den weder Kunst noch Macht von aussen, sondern bloß Er selbst durch seinen freyen Willen und nach seiner

Ueberzeugung verbessern und zu seiner Bestimmung emporführen kann. Dadurch wird er aber für sich selbst immer etwas Neues, wiewohl er, weil er ewig im Bewußtseyn Eins ist, nie etwas Anderes werden kann. Hier haben wir unser Resultat über das Neue ganz in der Nähe, und durch die vorhergehenden Betrachtungen bestimmt also gegeben: das Neue liegt nicht in den Dingen, sondern in dem Subjekte, das sie betrachtet, und jenes Prädikat erst von der, durch die Beschäfftigung und Kultur die sie ihm gewährten, neuentdeckten Seite in sich selbst auf sie (die Dinge) überträgt.

Es giebt, wie schon bemerkt ist, keinen Hang zur Bequemlichkeit in dem Menschen, mithin auch keinen Hang zum Alten, inwiefern man es dem Neuen in der Eigenschaft des Bessern entgegensetzt; und wenn auch oft Menschen für das Alte und für ihre Bequemlichkeit bey demselben eifern, so führen sie doch ihren Beweis niemals aus einem sinnlichen Triebe in sich und aus den Gesetzen ihrer Bequemlichkeit, sondern immer nur aus dem Vorzuge des Bessern, welches sie in das Alte dadurch setzen, daß sie es dem Neuen absprechen; — mithin nach den Gesetzen des einigen, vernünftigen Triebes in sich, dessen Objekt das Bessere, Vollkommnere ist. Indessen giebt es doch auch einen wahren und würdigen Eifer für das Alte, insofern dieses als der Weg zum Neuen, Bessern angesehen werden muß; und dieser Eifer kann daher als die reinste, vollkommenste

Neu-

Aeußerung des Hanges in uns, — der hier nicht subjektiv durch eine gewisse Grenze seiner Kultur bestimmt, sondern unendlich ist, — betrachtet werden. Vorzüglich kündigt er sich gegen diejenigen an, die von einer gewissen Höhe herab, — zu der sie nicht auf der Stufenleiter der Kultur, durch das Alte, emporgestiegen sind, sondern auf welche sie sich hinaufgeträumt und geschwärmt haben, — über alles Alte verächtlich hinweg sehen, und dem heiligen ehrwürdigen Verdienste nicht selten mit kindischem Spotte begegnen. Da aber die Beleidigungen, welche diese Schwärmer dem Alterthume zuzufügen scheinen, eigentlich nur mit verdoppelten Schlägen auf ihre eignen Köpfe zurückfallen, und, indem sie durch ihre Verachtung gegen dasselbe sich von jedem Antheil und Genuß des Neuern, Bessern und Vollkommneren zugleich ausschließen, ihren verrückten Zustand selbst verkündigen: so ist die Gefahr ihrer Ausschweifungen für die wahre Kultur und für das Wohl der Menschen nie von einiger Bedeutung, wenn man nur dafür sorgt, daß die allzu verfängliche jüngere Welt mit ihr nicht auf dem gleichen Wege zusammentrifft.

Eine andere weit gefährlichere Schwärmerey, die aber doch mit der erstern darin übereinkommt, daß sie gar nicht das wahre Bedürfniß des Menschen vor Augen hat, ist diejenige, welche den Hang zum Neuen unter den Menschen verführt, indem sie ihm mit einem Objekte schmeichelt, worin der

Genuß das Verdienst und seine Würde gewinnen soll, und die göttliche Tugend der Preis des Spiels ist; — eine Ordnung, wodurch die Natur dieses Hanges in uns, und wir selbst in andere Wesen, die der Vernunft widersprechen, umgeschaffen würden. Das rasche, anziehende Feuer dieser Schwärmerey ergreift den unerfahrnen jugendlichen Geist am leichtesten, und indem sie seine Bedürfnisse über die Menschheit hinausführt, läßt sie sein Vermögen ungebaut hier zurück. Wenn aber schon die Natur immer wieder siegend zurückkehrt, wie oft sie auch vertrieben wird, so wird doch sie selbst und ihr Weg dem einmal betrognen Auge noch immer verborgen bleiben, und der Mensch in dieser Verblendung auf dem Scheidewege seiner Bestimmung sich stets gewaltthätig von sich selbst trennen.

Besonders nöthig gegen diese Gefahren scheint eine gelehrte Polizey in unsern Zeiten zu seyn, wo der Geist der Gründlichkeit eben die Köpfe zu reinigen anfängt, und in der Morgendämmerung der Wahrheit Schwärmer und Fantasten umhersausen und ihr Wesen treiben, — um die Täuschung von dem heiligen Gebiethe zu verscheuchen, und ihre betrugliche Gaukellichter auf demselben auszulöschen.

(Die Fortsezung folgt.)

R.

VI.

Darwin's Sinngedicht auf seine Zoonomie.

Die englische Literatur hat uns seit einigen Jahren wenig Werke von so allgemeinem Interesse und einem so großen Reichthume neuer, wenn auch zum Theil sehr gewagter und paradox scheinender Ideen geliefert, als die Zoonomie des Arztes Erasmus Darwin zu Derby. Die Vertheidiger der angebornen Kunsttriebe werden dadurch wenigstens zu einer neuen, strengern Revision ihrer bisher nicht immer allzu streng geführten Beweise bewogen, und einzelne Beobachtungen dieses mit ausserordentlichem Scharfsinn und einer vieljährigen Erfahrung geschriebenen Werkes auch dann noch brauchbar erfunden werden, wenn die Hypothese, der sie zur Bestätigung dienen, in sich selbst nicht haltbar seyn sollte.

Daß Doktor Darwin eine sehr dichterische Fantasie haben müsse, würde schon aus diesem Werke leicht zu beurkunden seyn. Allein ein früheres Lehrgedicht, die Liebschaften der Pflanzen, (the Loves of the Plants) das im Jahr 1789 erschien, wozu zwey Jahre später noch ein neuer Theil, die Oekonomie der Vegetazion betitelt, hinzukam, hat schon früher die englischen Kunstrichter bewogm,

ihm den nächsten Rang nach ihrem berühmtesten jetzt lebenden Lehrdichter, Hayley, einzuräumen, und seinen dichterischen Beruf volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Schade nur, daß selbst das Gedicht, welches nichts weniger als eine bloße Nachahmung der bekannten Connubia plantarum ist, und in den zahlreichen am Ende angefügten Anmerkungen einen Schatz reifer Belesenheit und Beobachtungsgabe enthält, wegen seiner typografischen Pracht und Kostbarkeit nur wenig in Teutschland gekauft und gelesen worden ist. Einzelne Auszüge aus dem Gedichte und den Anmerkungen würden gewiß auch unter uns Glück machen, wenn sie nur in die Hände eines Epitomators fielen, der Geschmack mit der unentbehrlichen Sachkenntniß der Botanik und der neuesten teutschen Entdeckungen in diesem Fache verbände.

Auch dieser Darwin ist übrigens ein Beweis, wie fleißig die guten Köpfe anderer Nazionen das nonum prematur in annum auszuüben, und eben durch diese weise Verzögerung ihren Werken eine Vollendung und Reife zu geben wissen, die unsern literarischen Frühgeburten selbst in dem Falle nur allzu oft abzugehen pflegt, wo es den Vätern weder an Kraft noch Willen fehlt, etwas vorzügliches hervorzubringen. Darwin war viele Jahre selbst im Kreise seiner genauern Bekanntschaft nur als ein guter ausübender Arzt zu Litchfield, wo er bis in das Jahr 1786 prakticierte, bekannt, und hatte als Schriftsteller

nichts

nichts als zwey kleine fysikalische Beobachtungen im 50sten und 64sten Bande der Filosofischen Transakzionen bekannt gemacht, die jetzt längst vergessen sind, als er gerade im 50sten Jahre seines Alters seine Freunde mit dem ersten Theile seines Lehrgedichts, und wenige Jahre darauf das ganze Liebhaberpublikum in und ausser England durch seine Zoonomie überraschte.

In einer englischen Zeitschrift ist ganz neuerlich ein Sinngedicht aus Darwins Feder bekannt gemacht worden, welches er zum Epilog seiner Zoonomie bestimmt hatte. Dem Kenner wird die leichte Gewandtheit in der römischen Sprache die sicherste Bürgschaft leisten, daß auch Ihm, wie fast allen bessern Schriftstellern und Dichtern unter den Britten, die vertrauteste Bekanntschaft mit der klassischen Literatur, die er wahrscheinlich schon seinem Universitätsaufenthalte in Kambridge zu verdanken hatte, die Mittel angegeben und erleichtert hat, durch welche allein er seinen dichterischen und prosaischen Produkten einen so hohen Grad von Vollkommenheit zu geben vermochte.

Dum liber astra petis, volitans trepidantibus alis,
Irruis immemori parvula gutta mari.
Me quoque, me currente rota revolubilis aetas
Volverit in tenebras. I liber, ipse sequar. *)

*) European Magazine 1795. Febr. p. 128. Diesem Stücke ist Darwins Portrait nebst einer kurzen Nachricht von seinem Leben vorgesetzt.

Während du, mein Buch, zu den Sternen zitternd
emporstrebst,
Stürzest, ein Tröpfchen, du in der Vergessenheit
Meer.
Auch mich reißt des Verhängnisses Rad, der ewige
Kreislauf
Bald in das Dunkel der Nacht. Geh nur, es folgt
dir dein Herr!

Br.

VII.

Glückwunsch zum eigenen Heerd.

An * * *

Me mea paupertas vitae traducat inerti,
dum meus adsiduo luceat igne focus.

Glückseliger, der fern vom Schwarm
der Wünschenden, sein Weib am Arm,
zum eigenen Hüttchen entschwebet;
dem kräuselnd milder Weste Hauch
am wirthbarlichen Dach den Rauch
des eigenen Herdes erhebet.

Ent-

Entführt ihn fern nach Tempe's Flur,
wo ewigblühend die Natur
in lieblichster Feiertracht thronet!
Der Pilger sehnet sich der Ruh,
des Hüttchens in der Haide zu,
in dem die Erkohrene wohnet.

Empfang ihn, Fürst, im Spiegelsaal,
füll mit Tokayer den Pokal,
laß zaubernde Mara's ihn hören!
Ihn lockt ein enges Kämmerlein,
mag Frauchen gleich nur Brunnenwein
und arme Radieschen bescheeren.

Schaut, wie sie frühe dort, entschlüpft
dem Lieben, in die Scheure hüpft,
zu spähn was das Hühnchen geschenket,
und mit den Schlüsseln in der Hand
im schleppenlosen Hausgewand
Hof, Kammer und Keller bedenket!

Der Feierabend graut. Es ruhn
schon friedlich Täubchen, Ent' und Huhn.
Der Hauswirth, vom Schlaf nicht besieget,
liest ihr aus Lafontaine vor.
Ihm horcht so gern der Männin Ohr,
weil schnurrend das Mädchen ihr flieget.

Dann mag von Grönlands Küsten her
der Winter barsch den Wanderer
auf eisigem Pfade beschneien:
Dem trauten Paar am Ofen blüht,
wenn längst am Bach das Veilchen schied,
im Busen die Tochter des Maien.

Und horch! zum Lager mahnet schon
am Fenster mit des Hornes Ton
der Sänger auf nächtlicher Wache.
Dann wird mit Schubarts gute Nacht
das Tagewerk so froh vollbracht;
flugs huscht man zum heil'gen Gemache.

Doch schaut, was tanzt dort um den Heerd? —
Da tanzt, gewapnet mit dem Schwert,
das hold ihm die Christnacht verliehen,
ein Astyanax wohlgemuth —
Halt Muse! Laß auf wilder Fluth
den Schiffer zu weit nicht entfliehen.

O Freund, nicht unter Einem Dach
ruft uns hinfort Aurora wach;
Doch wandere glücklich von hinnen!
Am Heerd, den dir dein Stern verlieh,
spielt schon das Flämmchen. Mag ihm nie
sein Hausgott — der Frohsinn entrinnen!

S — l.

VIII.

Epistel

an

meine Kinder,

von C. F. Pockels.

Des Lebens schönste Wonnestunden
Verdank' ich, gute Kinder, euch;
In eu'rem Arm hab' ich ein Königreich,
Ein unnennbares Glück gefunden.
Ihr habt um meine Stirn der Liebe Rosenzweig,
Um eurer Mutter Brust in trüben Lebensstunden
Der Hoffnung Zauberkranz gewunden,
Und uns für eine Ewigkeit,
In guter und in böser Zeit,
Mit hoher Wunderkraft verbunden.

Wenn, Kinder, mich des Kindes Arm umschlingt,
Wenn auf der jungen Blumenweide
Der frohe Jugendsinn, das Hochgefühl der Freude
Aus eurer Brust schnell in die meine dringt;
Wenn ihr zum neuen Kinderspiele
Hinweg mich von dem Federkiele,
Von meinem Flakkus selbst, zum Frühlingstanze winkt;
Wenn wir zum Silberbach durch kühle Wälder traben,

Und

Und unser kleines Korps schnell über Zaun und Graben,
Dem Rehe gleich, im Freudentaumel springt;
Wenn dann auf eurer Engelwange
Die Rose der Gesundheit blüht,
Und eures Vaters Mund beim lockenden Gesange
Der Nachtigallen nun an euren Lippen glüht;
Wenn stumm und froh ihr volle Schüsseln leeret,
Und euch kein Donnersturm in eurem Schmause störet;
Wenn ihr in süßen Schlaf gewiegt,
Auf harten Steinen wie auf seidnen Polstern liegt, —
Dann, gute Kinder, dann besiegt
Kein Kummer mich und keine Grille;
Dann seh' ich Gottes weite Welt
Rings um mich her in einer Rosenhülle,
Und glücklicher, als Teutschlands größter Held,
Dünk' ich mich nun in meiner Segensfülle,
Und bin der einz'ge — Herr der Welt.
Dann wiegt mein Geist am hohen Schattenbaume
Von neuem sich in schönsten Jugendtraume
Mit tausend Zauberbildern ein;
Dann steh' ich wie ein Felsenstein,
Wenn Stürme links und rechts an meine Hütte schlagen;
Dann pfleg' ich zu mir selbst zu sagen:
Die Himmel sind schon jetzt auf Erden dein!
Dann schmeckt mein kleines Mahl im grünen Eichenhain
Mir immer lieblicher und besser;
Dann scheint auf meine Purpurschlösser
Der Himmel, o! so hell und rein

Mit

Mit allen seinen Sonnen nieder,
Und Liebeshymnen, Jubellieder
Singt mir dann jedes Vögelein.
Dann prallen die geschärften Pfeile
Des Neides, seine — Donnerkeile,
Und seiner Tieger Mörderblick
Von meinem Riesenschild zurück,
Und dann, o dann wird durch die Himmelsbilder
Der Lieb' und durch mein Vaterglück
Mein eignes Herz selbst täglich besser, milder,
Mein Sinn so still, so groß, so leicht,
Wenn jeder Sturm in meinem Innern schweigt,
Und eure fromme Hand mir täglich neue Schilder
Der Wahrheit und der Jugend reicht.

O meine Kinder, meine Hüter,
Ihr meine Könige und meine Himmelsgüter,
Mit heißer Inbrunst drück' ich euch
An meine Brust. Ihr macht mich kronenreich,
Auch wenn ich darben, hungern müßte;
Und auf dem ganzen Erdenrund
Kein Obdach mehr im Sturm zu finden wüßte.
Ihr machtet wieder mich gesund
Mit euren sanften Streichelhänden,
Wenn meine Kraft und Rosenwangen schwänden,
Ihr würdet mich zurück ins Leben senden,
Wenn Arzt und Tod sich gegen mich verbänden.
Ja, süße Freunde, ohne euch

Giebt es für mich kein Himmelreich;
Es könnte mir, getrennt von euch,
Nie meine Kronen wiedergeben.
Mich würden alle Freuden fliehn,
Ich würde ankerlos auf Moderseen schweben,
Kein Lichtstrahl würde für mich glühn,
Kein Blümchen für mich Armen blühn,
Nicht laben mich der Saft der Reben;
Für mich giebt's ohne euch kein — Leben!

Nun, Kinder, werdet fromm und gut,
Zeigt Geisteskraft und Heldenmuth,
Im Unglück euch, im Glück zu überwinden,
Und in euch selbst das höchste Gut, —
Zufriedenheit, ein reines Herz zu finden!
Mit euch zufrieden werdet ihr
Den Neid mit seiner Rachbegier,
Den Stolz, den Uebermuth mit Riesenketten binden,
Und wundersam euch aus den tiefsten Schlünden
Der Lebensbahn zurück auf Blumenauen winden.
Mit euch zufrieden, werdet ihr
Den schönen Rosenweg, die goldne Himmelsthür
Zum häuslich frohen Leben finden,
Und mehr als Könige der Erde seyn.
Denn glaubt es mir, nicht Glanz und Edelstein,
Nicht Ueberfluß beym hohen Fürstenmahle,
Fortunas Füllhorn nicht, nicht Libers Nektarschale,

Nicht

Nicht Amors buntes Feenhaus
Macht unser wahres Glück und unsre Größe aus.
Dies alles schlüpft euch, gleich dem Aale,
Schnell aus der Hand, sobald die Falsche winkt,
Und unser Blumenhaus aus seinem Zauberthale,
Auf ihr Geheiß in einen Abgrund sinkt.
Der Schatz, den wir in unserm Busen finden,
Ist uns allein gewiß; drum kann uns nicht
Der Tod aus unserm Herzen winden,
Der bleibt uns treu, wenn alle Freunde schwinden;
Durch Ihn trotzt ihr des Laurers-Blutgericht;
Den nehmen euch nicht Sturm und Meere,
Nicht Räuberbanden, Kriegesheere;
Der sichert euch vor jeder — Geistesleere;
Der wird für euch ein helles Fackellicht,
Wenn Todesschatten euch umgeben;
Der wird zur Gottheit euch erheben.
Nur Er führt euch in ihren Himmel ein,
Nur Er wird dort des Weisen Himmel seyn.

Drum sucht nicht ängstlich fremde Schätze,
Und laßt an Pluto's goldnem Netze
Die Thoren nur und ihre Sklaven ziehn.
Berechnet ihr nach — Goldsand eure Freuden,
So werden keine Blumenweiden,
Und keine — Wangen für euch blühn;
So werdet ihr auf euren vollen Kasten,

Wie König Midas einst, bey allem Reichthum fasten,
Und Fried' und Ruh' wird eure Polster fliehn.
Die Knaben werdet ihr zu Narren und zu Dieben,
Zu — Julien die Töchter auferziehn.
Ihr würdet nur — Metall, nicht große Menschen lieben;
Nur dieses wird der Preis des alten Freundes seyn.
Dem Armen würdet ihr den Lohn des Schweißes nehmen,
Und, dem Amynt mit Wucher Geld zu leihn,
Euch, Felsenherzen! selbst nicht schämen.
Ihr würdet nur der Menschheit Geißel seyn;
Ihr würdet euch um euer Herz betrügen,
Und Dornen selbst auf Krankenlager streun.
Ihr würdet euch durch Gold und Edelstein
Hinauf zu Ehrenämtern — lügen,
Und der Asträa Dein und Mein
Durch eure schwere Hand besiegen.
Ihr würdet euch auf weichen Daunen wiegen,
Und dennoch wie auf Folterbänken liegen,
Und Sklaven eures Mammons seyn.
Ihr würdet euch nur reiche Weiber suchen,
Und, fändet ihr sie nicht, von eurem Wahn bethört,
Dem frommen Gotte Hymen fluchen,
Daß er nicht euren Wunsch und euren Wahn erhört.
Ihr würdet selbst, von Furien umgeben,
In eines Krösus Burg, im Königsmantel leben,

Und,

Und, von der Welt gehaßt und ohne Menschenwerth,
Hinab ins Reich der kalten Schatten schweben.

Jagt ferner nicht dem Schimmerglanz der Ehre,
Nicht ihrem Schellenklange nach!
So mancher, mancher fand in diesem — Wolkenmeere
Statt Bürgerkronen, laute Schmach,
Und tausend Lebensungemach. —
Gesetzt, daß auch mit hundert Lorbeerkränzen
Im Pantheon des Ruhms einst eure Nahmen glänzen,
Daß euch ein Fürst in seinen Armen hält,
Und mit euch theilt den Sonnenglanz der Krone;
Gesetzt, daß euch die ganze Dichterwelt
Einst alle neben die Katone,
Die Haller und die Kante stellt:
So kennet euch doch nur — der kleinste Theil der Welt.
Und, ach! je höher ihr in Famas Tempel steiget,
Je mehr an eurem Rauchaltar
Bewundrung sich und Demuth neiget,
Je dünner, schwächer wird das Haar,
Woran das Schwert zu eurem Sturze hänget;
Je hämischer und kühner dränget
Der Argliſt großes Schlangenheer
Sich um euch, gute Kinder, her,
Und wirft euch in ein Sorgenmeer
Mit allen euren Götterbinden,
Worin ihr, lebenssatt, den lauten Ruhm beweint,

Worin ein Lessing selbst, der edle Wahrheitsfreund,
Sein Lebensende mußte finden,
So riesengroß er war, so gut er es gemeint.

Lebt ferner klein und still! Des Hüttchens Seelenfriede,
Ein reines Herz, ein eigner kleiner Heerd
Ist mehr als Millionen werth,
Und nimmer wird man hier der frohen Tage — müde.
Ein Hüttchen, wo beym Frühlingsliede
Der Lerchen und der Nachtigall,
Uns nicht des Ruhms Posaunenschall
Aus unsern schönsten Träumen wecket;
Wo nicht des Lasters Trug, des edlen Mannes Fall
Den Tugendfreund mit banger Ahndung schrecket;
Wo nicht die Goldbegier an unserm Herzen nagt,
Wo Liebe mit uns weint, und Liebe mit uns klagt.
Lebt einsam, wenn ihr könnt! Ihr werdet einst mir danken,
Daß ich euch diese Lehre gab. —
Die Einsamkeit verschönert uns das Grab,
Sie nährt den Geist mit seligen Gedanken,
Sie ist des Weisen Glück, des Denkers Wanderstab.
In ihrem Mutterarme schwanken
Die Wahrheit und die Tugend nicht.
Hier lohnt euch dann ein frohliches Gesicht,
Wenn Thoren sich mit ihren Wünschen zanken,

Und

Und ihr Palast, wie dünnes Glas, zerbricht.
Die Einsamkeit lehrt euch die wahre Kunst zu leben, —
Nach innerm Seelenreichthum, nicht
Nach schwacher Menschen Gunst und ihrem Glück zu streben,
Das Dornen nur um unsre Schläfe flicht.
Die Einsamkeit wird euren Geist erheben,
Ihr Genius wird um euch schweben,
Wenn eurer Tage Sonnenlicht
Ein Sturm des Lebens unterbricht.
Die Einsamkeit gießt tausend neue Strahlen
Durch ihren Frohsinn auf die Flur;
Ihr lacht viel freundlicher die freundliche Natur,
Als denen, die in goldnen Königsmahlen
Die Freude suchen, und — bezahlen,
Und dennoch sie zu finden nicht verstehn.
Die Einsamkeit wird jede Kraft erhöhn,
Die in euch liegt, sie bilden und sie läutern,
Euch trösten, wenn die Himmel scheitern,
Und sanft mit euch zu Grabe gehn.

Zu der gesunden, reinen Seele
Gehört auch — ein gesundes Blut,
Das ich euch dringender empfehle,
Als alles andre Erdengut.
Bewahrt ihr dieses mehr als Gold und Edelsteine,
So wandelt ihr das rauhe Dornenfeld

Euch nah und fern zu einem Rosenhaine,
Und lacht, wenn um euch her die feiste Dummheit
bellt.

Dann, meine lieben Kinder, werden
Des Lebens drückende Beschwerden
Für eure Schultern federleicht;
Von eurem stillen Lager weicht
Dann nie der Schlaf mit seinem Labebecher.
Dann trotzt ihr selbst des Todes Köcher,
Und zittert nicht, wenn er um eure Hütten schleicht;
Dann hängt kein schiefes Glas vor euren hellen Blicken,
Das euch ein jedes Ding in falscher Richtung zeigt;
Dann lernt ihr, euch in jede Welt zu schicken,
Wenn sie auch nicht der Welt des weisen Mannes
gleicht;
Dann wird nicht Laun' und Schmerz die Denkkraft
unterdrücken,
Die in euch hoch empor zum Licht der Wahrheit steigt;
Dann werdet ihr ein jedes Blümchen pflücken,
Das Freundschaft euch und Liebe reicht.
Gesundheit stählt den Geist in seinem Geistesdrange,
In seiner Heldenkraft, in seinem Heldengange,
Wenn alles Glück der Welt von unsrer Seite weicht;
Gesundheit richtet recht, Gesundheit wird nicht bange,
Wenn schnöder Undank uns die kalten Stirnen zeigt;
Gesundheit lacht, wenn bey dem Lebenszwange
Der kleine Geist sich halb zu Tode keucht;

Gesundheit weiß die Lebensfreuden
In tausend Farben einzukleiden.
Sich selbst genug, trotzt sie dem tobenden Orkan,
Und bricht durch Sturm und Nacht sich eine Siegesbahn;
„Denn — selbst sein Gott ist ein gesunder Mann!"

IX.

Neueste schöne Litteratur.

I.

Die Musen-Almanache.

(Fortsetzung.)

Zu dem Vossischen Musen-Almanach für dieses Jahr (Hamburg, bey Karl Ernst Bohn) haben ein mit B. bezeichneter Ungenannter, Gleim, und der Herausgeber selbst die meisten Stücke beygetragen. Erfreulich ist es für die Freunde Unsers ehrwürdigen Gleims, besonders für diejenigen, die ihm an Jahren die nächsten sind und besser als die jüngere Generazion wissen, wie viel unsre Literatur ihm und seinen edeln Jugendfreunden, Kleist und Utz, zu verdanken hat; es ist, sag' ich, erfreulich für sie, zu sehen, daß Föbus Apollo, dem er seit mehr als einem halben Jahrhundert so viele schöne Opfer brachte,

ihn dafür durch die Erfüllung eines Wunsches belohnte, die seinem Horaz nur halb zu Theil wurde:

Frui paratis et valido mihi,
Latoë, dones, et (precor) integra
Cum mente, nec turpem *senectam*
Degere, *nec citharâ carentem.*

Mit vorzüglichem Vergnügen und Wohlgefallen habe ich von der Hand, oder vielmehr aus dem immer sich selbst gleich bleibenden Geist und Herzen dieses liebenswürdigen Greises die beyden Lieder S. 79. u. 148. und besonders das an die Hausschwalbe S. 101. und an mein Gärtchen S. 35. gelesen, welches des Hüttchens, woran alle guten Menschen sich zu ihm anbauen möchten, so würdig ist.

Es ist in diesen anspruchlosen kleinen Stücken, worin zufallige Gedanken ode Gefühle einer zu allem Schönen und Guten rein gestimmten Seele, mit Innigkeit gefühlt und in den naiven Ausdruck der Empfindung leicht gekleidet, ohne Zwang und Mühe von selbst zu Versen und Reimen werden, eine eigene Art von Anmuth, die sich dem, der keinen Sinn dafür hat, weder mittheilen noch beschreiben läßt.

Die mit B. unterzeichneten kleinen Stücke betrachte ich größtentheils als flüchtig hingeworfne Skizzen und Vorübungen eines jungen Mannes von noch nicht ganz entschiedenem, aber viel versprechendem Talente. Daß

ich

ich selbst hierdurch nicht zu viel von ihm verspreche, scheint mir die **Elfenburg** zu verbürgen, eine Romanze in 33 Stanzen, welcher, um sehr schön erzählt zu seyn, vielleicht nichts fehlt als ein leichter und freyer sich bewegendes Sylbenmaß. Das von dem Dichter gewählte scheint mir für diese Art von Gedichten einen zu schweren Tritt zu haben, und der Laune des Erzählers einige Gewalt anzuthun. Man kann jungen Dichtern nicht genug empfehlen, in der Wahl der Sylbenmaße und Sangweisen sorgfältig zu seyn; denn es hängt weit mehr von ihr ab, als die meisten sich vorstellen.

Die **Erinnerungen** von dem Herrn Grafen **Leopold Stollberg**, die **Elegie** von eben demselben, nach einem altfranzösischen Liede der Barbe de Verrue, einer wenig bekannten Dichterin aus dem 13ten Jahrhundert, die **Liebesgötter auf dem Markte** von **Göthe**, **Allegorie und Zeit** von **Halem**, und das Gedichtchen an eine **Primel** von **Overbeck**, zeichnen sich unter vielen andern aus.

An Umfang das größte, an Inhalt und Ausführung eines der vorzüglichsten, und reichlich begabt mit allem, was den Karakter und die eigenthumliche Schönheit der poetischen Epistel ausmacht, ist die **Epistel an Kammler**, vom Hrn. v. **Nikolay**, worin gerechte Klagen über den Verfall des Geschmacks und der Poetischen Kunst unter uns eine Reihe von lehrrei-

chen Betrachtungen und heilsamen Erinnerungen für Dichter, Kunstrichter und Leser herbeyführen, die dem dermaligen Bedürfniß der Zeit besonders angemessen sind; und wenn sie gleich, wie zu besorgen ist, dem Uebel (aus einem von ihm selbst sehr wohl ausgeführten Grunde) nicht gänzlich abhelfen werden, doch vielleicht manchen, der sie gehörig beherziget, im Guten bestärken, oder von Abwegen noch in Zeiten zurück rufen können. Es sey mir erlaubt aus dieser Epistel, (welche, wenn der Verfasser dem Plane einen etwas größern Umfang geben, und über einiges noch mehr ins besondere gehen wollte, ein unsrer Litteratur noch fehlendes Gegenstück zu Horazens Epistel an die **Pisonen** werden könnte) ein paar Stellen auszuheben, weil sie mir wie aus der Seele geschrieben sind. Die erste steht gleich im Eingang des Gedichtes.

Oft, wenn ich mit gesammter Geistesmacht
Ein Werkchen reiflich überdacht,
Mit warmem Herzen es vollbracht,
Es klug geschmückt, es rein gefeilt zu haben denke,
Und ihm zur Reise nun den Vatersegen schenke:
Werf ich, erschöpft an Kräften und **Geduld**,
Den Blick von meinem Schreibepult
Aufs weite Reich der teutschen Lettern.
Gott was erblick ich da für eine Schriftenbrut,
Die hier die Kritiker, die Klubben dort vergöttern!
Dann, Freund, entfällt mir aller Muth,

Dann

Dann schlieſs ich gleich, von innrer Angst gequälet,
Wenn dieſes Schönheit iſt, ſo hast du ſie verfehlet.

Die innre Angſt iſt übrigens doch wohl ein wenig übertrieben; denn ſo gar groß kann ſie ſchwerlich ſeyn. Ein ſolcher Gedanke, wie der im letzten dieſer Verſe ausgedruckte, kann wohl einen Dichter, der ſich von der Anſteckung des falſchen Geſchmacks immer rein erhalten hat, bey mancher neuern und neueſten hochgepriesnen Dichterey auf einen Augenblick anwandeln; aber daß die Seelenruhe des Verfaſſers dieſer Epiſtel durch dieſen Gedanken nicht ſehr geſtöhrt worden, davon iſt ihr ganzer Inhalt der ſprechendſte Beweis. — Die andere Stelle befindet ſich S. 115.

Gleich Zwillingen entſtehn in einem Volk und wallen
Geſchmack und Kunſt. Als Kind, als Jüngling, Mann und Greis
Gehn ſie vereint, und bilden wechſelsweiſ'
Einander, lieben und gefallen
Einander ſtets. Doch beyder Wunſch und Fleiß
Noch immer Neueres, noch Schöner's aufzutreiben,
Macht daß ſie nie, auch ſelbſt beym Schönſten ſtehen bleiben,
Stets weiter gehn, und endlich übertreiben.
Der kränkelnde Geſchmack ſetzt, edler Einfalt ſatt,
Verzerrung, Künſteley, und Schwulſt an ihre Statt:

Athen

Athen und Rom pries in verschiednen Zeiten
Gleich warm den reinsten Witz, die plattsten Albernheiten.

Beyde können zugleich als Proben der Manier, womit der D. seinen Stoff behandelt, dienen, und sind hinlänglich, Leser von Geschmack nach dem Ganzen lüstern zu machen.

Der Zahl und dem innern Werth nach hat der Herausgeber selbst zu seinem diesjährigen Musen-Almanach das meiste beygetragen. Ausser einigen kleinen Stücken und Epigrammen besteht seine Gabe diesmal aus Gesängen und Liedern, theils von der erhabensten, theils von der zarten und naiven, theils von der fröhlichen und geselligen Gattung. Unter den ersten nimmt billig das kleine Gedicht oder vielleicht Bruchstück aus einem größern, in reinen achtzeiligen Stanzen, (ottave rime) **der Geist Gottes** überschrieben, die Oberstelle ein. Es ist, nach meinem Gefühl, das schönste Stück dieser ganzen Sammlung, und ein treffliches Beyspiel und Muster, wie die tiefsinnigsten Gedanken in der warmen und zarten Seele eines Dichters (im engesten Sinne des Wortes) sich versinnlichen, und wie die Vernunft reden muß, wenn sie die begeisterte Sprache der Musen reden will. Dem Leser, dem hier nichts geoffenbart wird, oder der einen Kommentar dazu braucht, habe ich nichts zu sagen, als ihn, wofern er zu unsern Dichtern in Prosa oder Versen gehört, zu versichern, daß

der

der Geist, der ihn treibt, nicht der ist, der hier von sich selbst zeuget. — Zur Probe nur die letzte Stanze, worin der D. von einer sehr erhabenen und tiefen Sinnes vollen Stelle der Mosaischen Schriften die glücklichste Deutung und Anwendung macht, oder vielmehr den Leser selbst machen läßt, da er ihn durch das vorhergehende dazu in den Stand gesetzt hat:

Mir nachschaun wirst du dort im Felsenspalte,
(So sprach der Geist) verhülle dein Gesicht!
Schnell braust' ein Sturm, Erdbeben kracht', es hallte
Der Donnerstrahl, doch Gottes Geist war's nicht.
In sanft durchschauerndem Gesäusel wallte
Der Geist einher. Der Seher trat ans Licht
Und sah, wie fern die Herrlichkeit entschwebend
Verschimmerte: stumm sah er nach und bebend.

Ein großes Gedicht, zu welchem diese vier Stanzen das Portal wären, welch ein Werk müßte das seyn, und wie gewiß würd' es einst als einer der hellsten Sterne unsers Jahrhunderts der Nachwelt funkeln!

Unter dem Anwehen dieses Geistes ist auch in der Sapphischen Oden-Weise die erneute Menschheit (S. 12.) gesungen, und bloß dieser Versart und der Behandlung derselben, wovon in der Folge noch die Rede seyn soll, ist es wahrscheinlich zuzuschreiben, wenn dieser erhabne Hymnus nicht auf die meisten Leser oder Hörer eine eben so schöne Wirkung im Vorlesen thut, als

jene

jene Stanzen. In einer andern unsrer Sprache angemeßnern Modulazion der Verse, und (was vielleicht schon eine natürliche Folge hievon wäre) mit einem sich freyer bewegenden Ausdruck der Gedanken und Gefühle, die hier von den mühsam gesuchten Spondeen öfters zu eng (wie mich däucht) zusammengedrückt werden, würde diesem trefflichen Gesange gewiß allgemeiner Beyfall entgegen schallen.

Eine Sammlung, welche von allen Arten der Gesänge, Lieder und Liedchen, die man unter die allgemeine Benennung der Volkslieder bringen kann, und welche seit Hagedorns Zeiten bis auf diesen Tag in unsrer Sprache gedichtet worden sind, die besten enthielte, würde an Reichthum, Mannichfaltigkeit und innern Werth jeder andern, in welcher Sprache es sey, den Vorzug streitig machen können: was um so sonderbarer ist, da vielleicht unter keinem Volke in Europa weniger gesungen wird als dermahlen unter uns. Ich begreiffe unter dem Wort Volk zwey Hauptklassen, eine mehr und eine weniger gebildete, und so müßte auch eine solche Liedersammlung in zwey Haupttheile gesondert, oder vielmehr für jede der beyden Hauptklassen ein eigenes Gesangbuch zur eigenen sowohl als zur geselligen Unterhaltung, Ermunterung und Ergetzung, mit den gehörigen Melodien versehen, gesammelt werden. — Ein Unternehmen, welches zu Beförderung der Humanität (denn wahren Eins ist Noth) und derjenigen Art von Bildung

dung, die besonders den untern Volksklassen die angemessenste und zuträglichste ist, mehr beytragen würde als der größte Theil der unzähligen Volksschriften, womit unsre Buchläden überschwemmt sind, und die Köpfe unsers Volks nicht wenig verwirrt werden müßten, wenn sie (was der Himmel verhüten wolle) so häufig gelesen würden, als die Buchmacher und ihre Verleger es wünschen mögen. Hr. Voß, von welchem wir in jeder lyrischen Dichtart Meisterstücke haben, hat besonders zu den Volksliedern im engern Sinne des Wortes in seinen Musenalmanachen seit mehrern Jahren einen ansehnlichen Beytrag geliefert, und ich zweifle sehr, ob er in diesem Fache übertroffen werden könne. Auch der gegenwärtige hat einige schöne Chorgesänge, Tisch- und Trinklieder, (S. 37. 75. 126. 140. 173.) und ein niedliches Spinnliedchen (S. 99.) mit einer Melodie von Reichard, wo der launige Einfall, das Schnurren der Räder durch ein immer gleichtönendes Harpeggio des Basses zu begleiten, sehr glücklich ist. In allen Vossischen Liedern athmet jener gute Geist (bona mens) durch den die Singenden sich zugleich fröhlicher, geselliger und besser fühlen, der uns zur unverdorbenen Natur und ihren reinsten Empfindungen zurückführt, uns Gefühl des Adels unsrer Natur, richtige Würdigung des wahren Glücks, Zufriedenheit mit unserm Zustand, Heiterkeit und unschuldige, durch Mittheilung und Mitgefühl erhöhte Freude in die Seele haucht und uns dadurch den

reinsten

reinsten und süßesten Genuß des Lebens verschafft. Freylich setzt alles dies bey den Lesern oder Mitsingern eine gewisse Empfänglichkeit voraus, die weder allgemein ist, noch am wenigsten bey Personen von gewissen Klassen und Lebensarten vorausgesetzt werden kann. Aber alles Gute, was aus der Fülle einer selbst von schönen Gefühlen begeisterten und überfließenden Seele andern mitgetheilt wird, kann nur an gleichgestimmten Seelen haften, nur von ihnen mitempfunden werden. Die meisten Vossischen Lieder haben dies eigene, daß sie in einem glücklichen Moment von Begeisterung, bey einer besondern Gelegenheit, und für einen auserlesenen Zirkel gedichtet sind. Je individueller der Moment, der Ort und die Veranlassung, und je enger der Kreis der unmittelbar Theilnehmenden, desto schöner, lieblicher und inniger sind die durch diesen Moment eingegebenen oder für ihn gesungenen Lieder. Daher finde ich den Gesang an der Quelle (S. 37.) die Rosenfeier (67.) Ernestinens Geburtstag (59.) den guten Wirth (193.) und vor allen den Agneswerder (S. 24.) und die Abgeschiedenheit (81.) so schön, daß sie nur mitempfunden werden müssen, und es Sünde wäre davon zu schwatzen.

Der hassenswürdigste und schändlichste Gebrauch, den ein Dichter oder irgend ein Schriftsteller überhaupt von seinem Talent oder von seinem Gänsekiel in unsern Tagen machen kann, ist gewiß, wenn er den Partheygeist, der seit einigen Jahren nicht nur die Ruhe des

gesel-

geselligen Lebens, sondern den Grund der bürgerlichen Ordnung selbst untergräbt, zu unterhalten sucht, und immer noch mehr brennbaren Stoff zu dem Feuer trägt, zu dessen Löschung alle guten Menschen geschäftig seyn sollten. Desto löblicher ist es hingegen, wenn in Schriften, die ein weit ausgebreitetes Publikum haben, und vornehmlich in Gedichten dieser Art, zwar auf den Geist der Zeit und ihre besondere Bedürfnisse Rücksicht genommen wird, aber nur um dem wohlthätigen Geist der Humanität den Sieg über jenen verschaffen zu helfen. Ein Dichter, der die Würde seines Berufs kennt, wird die heilige Kunst der Musen nie so tief herabsetzen, sie zur Unterhändlerin menschenfeindlicher Faktzionen, zur Sklavin der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung auf der einen, oder wilder, aufrührischer und gewaltthätiger Anmaßungen auf der andern Seite zu machen. Er wird weder den Großen noch dem Volke schmeicheln; und wenn auch bey andern Nazionen die Dichtkunst noch immer entweiht und mißbraucht wird, um die moralischen Gefühle der Menschen verwirren und verfälschen zu helfen: so sey unserm guten Genius Dank, daß unter unsern Dichtern, so viel ihrer dieses Nahmens nicht ganz unwerth sind, keiner ist, der nicht von der Ueberzeugung durchdrungen wäre, daß, wenn gleich die Muse einen von der heiligen Liebe des Vaterlandes zu dessen Vertheidigung aufgeforderten Tyrtäus zu den feurigsten Schlachtgesängen begeistern kann, dennoch ihr

eigenstes und liebstes Geschäfte sey, die Menschen zum Frieden, zur Eintracht und zum Gehorsam gegen die ewigen Gesetze der Vernunft sowohl als der bürgerlichen Ordnung, einzuladen. So wie ihre Lyra das Sinnbild der ewigen Harmonie der Natur und des Weltalls ist, so ist ihr eigentlicher Beruf, die Menschen von allem, was sie in den Stand der Verwilderung und Thierheit zurückzustürzen droht, zu entfernen, ihre Denkart billiger, ihre Leidenschaften zahmer, ihre Sitten milder, ihre Gesinnungen edler, ihre Freuden reiner und geselliger zu machen; und sie auf diesem Wege (so viel an ihr ist) von einer Generazion zur andern, dem großen Ziele aller Bestrebungen der Guten, dem Triumf der Vernunft und Humanität über Wildheit, Barbarey und Egoisterey, immer näher zu bringen.

Mit innigem Vergnügen habe ich in diesem Musen-Almanach viele Stücke gefunden, die bey ihrer nähern oder fernern Beziehung auf die dermahligen merkwürdigen und mit einer wichtigen Zukunft schwangern Zeitumstände, durchaus rein von Partheylichkeit und Fanatismus aller Art, der Wahrheit allein huldigen. Dies gilt auf eine ganz vorzügliche Art von denen, welche den Herausgeber des A. selbst zum Verfasser haben. Seine Rüge wird nie beleidigend, seine Satire nie bitter, und auch da, wo er die schmerzendsten Wunden der Menschheit berührt, wie z. B. in der herrlichen Ode, die erneuer-

neuerte Menschheit, geschieht es nur, um einen heilenden Balsam in sie träufeln zu lassen. Und was für ein wilder Musenfeind müßte der seyn, der sich durch den sanften, gutlaunigen Ton beleidigt finden könnte, auf welchen seine von unverfälschten Gefühlen überströmende Seele durch jeden reinen geselligen Lebensgenuß im Schoß der kunstlosen Natur gestimmt wird, und worin er, wie unabsichtlich (z. B. im Chorgesang an der Quelle) goldne und eiserne Zeit, was ist und was seyn sollte, kontrastieren läßt.

Unter den kleinen Stücken, die in diese Rubrik gehören, zeichnen sich aus, Pfeffels drolliges Epigramm auf Robespiere's Staatsbericht über das höchste Wesen,

Darfst, lieber Gott, nun wieder seyn,
So will's der Schach der Franken!
Laß flugs durch ein paar Engelein
Dich schön bey ihm bedanken.

und die Fabel vom Ochsen und vom Schlächter. Verzeihlicher ist's gewiß keinem als diesem liebenswürdigen Fabeldichter, wenn ihm in einem kleinen Anstoß von böser Laune (die durch so vielfache Täuschungen jeder sanguinischen Erwartung eines patriotischen Dichters und dichterischen französischen Patrioten nur zu sehr und zu lange gereizt wurde) ein Epigramm wie folgendes entfährt:

Das goldne Alter war ein Traum,
Des silbernen erwähnte kaum
Im ehernen der Ahnen Leier;
Im eisernen begann mein Lauf,
Bald folgte das Papierne drauf.
Behüt uns, lieber Gott, vor Feuer!

Dies Epigramm scheint aber auch zu einer Zeit geschrieben zu seyn, da man noch nicht hoffen durfte, daß das Feuer eine so wohlthätige Wirkung, wie es dermahlen thut, auf das papierne Alter thun würde. — Sehr karakteristisch, aber zugleich ein schönes Muster, wie gute Menschen bey diametral entgegengesetzten politischen Grundsätzen, dennoch Eines Sinnes seyn könnten, sind Unsers Gleims Verse an einen Ungenannten, (S. 48.) der, wie es scheint, die republikanische Verfassung der monarchischen vorzieht, und das Gegentheil zu behaupten für großen Irrthum hält. Gleim ist hierin Homers und Ulyssens Meinung —

Vielherrscherey taugt nichts, nur Einer sey König,
u. s. w.

und er bittet so schön, ihm seinen Irrthum (wenn es einer wäre) zu lassen, erklärt sich, (wie billig) da ihm sein Irrthum schon so lange Wahrheit war, so rund heraus, er könne ihn sich nicht nehmen lassen, daß es mehr als barbarisch wäre, ihm seinen lieben Fetisch rauben, oder ihm gar beweisen zu wollen, daß eben darum,

weil

weil nur Ein Gott ist, auch nur Eine Vernunft sey, die aus dem Chaos der Dinge eine Welt macht, daß also die Vernunft allein regieren müsse; daß also — und also — Doch wozu sollte ich diese Periode ausfüllen? — Daß in jeder Regierungsform nicht rohe Willkühr, nicht Vorurtheile, nicht zügellose Leidenschaften, nicht politische Egoisterey, nicht das Recht des Stärkern, sondern das Gesetz Gottes im Menschen, die Vernunft, regieren müsse, wenn wohl regiert werden soll: Dies kann kein Irrthum seyn; und dabey wollen wir stehen bleiben, weil wir hierin gewiß Alle Eines Glaubens sind.

W.

X.

Kunst-Anzeige.

Mahlerische Ansichten aus verschiedenen Ländern Europa's.

Dritte Lieferung.

Aufgemuntert durch die gütige Aufnahme, welche meine zwey ersten Lieferungen der mahlerischen Ansichten aus verschiedenen Ländern Europa's bey Kennern

und Liebhabern gefunden haben, arbeite ich jetzt an einem dritten zur Fortsetzung derselben. Eine malerische Reise, die ich vorigen Sommer in Gesellschaft eines großen Kenners in diesem Fache, eines durch vieljährige Reisen und Bekanntschaften in ganz Europa zu Beobachtungen dieser Art vorzüglich geschickten Engländers, durch Bayern, Tyrol, und die Lombardey bis nach Genua gemacht habe, bietet mir dazu den gefälligsten Stoff dar. Wir verweilten vorzüglich bey den reizenden Ansichten jener, zwar von jedem Vorüberreisenden gepriesenen, aber fast noch gar nicht artistisch behandelten Landscaen, des Lago di Garda, di Como, di Lugano, ganz vorzüglich aber des Lago maggiore, und bey den entzückenden Prospekten des reichen, jetzt grade doppelt interessanten Genua. Diese viermonatliche Reise füllte unsre Portefeuilles mit einer reichen Ausbeute schöner, größtentheils ganz neuer, nach der Natur entworfener und meist an Ort und Stelle selbst sogleich kolorirter Zeichnungen, und ich glaube daher, Kunstliebhabern und Beförderern meines Unternehmens eine angenehme Nachricht zu geben, wenn ich versichre, daß der eben unter der Arbeit befindliche Heft eine Auswahl des Schönsten und Anziehendsten, was wir auf dieser malerischen Reise fanden, enthalten soll. Ich liefre drey ganz verschiedene und aus entgegengesetzten Augenpunkten aufgenommene Ansichten der berühmten Borromeischen Inseln auf dem Lago maggiore, und darf mir

schmei-

schmeicheln, daß, was hier nach meinen eigenen Studien an Ort und Stelle gegeben wird, völlig neu und mit keinem der frühern Versuche diese reizenden Ansichten abzubilden, zu vergleichen seyn dürfte. Dieser Heft enthält auf seinen drey Tafeln:

No. 1. Die berühmte Isola bella von der Südostseite, neben ihr die kleinere Fischer Insel, oder Isola Pelchiere.

No. 2. Die davon ganz verschiedene Ansicht der Isola bella von der Nordwestlichen Seite.

No. Isola Madre mit der nahe dabey liegenden Isola St. Giovane.

Sie erscheinen in eben der beliebten Aquarellmanier, in welcher die vorhergehenden zwey Hefte erschienen sind, mit welcher sie Suite, aber doch auch wieder ein für sich bestehendes Ganzes machen. Der Preis ist nicht höher, als bey den vorigen Heften, 1 Karoline. Das Ganze ist noch vor Ostern vollendet. Da aber alles, und besonders das Koloriren, unter meiner unmittelbaren Aufsicht und in meiner Wohnung geschehen muß, und ich immer nur so viele Exemplare in die Arbeit nehmen kann, als wirklich bestellt sind: so ersuche ich alle Liebhaber, ihre Bestellungen so schnell als möglich in frankirten Briefen an mich oder das hiesige Industrie-Comptoir zu machen, und sich der

besten

besten und schnellsten Bedienung in der Ordnung und Zeitfolge, wie sie sich bey mir gemeldet haben, gewiß zu gewärtigen.

Weimar, den 15ten Jänner 1796.

G. M. Kraus.

Druckfehler.

Im Novemberstück 1795 sind in den Probebruchstücken des teutschen Lovelace folgende Druckfehler zu berichtigen.

S. 220 Zeile 3 von unten lies statt: ich habe nicht — ich habe sie nicht.

S. 244 in der Mitte, statt: Augen der Kunst, lies Augen der Gunst.

Der neue

Teutsche Merkur.

3. Stück. März 1796.

I.

Einleitung

in eine Reihe von Vorlesungen über Aesthetik, vor einer Gesellschaft teutscher Künstler und Kunstfreunde in Rom.

Unter allen Beschäftigungen, womit der Mensch in den verschiedenen Kreisen seiner Thätigkeit der Pflicht seines Daseyns ein Genüge leistet, — unter allen Genüssen, womit Natur und geselliges Leben, Fantasie und Empfindung seinem Geiste Erhohlung, seinen abgespannten Nerven neue Spannkraft geben, ist wohl keine Beschäftigung, die seine zerstreuten Kräfte so harmonisch wieder sammelte, kein Genuß, in dem er sich selbst so ganz, und so ganz seiner selbst würdig, wiederfände, als die, welche ihm der Umgang mit dem Schönen in Natur und Kunst darbietet.

Wenn wir gleich diese Behauptung im Laufe des wirklichen Lebens weniger bestätigt, wenn wir besonders den hohen Werth des Kunstschönen in der Gesellschaft weit weniger anerkannt finden, als der, welcher die sanfte Macht desselben über das Herz, und seine wohlthätigen Einflüsse auf die Stimmung des Gemüths oft an sich selbst empfunden hat, zu erwarten geneigt seyn möchte: so kann doch dies der Wahrheit derselben und der Würde der Kunst keinen Eintrag thun, wenn es gleich oft den Muth des Künstlers niederschlagen muß. Aber er wird sich an seinem bessern Selbstbewußtseyn wieder aufrichten; die Hoffnung einer dankbareren Zukunft wird ihn die ungünstige Gegenwart schätzen lehren, wenn er in der Natur seines Geistes den nothwendigen Trieb zum Streben nach dem Idealschönen, wenn er in seiner Menschheit die unvertilgbaren Anlagen zum ästhetischen Genusse gegründet findet. Lehrt ihn überdies noch die Erfahrung, daß das Steigen und Sinken der Kunst immer mit der Blüte und dem Verfalle der Kultur bey den Völkern der Vorzeit gleiches Schrittes ging: so wird er in dem gegenwärtigen rüstigen Fortschreiten des menschlichen Geistes auf der Bahn einer vernünftigen Aufklärung vollgültige Gründe finden, um einem neuen und vielleicht glänzenden Emporstreben der Kunst mit froher Erwartung entgegen zu blicken. — Denn, ohne uns der Partheilichkeit schuldig zu machen, dürfen wir wohl mit Recht behaupten, daß die Weltgeschichte, so reich sie auch

an

an kühnen Unternehmungen, an ausserordentlichen Begebenheiten und glänzenden Epochen ist, doch in ihrem weiten Umfange kein Jahrhundert aufstellen könne, in dem der menschliche Geist so große Vorschritte in der Erkenntniß seiner selbst und der in ihm liegenden Kräfte gemacht; — in dem er mit so großem Eifer und so glücklichem Erfolge die Erforschung der ersten Gründe aller Wissenschaft und Kunst, und die nur durch sie mögliche Begründung einer zweckmäßigen Kultur seiner gesamaten fysischen und intellektuellen, ästhetischen und moralischen Kräfte betrieben; — in dem er ein so allgemeines und thätiges Interesse für Wahrheit und für die Abstellung alles dessen, was die Würde des Menschen schändet, gezeigt; — in dem er einen so unermeßlichen Schatz von Kenntnissen, Erfahrungen und Aussichten für spätere Generazionen gesammelt hätte, als in dem gegenwärtigen. Mehr als das Zeitalter des Perikles für die schönen Künste Griechenlands, mehr als das des August für die Macht und den Glanz des weltbeherrschenden Rom war, ist das unsrige für Filosofie und Wissenschaft, und dadurch zugleich für die Aufklärung der künftigen Menschheit geworden, die sich dereinst des erworbenen Gutes nicht bloß, wie jene Nazionen des ihrigen, in einer großen und herrlichen, aber schnell vorübergehenden Blüte, sondern in einer auf unwandelbaren Grundfesten gebauten, dauerhaften, und immer fortstrebenden Kultur erfreuen wird.

Nur der unfilosofische Klügling, der an den Erscheinungen des Augenblicks klebt, und mit übermüthiger Vermessenheit nach ihr die Zukunft zu richten wagt, kann aus dem verworrenen Spiele der Begebenheiten um ihn her, auf eine Zwecklosigkeit des Ganzen schließen; und sich selbst, seinem bessern Bewußtseyn zuwider, für eine durch den blinden Zufall in diesen Strudel hingeworfene, willenlose Maschiene erklären, die, nachdem sie eine Zeitlang von ihm herumgetrieben worden, wieder in das Nichts zurückkehrt, aus dem sie hervorgegangen ist. Dem bescheidener denkenden Theile der Menschen hingegen, der den Gang der Natur im Einzelnen und im Ganzen beobachtet, ohne sie nach seinem eingeschränkten Erfahrungskreise laufen zu lassen, ist es eine heilige und für ihn feststehende Vernunftwahrheit, daß der menschliche Geist auf dem großen Gange seiner Kultur im Ganzen weder still stehen, noch im Wesentlichen zurückschreiten könne, sondern daß ein steter Fortgang vom Unvollkommenen zum Vollkommenern in seinem Wesen selbst unvertilgbar gegründet liegt; daß die Gattung im Ganzen ewig fortschreitet, wenn sie gleich in einzelnen Individuen und Staaten wechselnd steigt und sinkt; daß Alles zu einer großen harmonischen Einheit, zu Einem Endzwecke hinstrebt.

Freilich müssen wir, um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen, aus dem engen Kreise der Zeit in die höhere Sfäre der Vernunft emporsteigen, um

um von ihr den Aufschluß über das Wesen und den Endzweck alles menschlichen Seyns zu vernehmen; — ein Schritt, der dem gemeinen an die Sinnenwelt gefesselten Verstande unmöglich seyn würde, wenn nicht die Vernunft selbst, durch die Stimme des sittlichen Gefühls, und durch den nothwendigen Trieb nach Wahrheit und Vollkommenheit, wodurch sie ihr Daseyn auch in den frühsten Perioden der sich entwickelnden Menschheit ankündigt, und zu der sie alle Aeußerungen menschlicher Thätigkeit zu erhöhen strebt, — seine Kräfte zur Befriedigung ihres höchsten Bedürfnisses spornte. Es hat dem Verstande manchen Irrgang, der Menschheit manches Opfer der Freiheit und Humanität gekostet, um sich durch das Labyrinth des zwiefachen, einander widerstrebenden Interesse der Sinne und der Vernunft hindurch zu winden; manchen Kampf des bessern freyen Selbst mit den Kräften der Naturnothwendigkeit, der Wahrheit mit dem Wahne, des Gesetzes mit der Gewalt, — um die dunkle, Allen vernehmliche Stimme der Vernunft zu einer allgemein verständlichen Sprache zu erheben; die gesetzlose Willkühr in eine gesetzmäßige Freyheit umzubilden, und den Zögling der Kunst zur Natur zurückzuführen; und noch lange ist dieser Kampf nicht geendet, dies Problem der Vernunft in der Sinnenwelt nicht aufgelöst. Aber die höhere Erkenntnißquelle dazu ist geöffnet, und mit ihr zugleich der mögliche Weg ausgefunden, auf dem sich der Widerstreit der wirklichen Erfahrung mit den nothwendigen Forderungen der

Vernunft, der Begier mit dem Gewissen, mit einem Worte, die Zwietracht der zur Einheit geschaffenen menschlichen Natur, zu einem übereinstimmenden Ganzen, wenigstens in der Idee, ausgleichen läßt.

Die Idee der Möglichkeit einer solchen vollkommenen Harmonie in ihrer ganzen Reinheit und Bestimmtheit, so wie die Anlage zu derselben in jedem Menschen gegründet liegt, auch nur denken zu können, ist ein so entscheidender Sieg der Vernunft über den Wahn, ein so glänzender Beweis von der endlich anerkannten Würde seines Wesens und Zwecks, daß man mit Recht von ihm die Zeitrechnung der wahren Vernunftkultur der Menschheit durch sich selbst anheben kann; und der Richterspruch künftiger Jahrhunderte wird das Verdienst des unsrigen entscheiden.

Wenn wir gleich nur den kleinsten Theil, nur wenige Erstlinge dieser Aussaat zu einer frühen Reife gedeihen sehen, und selbst genießen dürfen; so haben wir doch zugleich die erhebende, durch Gründe der Vernunft gebilligte Hoffnung, daß jedes kommende Zeitalter auf diesem Wege, durch Entwickelung neuer, jetzt noch in der Hülle verborgener Wahrheiten, und durch fortgesetzte Hinwegräumung der Hindernisse, die ihrer Verbreitung entgegen stehen, dem nachfolgenden eine immer reichere Ernte bereiten werde. Diese Aussicht, wenn sie vom moralischen Interesse unterstützt und zur lebendigen Ueberzeu-

berzeugung gebracht ist, wird hinreichen, uns über die Mängel, die anscheinenden Widersprüche und Zwecklosigkeiten, die mit dem gegenwärtigen Zustande der Kultur nothwendig vergesellschaftet sind, zu beruhigen, und, wenn wir selbst, soviel an uns ist, zu ihrer Verminderung beytragen, unserm eigenen Daseyn in jeder Lage ächten Werth, Zufriedenheit und Freude zu geben.

Ich glaube, das erste und edelste Unterscheidungszeichen des Menschen vom bloßen Thiere darin setzen zu müssen, daß er fähig ist, über die engen Schranken seines fysischen Daseyns hinauszublicken, ein höheres Interesse an der Zukunft als an der Gegenwart zu nehmen, und Alles, was in dieser geschieht, nur nach dem Maße zu schätzen, als es für jene wahren und dauernden Nutzen verspricht. Auch lehrt uns die Geschichte, daß die wahrhaft großen und trefflichen Menschen aller Zeiten einer solchen Maxime gemäß gehandelt, daß sie die Gegenwart nur als Mittel betrachtet haben, um für die Zukunft zu leben, und durch den fortwährenden Einfluß ihrer Handlungen auf das Wohl der Menschen unsterblich zu seyn.

Es werden oft Jahrhunderte erfodert, um das zur Reife zu bringen, was der Geist eines großen Mannes ausgesäet, was die kurze Dauer eines Menschenalters zur Blüte getrieben hat. Eine erkannte Wahrheit, Eine entwickelte Vernunftidee,

Eine entscheidende That giebt oft dem Laufe der Dinge eine neue Richtung, und der Geist ihres Urhebers lebt noch in seinen Wirkungen fort, wenn sein Nahme, das zufälligste Prädikat des Zufälligen an ihm, längst im Strome der Zeit untergegangen ist. Denn jede Wahrheit die das Siegel der Vernunft trägt, ist ewig wie sie selbst, und kann nur mit der Menschheit vergehen.

Wenn nun alles, was diese überhaupt angeht, was ihre Würde erhöhen oder erniedrigen, was ihr wahres Gut, ihre vernünftige Aufklärung befördern oder hindern kann, — an und für sich schon für jedes sittliche Wesen Interesse haben muß: um wieviel näher muß es diejenigen angehen, die selbst durch das Berufsgeschäft das sie treiben, verpflichtet sind, zur Kultur der Menschen zu wirken! Die Pfleger der Wissenschaften und Künste sind durch engere Bande, durch stärkere Auffoderungen als der übrige Theil des Menschengeschlechts, der bloß für die Befriedigung der fysischen Bedürfnisse der Gesellschaft sorgt und arbeitet, an das höhere Interesse der Menschheit geknüpft; von Ihnen darf man darum einen vorzüglichen Grad der Kultur, die edelste Anwendung ihrer natürlichen und erworbenen Fähigkeiten fodern. Der Filosof und der Künstler müssen ihrem Jahrhunderte vorangehen; denn die Wirkungen ihrer Thätigkeit begränzt kein bestimmter Zeitraum. Wahrheit und Schönheit bleiben ewig im Wechsel der Dinge.

In

In jenen glücklichen Zeiten, wo die schönen Künste innigst an die Kultur des Menschen geknüpft waren, wo ihre liebliche Harmonie in allen Verhältnissen seines religiösen und politischen, seines geselligen und häuslichen Lebens wiedertönte; wo der Mensch in Spielen der Fantasie zuerst die erhabene Würde seines eigenen Wesens ahnden und lieben lernte, und selbst die ernste Göttin der Weisheit sich in die Spiele der Musen und Grazien mischte, — bedurfte es keiner tiefsinnigen Untersuchungen, um das Wesen des Schönen zu ergründen; die Kunst durfte nicht erst durch strenge Vernunftschlüsse ihren Adel und ihre höhere Abkunft rechtfertigen. Jeder fühlte ihren Einfluß auf sein Herz, und glaubte um so williger den schönen platonischen Träumen, welche die Schönheit in den Olymp versetzten, weil der Künstler ihm die Wahrheit derselben durch seine erhabene Schöpfung verbürgte. Die Griechen hatten keine theoretischen Systeme der Aesthetik, keine Kunstakademie; der Geist des Zeitalters war ihr System, ihre Akademie die Natur. Die Allgemeinheit ihrer Maximen, die Bestimmtheit ihrer praktischen Kunstregeln, die Sorgfalt, womit der Staat selbst über die Reinheit und den Adel ihres Idealstyls wachte, die öffentliche Achtung, das zarte Gefühl und der die ganze Nazion belebende Gemeinsinn für Schönheit, konnten gar wohl so künstliche Gerüste entbehrlich machen. Was jetzt nur in wenigen Günstlingen der Natur auf dürrem Boden zu einer seltnen Blüte gedeiht, sproßte damahls über-

all in reicher üppiger Fülle. Der rege, alles durch eine kraftvolle Fantasie belebende Jugendgeist dieses Volks, die feurige Ruhmliebe seiner Jünglinge, die mit dem begeisternden Beyfall des Augenblicks, mit der ehrenden Siegeskrone aus der Hand des Vaterlandes zugleich die Weihe der Unsterblichkeit empfing, erweckten den Genius der Menschheit in seinen edelsten Subiekten, und an dem goldenen Strahle der Freyheit und Vaterlandsliebe traten jene erhabenen Schöpfungen der Fantasie ins Daseyn, denen die neuere Kunst Italiens, wenn nicht ihren Ursprung, doch ihre Erhebung zur Idealwelt, zur Darstellung verklärter Menschheit, schuldig ist.

Was unter jenen Umständen überflüssig gewesen wäre, was vielleicht die jugendlichfrohe Unbefangenheit des griechischen Geistes gestört, den reinen Sinn seiner Empfindung getrübt hätte, scheint jetzt ein Bedürfniß geworden zu seyn, das die Vernunft selbst durch ihr Streben ankündigt. Zu thätig, um länger mit vergebener Sehnsucht den schönen Morgen ihrer Jugend zurückzuwünschen; zu entschlossen, jedes Dunkel, das ihren Gesichtskreis im Gebiethe des Erkennbaren einschränkt, zu zerstreuen, und ihrer siegenden Stärke sich bewußt, wagt sie es jetzt mit muthiger Hand den magischen Schleier der Fantasie aufzuheben, der die Göttlichkeit ihrer eigenen Natur in fremde Bildungen zauberte, und die Probleme des Gefühls durch Filosofie aufzulösen.

So

So anziehend auch die Untersuchung des Schönen für den denkenden Geist nothwendig seyn muß, so große Schwierigkeiten stellen sich ihm entgegen, sobald er es versucht, das verschlungene Gewebe der Empfindungen zu entwickeln, den Geist von der Materie abzuziehen, und das zarte Spiel der im Genusse des Schönen vereinigten Kräfte, deren Harmonie er so innig fühlt, in seine Elemente zu zerlegen. Und wenn ihm dies künstliche Geschäfft endlich auch gelungen wäre, so wird es ihm doch unmöglich bleiben, aus diesen, durch den zergliedernden Verstand getrennten Grundbestandtheilen jene schönen und seelenvollen Erscheinungen wieder zu reproduciren, deren Bildung das Vorrecht der Natur ist, wenn sie in höchster Freyheit und Gesetzmäßigkeit zugleich, in der innigsten Harmonie ihrer Kräfte wirkt, und die sie entweder unbildlich durch den organischen Bildungstrieb, oder durch das Genie zum Ideale veredelt, in der Kunst darstellt.

Aber weder das öftere Mißlingen seiner Versuche, noch die Schwierigkeit und der ungewisse Erfolg seiner Unternehmung konnten ihn abschrecken, ein Geschäfft fortzuführen, das die Vernunft ihm einmahl als nothwendiges Bedürfniß angekündigt hat. Denn, weiß er gleich nicht zum Voraus, ob und was die Kunst unmittelbar dadurch gewinnen werde, so weiß er doch, daß jede Erkenntniß, jede Wahrheit ein reiner Gewinn für die Menschheit ist, und er darf erwarten, daß, wenn die Filosofie in

Befriedigung der nothwendigsten und dringendsten Bedürfnisse der Vernunft ihre Pflicht erfüllt hat, die dadurch begründete Kultur auch die Befriedigung seiner übrigen Bedürfnisse herbeyführen werde. Ja diese Hoffnung muß zur Ueberzeugung werden, wenn er durch jene Zergliederung die Quellen entdeckt hat, die dem Schönen im Gemüthe zum Grunde liegen; wenn er weiß, was sein Gefühl nur dunkel ahndete, daß diese Quellen sich nur dann in ihrer ganzen Reinheit und Fülle eröffnen, wenn der Mensch in dem glücklichen Einverständnisse mit sich selbst steht, welches die Vollendung seines Daseyns in der Erscheinung ist; welches sowohl seine Vernunft als seine Sinne befriedigt, und allen Aeußerungen seiner freien Thätigkeit das Siegel der Schönheit aufdrückt.

Alles Wissen hat nur in so ferne einen Werth, als es Mittel zu einem höheren Zwecke ist; alles theoretische Forschen, alles Denken und Selbsterkennen strebt zu einem praktischen Zwecke hin, in dessen Erfüllung der Mensch allererst das Ziel seiner Thätigkeit findet. Was ich als organisches Wesen, als Thier, als eine im Raume nach mechanischen Gesetzen wirkende Maschiene, mit einem Worte, als Sinnenwesen bin, das kann mir, so weit der Sinn den forschenden Verstand unterstützt, der Anatom, der Fysiolog, der Naturforscher sagen; hingegen was ich als Mensch, als ein selbstthätiges, vernünftiges, freyes, als ein denkendes, wollendes und darstellendes Wesen bin, was ich als solches

zu

zu thun und zu lassen habe, kann nur die Filosofie gründlich und allgemein befriedigend beantworten. Jenes kann mich die Erfahrung lehren, dieses kann ich nur aus dem lernen, was in mir aller Erfahrung zum Grunde liegt, aus den ewigen Gesetzen meines Geistes.

Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem Wesen des Schönen. Ob ein Gegenstand schön ist, das kann mir mein durch Erfahrung geübter praktischer Geschmack sagen; mein Gefühl überzeugt mich unwidersprechlich, daß Schönheit wirklich existiert: aber der Grund dieser Eigenschaft an den Erscheinungen, das Wesen der Schönheit selbst, der Grund ihrer Möglichkeit, sind der Erfahrung schlechterdings unzugänglich; denn sie liegen jenseits ihres Gebiets, im Reiche der Freiheit. Das Schöne, obgleich es nur sein Daseyn durch Erscheinung ankündigt, hat doch seine Quelle höher hinauf in dem übersinnlichen Theile unsers Wesens; und bis diese nicht entdeckt ist, können wir über sein Wesen nur ahnden und muthmaßen. Aber der Geist begnügt sich nicht mit bloßen Muthmaßungen; ihn kann nur Gewißheit befriedigen, und er giebt seine Foderungen nicht eher auf, als bis die Vernunft selbst an den äußersten Gränzen der Erkenntniß ihm die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung durch nothwendige Gründe bewiesen hat.

So tief verborgen diese Gründe auch liegen, so schwer es seyn mußte, sie aufzufinden: so große

Evi-

Evidenz erhalten sie, wenn sie einmal gefunden, und in ihrer Reinheit aufgestellt sind, dadurch, daß sie so ganz mit den Aussprüchen des Gefühls zusammentreffen; und nie hat der Verstand mehr Gelegenheit gehabt, sich von der Zuverlässigkeit des unbefangenen Naturgefühls zu überzeugen, und in die Untrüglichkeit des Selbstbewußtseyns ein unbedingtes Vertrauen zu setzen, als gegenwärtig, wo es der Filosofie gelungen ist, die Dunkelheiten der Gefühle mehr und mehr aufzuklären, die anscheinenden Widersprüche zwischen Sinnlichkeit und Vernunft hinwegzuräumen, und beyde der harmonischen Vereinigung zu ihrem gemeinschaftlichen großen Endzwecke, der Humanität, entgegen zu führen. In der edleren Gestalt, worin die Königin der Wissenschaften jetzt einhergeht, wird sie fähig, den Werth des Schönen und die Würde der Kunst, die beide durch die Vernachlässigung ihrer Kultur, durch die schiefe Richtung und Stumpfheit des Geschmacks in dem neuern Zeitalter, und durch den Mangel eines allgemeinen und lebendigen Interesse an Werken der Kunst, nothwendig von ihrer ursprünglichen Höheit herabsinken mußten, — von ihrer Niederlage zu retten, und das Bedürfniß einer höheren ästhetischen Kultur, sowohl dem bildenden Künstler, als dem Publikum für das er bildet, ans Gefühl zu legen. — Und ein reiner, edler und gründlicher Geschmack, ein allgemeineres Interesse an den schönen Künsten, als dem zweckmäßigsten Erziehungsmittel des Menschen unter der Obhut der Sittlichkeit,

keit, wird die Frucht dieser Bemühungen seyn, die glücklicheren Zeiten allmählich entgegen reift.

Bey der gegenwärtigen Lage der Sachen, und bey der gänzlichen Trennung der Filosofie von den Künsten, die in dem schönen Zeitalter der griechischen Kunst nicht getrennt waren, wird uns vielleicht diese Behauptung anmaßend und schimärisch scheinen; da das Vorurtheil, daß die höchste Wohlthat, die dem bildenden Künstler wiederfahren kann, in ihrer treufleißigen praktischen Kultur bestehe, — wodurch sie freilich im Handwerke eben so viel gewinnen werden, als sie am Geiste und an lebendiger Schönheit einbüßen, — selbst unter den Pflegern der Kunst die größten Verfechter findet; — das aber fallen wird, wenn ein reiner und edlerer Geschmack dereinst wieder in seine Rechte tritt.

Wir können unmöglich über die Art und Weise einer zweckmäßig zu leitenden Kultur der Kunst einstimmig denken, so lange wir noch nicht über die Fragen einig sind, ob für die schönen Künste feste und allgemein gültige Prinzipien Statt finden können; ob für die Beurtheilung schöner Kunstwerke, für die Bildung des Geschmacks und für die Ausübung der Künste selbst, gewisse unveränderliche Regeln möglich seyen; oder ob alles dies bloß von Gewohnheit, Erziehung, Temperament, und von den übrigen Besonderheiten individueller Naturanlagen, also von zufälligen, nicht in des Menschen Gewalt stehenden Umständen abhange.

Bey der Dunkelheit, Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit der Begriffe, die aus Mangel an filosofisch geschöpfter Erkenntniß der ersten Gründe bisher selbst im Gebiethe der Wissenschaften, und noch weit mehr im Felde der Aesthetik gewaltet haben, ist eine solche Verschiedenheit der Meinungen eben so natürlich als verzeihlich, und sie wird dauern, bis jene Gründe gefunden, als wahr und zureichend anerkannt und zur Allgemeingültigkeit erhoben sind. Selbst das Mißtrauen in eine Wissenschaft, die bisher noch nicht ausgeführt hat was sie unternahm, die noch nie gehalten hat was sie versprach, ist so lange gerecht, bis es ihr gelingt uns eines Bessern zu belehren und unsern Zweifel gründlich zu heben; und wir gehen bis dahin sicherer, wenn wir uns unserm eigenen Gefühle, als einer ungründlichen Theorie anvertrauen. Das unbefangene Gefühl urtheilt immer am richtigsten über empfangene Eindrücke, aber auch nur so lange, als wir nicht über unsere Empfindungen vernünfteln. Es kann von seinem Urtheile weiter keine Rechenschaft geben, als daß es die durch den Eindruck im Gemüthe bewirkte Stimmung aussagt. Sein Urtheil ist daher, wenn auch wahr, doch für den Verstand unbefriedigend. Dieser, der überall wo er zu urtheilen hat, nach Gründen fragt, und auf logische oder mathematische Gewißheit dringt, zweifelt so lange, als diese ihm fehlen, wenn gleich das Gefühl längst entschieden hat. Seine Zweifel verwirren das Gemüth, bringen es mit sich selbst und seinen untrüg-

lich-

lichsten Empfindungen in Widerstreit, indem sie auf den Weg ungründlicher Spekulazionen führen, wo der Verstand, ohne sicheren Leiter, zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Licht und Nacht in ungewisser Dämmerung umhertappt, und sich in ein Labyrinth von halbwahren und halbfalschen Erklärungsarten verwickelt findet, die, wenn er auch ihre Unhaltbarkeit einsieht, und wenn sie gleich oft dem Gefühl widersprechen, doch seinem Stolze mehr behagen als ein fortdaurender Zustand des Zweifelns, oder als das demüthigende Bekenntniß seiner Unwissenheit. Dies ist in der Kunstkritik noch bis auf den heutigen Tag der Fall. Wir besitzen noch kein zuverläßiges System derselben, wenn es uns gleich nicht an kritischen Schriften mangelt; aber bey dem Mangel eines allgemeinen Einverständnisses der Kunstrichter, wird hier wieder niedergerissen, was dort aufgebauet war, und nicht genug, daß jeder sich berechtigt glaubt, seinem eigenen Gefühle zu folgen: er glaubt auch, dem andern seine Meinung aufdringen zu dürfen, ohne sie ihm erwiesen zu haben. Es ist darum die Pflicht der Filosofie, dieser Anarchie im Reiche des Geschmacks ein Ende zu machen, und den Schöpfer sowohl, als den Beurtheiler des Schönen mit sich selbst und mit seinen Empfindungen in Einstimmung zu bringen. Dies aber kann sie nur, wenn sie ihren Urtheilen feste Gründe unterlegt.

Die mißlungenen Bemühungen so vieler scharfsinnigen Denker, eine vollständige und befriedigende Erklärung des Schönen und des Erhabenen zu geben, und der Kritik des Geschmacks feste Gründe unterzulegen; die einander widersprechenden Urtheile der Kunstrichter, und noch mehr die oft gerade entgegengesetzten Wege, die selbst die größten Künstler neuer Zeit in einer und derselben Kunst eingeschlagen haben; mit einem Worte, alles was uns die Erfahrung von der bisherigen theoretischen und praktischen Kultur der Künste sagt, scheint der Behauptung, daß sich über Kunst und Geschmack nichts allgemein Befriedigendes, durch feste Gründe und Regeln Bestimmbares sagen lasse, das Wort zu reden. Auf der andern Seite aber verrathen selbst jene vielfältigen, wenn gleich nie ganz gelungenen Versuche, durch Aufstellung fester Gründe die verschiedenen Urtheile und Meinungen über Kunst und Geschmack zur Einstimmung zu bringen, und die in eines Jeden Bewußtseyn sich ankündigende, wenn gleich oft unrichtig angewandte Befugniß, sein Urtheil über die Schönheit und Erhabenheit eines Gegenstandes jedermann zumuthen zu dürfen, — ein wahres im Gemüth gegründetes Bedürfniß fester Gründe und Regeln für die Kritik des Geschmacks und die Ausübung der Kunst.

Gesetzt nun, die so lange gesuchte Erklärung des Schönen, und mit ihr das höchste Prinzip des Geschmacks wäre wirklich gefunden; gesetzt, die

ästhetische Kritik gelangte in allen ihren Begriffen und Regeln zu einer filosofisch genauen Bestimmtheit und systematischen Einheit: so dürfte mancher dessen ungeachtet noch fragen, welcher Vortheil aus dieser Entdeckung für die Künste selbst entspringe? — Es ist allerdings gut und löblich, könnte man einwenden, daß der Verstand auch in diesem Felde der Erkenntniß sich Licht gemacht hat; es ist sehr interessant, sich erklären zu lassen, was schön und erhaben, was rührend und reitzend, was Genie und Geschmack, was schöne Kunst und Wesen und Zweck derselben ist; ja wir wollen auch zugestehen, daß es dem Kunstrichter sehr nützlich seyn müsse, sein Urtheil immer auf sichere Gründe zurückzuführen; daß es ihn in den Stand setzen könne, gründlichere Kritiken und Lehrbücher der Aesthetik, als es bisher gegeben hat, zu schreiben; — daß also der wissenschaftliche Theil der Kunst dadurch gewinnen könne. Aber was wird diese Bereicherung unsers Wissens für die Kultur der Künste, deren Fort- oder Rückgang, wie die Geschichte alter Zeiten lehrt, in den Gang der Weltbegebenheiten, in die Schicksale der Menschheit zu eng und unzertrennlich verflochten ist, — was wird sie dem praktischen Künstler für Nutzen schaffen? Haben die größten Künstler der Vorzeit, um das was sie waren zu werden, einer solchen filosofisch-ästhetischen Kultur bedurft? Sind sie nicht vielmehr dadurch, daß sie sich der Eingebung ihres Genie's und dem praktischen Studium der Natur, jeder auf

seinem eigenen Wege, überließen, so originell, groß und einzig in ihrer Art geworden? Wird nicht eine solche unabänderliche Bestimmtheit der Kunstregeln, und die vorgegebene Verbindlichkeit, ihnen streng zu folgen, das Genie des Künstlers, die Freyheit seiner Einbildungskraft unterdrücken, und alle Originalität und Kühnheit, die wir in den Werken des, seinem eigenen Hange folgenden Genie's so sehr bewundern und lieben, aus den Künsten verbannen, und statt der reitzenden und schönen Mannigfaltigkeit, eine langweilige Einförmigkeit in die Kunst bringen? Und wo soll endlich der Künstler, dem die Ueberwindung der vielen Schwierigkeiten, die mit dem praktischen Treiben seiner Kunst nothwendig verbunden sind, und mit ihrer fortschreitenden Kultur sich, wie es scheint, immer mehr anhäufen, allein schon den schönsten Theil seines Lebens kostet, — wo soll er Zeit und nöthige Vorkenntnisse zu einer solchen Geistesbildung hernehmen?

Diesen und ähnlichen Einwürfen, die, wenn sie eben so einseitig betrachtet werden als sie gemacht sind, einen Schein von Wichtigkeit haben, in der That aber sehr unwichtig sind, können wir hier nur vorläufig mit einigen Gründen begegnen. Unsere folgenden Unterhaltungen werden dazu dienen, sie völlig in ihrer Nichtigkeit bloßzustellen, und zugleich den richtigen Gesichtspunkt zu bestimmen, aus dem in den Künsten das Verhältniß der Theorie zur Pra-

xis,

zis, und der wesentliche Vortheil, den diese aus jener ziehen kann und soll, zu betrachten ist.

Wenn wir zugestehen, daß die schönen Künste überhaupt einen allgemeinen und höchsten, und nächst dem jede derselben ihren besonderen Zweck haben; so bedarf es wohl wenigen Scharfsinnes, um einzusehen, daß der, welcher sich mit den Künsten beschäftigt, jene Zwecke und die zu ihrer Erreichung nothwendig zu befolgenden Regeln kennen müsse, weil es ihm ohne diese Kenntniß unmöglich seyn würde, etwas Zweckmäßiges hervorzubringen. Eine solche Kenntniß aber ist auf zweyerley Weise möglich, entweder vermittelst dunkler Vorstellungen und undeutlicher Begriffe durchs Gefühl, oder vermittelst bestimmt und deutlich gedachter Begriffe durch den Verstand.

Der Künstler lernt sie durch sein Gefühl kennen, wenn er, von dem Drange seiner natürlichen Anlage aufgefodert, und, wenn ich so sagen darf, durch einen genialischen Instinkt getrieben, die Gegenstände um sich her nachzubilden strebt. Durch Versuche, Erfahrungen, Reflexionen klären sich seine dunkeln Vorstellungen allmählich mehr auf; er ahndet den in seinem Triebe ihm angekündigten Zweck seiner Kunst. Der Sinn des Wahren, des Schönen und Erhabenen, der schon in den rohen Anlagen seines Gemüths eine ungewöhnliche Energie und aus sich hervorwirkende Thätigkeit zeigt, ent-

wickelt sich mehr und mehr; er abstrahiert sich aus der unermüdeten Beobachtung der Natur, aus den Werken Anderer, aus seinem eigenen Gefühle gewisse Regeln, die er in der Ausübung zu befolgen sucht; er geht, so weit seine Einbildungskraft, sein Gefühl, seine Beurtheilung ihn leiten, so weit die Schwierigkeiten des mechanischen Theils seiner Kunst es gestatten. So gewiß jeder sich selbst überlassene Künstler diesen Weg, der gleichsam der Weg der Natur selbst ist, gehen muß; so ist er doch nicht nur der längste und beschwerlichste, weil man auf ihm sich ganz aus sich selbst entwickeln muß, sondern er führt auch leicht zu Verirrungen jeder Art. Aber der Künstler wird auf ihm gewiß seine Originalität und Selbstständigkeit retten, die im Zwange einer methodischen Erziehung nur zu leicht verloren gehen.

Kein Vermögen des Gemüths ist lenksamer, zarter, und, weil es immer durch Empfindungen bestimmt wird, leichter fehl zu leiten, als der Geschmack, wenn er ohne Grundsätze der Vernunft dem eigenen Hange oder der Leitung Anderer folgt. Der Nachahmungstrieb ist stets früher in der Seele rege, als das erst durch ihn sich entwickelnde Vermögen eigener Dichtung und Darstellung. Durch ihn hat der Geschmack gewöhnlich schon eine entschiedene Richtung bekommen, ehe das Genie fähig ist, sich zu freyen, selbstthätigen Wirkungen zu äußern; und von dieser frühen Richtung hängt oft die glückliche oder unglückliche Ausübung der Kunst

für

für das ganze Leben, hängt oft die glückliche oder unglückliche Kultur der Kunst bey einer ganzen Nazion ab. Darum ist selbst das entschiedene Talent eben sowohl als der bloße Nachahmungstrieb der Irrung unterworfen; und wenn auch die Fantasie des Künstlers, durch die individuelle Stimmung seines Gefühls begeistert, seinen Produkten einen originellen ästhetischen Karakter aufdrückt, so werden sie doch, ohne einen gebildeten Geschmack, immer nur roh und unvollkommen seyn. Denn der Geschmack allein macht ein Werk des Genies allererst zu einem schönen, des allgemeinen Beifalls und der Nachahmung würdigen Kunstwerke.

Wenn aber der Künstler den Zweck seiner Kunst, und die Mittel ihn aufs beste zu erreichen, nicht bloß in einem dunkeln Gefühle und durch praktische Erfahrung, sondern zugleich auch in einer deutlichen Verstandeseinsicht erkennt; wenn ihm die Regeln, die er selbst durch mühsames Nachforschen aus sich selbst und aus den Werken der Kunst entwickeln müßte, in einem vollständigen Zusammenhange mitgetheilt werden; wenn er dadurch frühe fähig wird, sich von allem, was er unternimmt und ausführt, möglichst genaue Rechenschaft zu geben; wenn er das, was er in Momenten lebendiger Anschauung der Fantasie, mit Geist und Wärme des Gefühls erfunden hat, nun auch mit kälterer Prüfung durchzudenken, den Foderungen seines Kunstzwecks gemäß mit kritischem Blicke zu prüfen,

dem Fehlenden nachzuhelfen, das Ueberflüssige fortzuschaffen, das Mangelnde zu ersetzen, und so in seiner Seele schon seinen Darstellungen die geistige Vollendung zu geben weiß, die den wesentlichen Werth und die innere Vortrefflichkeit ästhetischer Kunstwerke begründet: so leidet es wohl keinen Zweifel, daß eine solche gründliche Einsicht in das Wesen und den Zweck seiner Kunst dem Künstler wichtige Vortheile gewähren müsse. Durch sie wird er fähig, auf einen höhern Standpunkt zu treten, von wo aus er, frey von Vorurtheilen, von Eigenliebe und Dünkel, seine eigenen Produkte, wie die Arbeit eines Fremden, beurtheilen, und auf diese Weise sich in den Gesichtspunkt der Kritik selbst stellen kann.

Die Thatsache, daß große Künstler, ohne einen hohen Grad wissenschaftlicher Geistescultur, dennoch einen hohen Grad der Vortrefflichkeit in ihrer Kunst erreicht, und einen edlen und reinen Geschmack in ihren Werken gezeigt haben, kann die Gültigkeit jener Behauptung nicht entkräften. Unter einer Menge talentvoller Künstler finden wir in der neuern Kunstgeschichte jedoch nur den einzigen Rafael, der durch eine von der Natur selbst angelegte bewundernswürdige Harmonie seiner ästhetischen und intellektuellen Gemüthskräfte, durch die innige Verbindung eines zarten, für Wahrheit und Schönheit gleich empfänglichen Gefühls mit der gesundesten Urtheilskraft und einem stets nach höhe-

rer

rer Vollkommenheit strebenden Geiste, sich über alle seine Vorgänger und Nachfolger zu einer musterhaften Vortrefflichkeit in den wesentlichen Theilen der Kunst emporgeschwungen hat. Er dient uns zum Beweise, daß die Natur nicht bloß Einbildungskraft und ein energisches Gefühl, sondern auch eine richtig leitende Urtheilskraft, einen untrüglichen Wahrheits- und Schönheitssinn zu ertheilen vermag, der das Genie ohne andere als aus sich selbst geschöpfte Regeln im Gleise, und den Geist des Künstlers immer mit sich selbst in Harmonie erhält. Denn für die Theile der Kunst, worin dieser Künstler seine höchste Vortrefflichkeit besaß, für Komposizion und Ausdruck, konnte er nirgends als aus sich selbst und aus der ihn umgebenden Natur die Regeln seines Verfahrens schöpfen — So wie wiederum Michael Angelo sowohl einerseits gezeigt hat, daß die Kunst nicht immer nothwendig an einen stufenweisen Fortgang in ihrer Ausbildung auf dem einmal eingeschlagenen Wege gebunden ist, sondern daß sie, durch die Kraft eines in allen Theilen seiner Kunst originellen und schöpferischen Geistes, mit einem Mahle zur Idealität und zu einem hohen Grade der Vollkommenheit erhoben und auf eine neue Bahn geleitet werden könne; — als auch andererseits, daß selbst das größte und originellste Talent, bey aller Fülle selbstthätiger Produkzionskraft, sich den Regeln des Geschmacks nicht, ohne Nachtheil für seine Kunst und ohne seiner Vortrefflichkeit Abbruch zu thun, entziehen könne.

Schwerlich hätten diese großen Künstler es vermocht, auch nur Einen Grundbegriff ihrer Kunst mit filosofischer Bestimmtheit zu erklären. Aber dieses war auch bei ihnen, so wie bei jedem ächten Kunstgenie, unnöthig, und sie wären darum keine größern Künstler gewesen, wenn sie es gekonnt hätten. Sie schöpften die Regeln ihrer Kunst aus ihrem Gefühle, nicht durch Verstandesabstrakzionen; oder vielmehr die Natur selbst lenkte durch das Gefühl ihre Fantasie und ihr Urtheil. Sie schufen wie die Natur, wie das Genie eines Homer und Shakespear, ohne sich selbst Rechenschaft geben zu können, wie die herrlichen Schöpfungen ihrer Fantasie entstanden. Der Künstler, wenn er nicht etwa zugleich Professor einer Kunstakademie ist, soll uns auch nicht durch Räsonnement, sondern durch Kunstwerke über seine Kunst belehren. In seinen Werken legt er die Regeln des Geschmacks und der Darstellung nieder, und überläßt es dem Kunstrichter, sie aus ihnen zu entwickeln und theoretisch aufzustellen. Dagegen hat aber dieser auch die Befugniß, von jenem die Befolgung der durch ihren Zweck als wesentlich und nothwendig anerkannten Kunstregeln zu fodern.

Kann gleich der Künstler die Stimmung seines Genies und Gefühls nicht umändern, noch weniger sich selbst geben, weil er sie in der Temperatur seiner Gemüthsanlagen nothwendig bestimmt von der Natur empfangen hat; so ist er doch im Stande, dieser

dieser Stimmung, welcher Art sie auch seyn mag, eine für seine Kunst zweckmäßige Richtung zu geben: denn mit der Anlage ist ihm zugleich das Vermögen verliehen, sie zweckmäßig auszubilden. Hat ein Künstler ausschließend Talent für die Darstellung großer und erhabener, oder schöner und lieblicher Gegenstände; hat er vorzüglich Anlage für idealische Dichtungen, oder für treue Nachbildung wirklicher Objekte der Natur: so wird er in jedem Falle fähig seyn, diese Anlagen zweckmäßig auszubilden. Denn alle die verschiedenen Wege, worauf die Natur selbst durch die Verschiedenheit der ertheilten Fähigkeiten, durch die Empfänglichkeit für diese oder jene Art der Objekte hindeutet, führen unter der Leitung eines gebildeten Geschmacks zur Vortrefflichkeit, und zu dem allgemeinen Zwecke der Kunst, welcher kein anderer ist, als schöne Darstellung interessanter Gegenstände.

Das Talent zur Kunst, so bewundernswürdig es auch in seinen Wirkungen seyn mag, ist, an und für sich betrachtet, doch nur eine blinde Naturkraft, ein instinktartiges Vermögen, das nur in Vereinigung mit den höhern, selbstthätigen und leitenden Kräften des Gemüths etwas der Vernunft Angemessenes, einer dauernden Bewunderung und Nachfolge Würdiges hervorbringen kann. Die Ausbildung dieses Talents, die Richtung die der Künstler ihm durch den Geschmack und durch seinen Willen giebt, der Fleiß, wodurch er seine Kräfte übt und

stärkt, — sind darum allein sein wahres und eigenstes Verdienst, das nur durch eine zweckmäßige ästhetische Kultur erworben werden kann. Sie ist der Boden, auf dem Natur und Freiheit in harmonischer Vereinigung unsterbliche, für jedes Zeitalter des Genusses würdige Früchte treiben.

Die Befolgung gewisser Maximen und Regeln, welche die Kritik mit strengem Ernste von dem Künstler zu fodern berechtigt ist, kann dem Genie nur so lange eine lästige Fessel dünken, als es einer solchen Disciplin noch bedarf, als sein wildes widerstrebendes Feuer noch nicht gebändigt, sein Beurtheilungsvermögen noch nicht gereift, seine Einbildungskraft noch nicht an eine gesetzmäßige Freyheit gewöhnt ist. Wenn die Erziehung und Bildung des Künstlers übrigens nur zweckmäßig geleitet, wenn, während Auge und Hand sich für den mechanischen Theil der Kunst bilden, zugleich auch seine Fantasie durch schöne und erhabene Ideen aus Natur, Fabel und Geschichte genährt, sein Gefühl an interessanten, edeln und rührenden Gegenständen erwärmt und veredelt, und seine sittliche Freyheit zugleich mit der ästhetischen befördert wird: so ist nicht zu fürchten, daß der Zwang der Regel die Lebhaftigkeit seines Geistes schwächen, die Energie seines Gefühles tödten werde; im Gegentheile wird er das, was ihm auf der einen Seite an wildem Feuer und roher Kraft genommen wird, auf der andern an intensiver Stärke, an Festigkeit und Bestimmtheit des

Karak-

Karakters, an Fülle und Gewandtheit der Fantasie doppelt gewinnen. Wahres Kunsttalent, das von bloßer Neigung und Lust, die, wenn sie ohne Erfindungkraft statt findet, nicht weiter als zur bloßen Nachahmung führen kann, wohl zu unterscheiden ist, — läßt sich wohl durch eine verkehrte Anleitung, durch einen herrschenden übeln Geschmack auf Irrwege leiten, oder in seiner Entwickelung aufhalten; aber es läßt sich, wenn es einmahl erwacht ist, nicht unterdrücken, und dies wird um so weniger zu fürchten seyn, wenn die Regeln, zu deren Befolgung es angehalten wird, aus seiner eigenen Natur und aus dem Zwecke selbst, zu dem es da ist, geschöpft sind.

Eben so wie die Regeln des Geschmacks dienen sollen, das zu feurige Genie bey Zeiten in gesetzmäßige Schranken zu halten; so werden sie andrerseits das schwächere, nicht so überschwenglich von der Natur ausgesteuerte Talent unterstützen und stärken. Wie dort dem Genie, so werden sie hier dem Fleisse die wahre Richtung geben. Selbst den bloßen Nachahmer werden sie in den Stand setzen, wenn auch nicht mit Genie und Geist, die keine Regel der Wissenschaft lehren, kein Fleiß ganz ersetzen kann, doch mit Verstandeseinsicht und mit Geschmack nachzuahmen; sie werden ihn bestimmen, keine andere als vortreffliche Vorbilder zu wählen, damit die Kunst, die keine wesentlichen Vortheile von ihm zu hoffen hat, durch ihn wenigstens keinen

Nach-

Nachtheil leide. Ein höherer Begriff von dem wahren Zweck und Werthe der schönen Künste wird ihn abhalten, die Kultur des mechanischen und materiellen Theils, worin gewöhnlich der nachahmende Künstler und das mittelmäßige Talent zu glänzen strebt, auf Kosten der Wahrheit und des genialischen Theils seiner Kunst zu übertreiben. Er wird durch die Erwägung der großen, nur durch Vereinigung des Genies mit ausdauerndem Fleisse zu überwindenden Schwierigkeiten, die eine glückliche Ausübung der Kunst in ihren höhern Zweigen unumgänglich mit sich führt, zu einer Vergleichung derselben mit seinen eingeschränkten Kräften bewogen und vielleicht dahin vermocht werden, aus richtigem Selbstgefühl den Ansprüchen zu entsagen, auf die ihm die Natur kein Recht ertheilt hat, sich in eine seinen Kräften angemeßnere Sfäre zu begeben, — und so dem unglücklichsten Loose entrinnen, das einem Künstler fallen kann, dem Loose ein verunglückter Nachahmer zu seyn.

Der ungegründetste unter allen Einwürfen, welche einseitig und schief urtheilende Kunstliteratoren gegen die billige und vernunftmäßige Foderung einer höhern Geisteskultur des bildenden Künstlers gemacht haben, ist wohl der, daß es diesem an Zeit und an den nothwendigen Vorkenntnissen zu einer solchen Ausbildung mangele, und daß er dadurch nur seine Kräfte, die ganz allein auf die praktische Ausübung seiner Kunst gerichtet seyn sollen, zerstreue

streue und von seinem Hauptzwecke abwende. Fürwahr, nichts kann wohl mehr einen gänzlichen Mangel an richtiger Einsicht in das Wesen der Kunst beweisen, als diese Behauptung. Wer wird es wagen, eine ähnliche Ungereimtheit von dem Dichter zu behaupten? Und ist der bildende Künstler weniger Künstler in der edelsten Bedeutung des Wortes als der Dichter? Zugestanden auch, daß sein Wirkungskreis eingeschränkter ist, daß seine Kunst mehr mechanische Geschicklichkeit der Darstellung erfodert, als die des Dichters: hat er es darum weniger mit unsern edleren Geisteskräften zu thun? Wirkt er durch seine Werke nicht eben sowohl auf Gefühl, Fantasie und Erkenntnißvermögen zugleich, als der Dichter durch die seinigen? Bedarf der bildende Künstler weniger Kenntniß der Geschichte und der Dichtungen älterer und neuerer Zeit; weniger vertraute Bekanntschaft mit der menschlichen Natur; weniger tiefes Studium der Karaktere und Gemüthsbewegungen; weniger Einsicht in Volkssitte, Geist und Karakter jetziger und früherer Nazionen; mit Einem Worte, weniger Nahrung für Einbildungskraft, Verstand und Herz, als der Dichter? Und wenn die Kunst des Letztern eine solche Ausbildung fodert und erlaubt, warum soll sie mit der des bildenden Künstlers unverträglich seyn? Wie kann er auf den Geist gebildeter Menschen wirken, wenn er selbst nicht gleiches Schrittes mit dem Geiste und der Aufklärung seines Zeitalters fortgeht? Es ist wahr, die Geschichts- oder dramatische Mahlerey erfodert ei-

nen solchen Umfang von Kenntnissen, eine so tiefe Einsicht in das Wissenschaftliche und Mechanische der Kunst, und eine Geübtheit der Hand, die dem Geiste in der Darstellung nichts schuldig bleiben darf; so daß es selbst für das entschiedene Genie einer Lebenshälfte bedarf, um sich alle diese Eigenschaften in einiger Vollkommenheit zu erwerben. Aber die neuere Mahlerey scheint auch gerade darauf abzuzwecken, den mechanischen Theil der Kunst so schwer als möglich zu machen. Man will dem Auge genügen, während oft der Geist darbt; und doch dürfte es der Kunst noch eher unmöglich seyn, jenes zu befriedigen als diesen. Der Sinn ist ungenügsam, wenn man ihn zu luxuriösen Genüssen übt; er wird geneigt, alles zu verachten was ihn nicht ergötzt, und opfert endlich Wahrheit und Schönheit dem unwahren Reitze auf, während der Geist weit billiger und genügsamer in seinen Foderungen ist, wenn er nur Spuren seines eigenen Wesens in dem Kunstwerke wiederfindet. Es würde der Kunst zu weit größerem Vortheile gereichen, wenn man darauf bedacht wäre, ihren mechanischen Theil möglichst zu vereinfachen und zu erleichtern, denn Er allein setzt der Kunst die Schranken; dagegen aber den genialischen Theil zu erschweren, und in seinen Foderungen an diesen um so strenger zu seyn. Denn obgleich die wahre Vollendung eines schönen Kunstwerks in der vollkommensten Vereinigung Beyder besteht: so wird doch die Kunst stets zu höherer Vollkommenheit steigen, wenn der geistige

Theil

Theil den mechanischen überwiegt; so wie sie unausbleiblich sinken muß, wenn das Streben nach Vollkommenheit bloß auf diesen gerichtet ist. Es giebt Zwerge der Kunst, die weder Ideal noch Fülle der Fantasie fodern; die ihren Werth von der mechanischen Geschicklichkeit und treuen Nachahmung erhalten; in denen wir nicht das schaffende Genie, den dichtenden Geist des Künstlers, sondern den freyen, leichten und entschlossenen Vortrag seiner Hand bewundern. In diesen darf und soll, ihrer Natur nach, der mechanische Theil herrschen. Dafür überhebt er aber auch den Künstler allenfalls der höheren Geisteskultur, und schränkt sein Talent bloß auf die Nachbildung des Wirklichen ein. Die edlern Zweige der Kunst hingegen, die sich mit Menschendarstellung in idealischer Vollkommenheit und Schönheit beschäftigen, nähern sich der Sfäre des Dichters, und theilen gewisser Maßen sein Gebiet mit ihm; daher sie auch dieselben Foderungen einer höhern ästhetischen Kultur des bildenden Künstlers machen. Ja ich sehe zwischen beyden keinen andern Unterschied, als der in dem eigenthümlichen Wesen einer jeden dieser beyden, dem Geiste nach nahe verwandten Künste selbst liegt, der aber durch ihren gemeinschaftlichen Zweck wieder aufgehoben wird. Denn der Mensch, den uns der bildende Künstler darstellt, soll nicht weniger vollkommen seyn, als der, den der Dichter schildert; dieser stellt mir seinen sittlichedeln und schönen Karakter in seinen Worten und Thaten, jener stellt ihn mir durch Gestalt und

Gebehrdung dar; ihre Einwirkung aufs Gemüth aber soll dieselbe seyn. Jeder wahre Künstler ist Dichter in seinem Fache, wenn Dichten überhaupt, durch die freye Selbstthätigkeit der Einbildungskraft etwas der Wahrheit Aehnliches, ästhetisch Wohlgefälliges erfinden und darstellen heißt; und er wird ein um so größerer Künstler seyn, je mehr er ächter Dichter in seiner Kunst ist, gleichviel ob das Vehikel seiner Darstellung Worte oder Linien, Farben oder Töne sind.

Die ästhetische Kultur des Künstlers, in so fern sie dahin abzweckt, ihn mit den Resultaten gründlich geführter Untersuchungen über das Wesen und den Zweck der Kunst, und mit den Foderungen des Geschmacks vertraut zu machen, erfodert weder viel Zeitaufwand, noch große Vorkenntnisse. Wie schwer und mühsam auch ihre Entwickelung und Aufstellung dem Denker seyn mag, so sind sie doch an sich selbst so einfach und leichtbegreiflich für den gesunden Verstand, so übereinstimmend mit dem unbefangenen Gefühl eines Jeden, welcher Empfindung und Einbildungskraft besitzt, daß sie, in einer klaren, leichtfaßlichen Einkleidung mitgetheilt, ohne Mühe verstanden und zur Ueberzeugung gebracht werden können. Der bildende Künstler darf eben so wenig ein Filosof, ein Gelehrter seyn, um über seine Kunst richtig zu urtheilen, als er ein gründlicher Anatom und Mathematiker seyn soll, um diejenige Kenntniß der Anatomie, Perspektiv und Optik zu besitzen, die

die er zur Ausübung seiner Kunst nothwendig bedarf. Aber darum wird ihm doch die wissenschaftliche und ästhetische Geistesausbildung nicht mangeln dürfen, die für die schönen Künste überhaupt gefodert wird; und in dieser steht die richtige Erkenntniß seines Kunstwerks und der, aus ihr abgeleiteten wesentlichen Regeln, oben an. Es kommt daher auf eine zweckmäßige Methode an, die ästhetischen Regeln der Kunst mit der wissenschaftlichen und praktischen Erziehung des Künstlers aufs innigste so zu verweben, daß sie früh seiner Einbildungskraft und seinem Gefühle geläufig werden; daß sie sich seiner ganzen Empfindungs- und Darstellungsart angleichen; daß seine Seele selbst die lebendige Quelle von Wahrheit und schönem Leben sey, deren reinen Abdruck wir in seinen Werken, wie in einem Bilde seines eigenen Wesens, wiederfinden.

Alles theoretische Wissen aber ist todt und unfruchtbar, wenn es nicht in lebendiger Empfindung praktisch wird, und dazu muß es in Gesinnung, und durch diese in That und Darstellung übergehen. Darum wird, ohne die Einführung einer zweckmäßigeren Erziehungsweise, als bisher in der Künstlerwelt geherrscht hat, von ihrer Seite jede andere Bemühung, die Künstler empor zu heben und ihnen ein blühendes Leben für die Dauer zu sichern, fruchtlos bleiben. Aber wer soll diese Erziehung einleiten, wer soll ihren Plan zeichnen, wer über dessen Ausführung wachen? Jetzt wo kein öffentliches In-

teresse mehr, sondern nur Privatliebhaberey, und diese oft nur aus Nebenabsichten und ohne Geschmack, die Künste unterstützt. Unter den derzeitigen Umständen könnten unsere Kunstakademien allein sich dieses große Verdienst erwerben und dadurch einen Theil der Schuld tilgen, die sie nur zu lange durch die Unzweckmäßigkeit ihrer Einrichtungen, durch die schädliche Erleichterung des Kunststudiums für die, denen das Talent zur Kunst versagt ist, und durch die Erziehung so vieler mittelmäßigen und schlechten Künstler, die dem Staate eine Menge nützlicher Handwerker entzogen und statt dessen einen verderblichen Handwerksgeist in die Kunst eingeführt hat, auf sich geladen haben.

Diese allgemeinen Betrachtungen mögen für jetzt hinreichen zu zeigen, daß eine genauere Bestimmung der ersten und wesentlichen Grundbegriffe der Kunst und des Geschmacks nicht bloß für die theoretische Einsicht und Geschmacksbildung des Kenners und Liebhabers, nicht bloß für die Befriedigung der Wißbegierde des spekulativen Denkers und des Kunstrichters, sondern auch dem Künstler selbst von wesentlichem Gewinne seyn müsse. Der Kunstrichter wird gründlichere Kritiken liefern; der Kenner sicherer und bescheidener urtheilen; der Liebhaber nicht bloß genießen und enthusiastisch preisen, sondern mit Empfindung, Geschmack und Einsicht betrachten lernen, und der Künstler wird musterhafte, einer solchen Betrachtung würdige Werke hervorbrin-

bringen, wenn die Maximen, wonach jeder bey seiner Beschäfftigung zu Werke geht, aus dem richtig erkannten Wesen der Kunst und des Geschmacks abgeleitet sind.

Die möglichst treue, ausführliche und vollständige Darstellung dessen, was bisher auf dem Wege filosofischer Untersuchung, vornehmlich aber durch die Bemühungen Kants, zur tieferen Einsicht in das Wesen des Schönen und der Kunst geleistet ist, mit steter Hinsicht und Anwendung derselben auf die bildende Kunst, wird der Gegenstand unserer künftigen Unterhaltungen seyn. Wir werden es freylich, bey der Erklärung der ästhetischen und intellektuellen Vermögen des Gemüths, in deren harmonischer Wechselwirkung der subjektive Grund der Möglichkeit des Schönen und Erhabenen liegt, besonders aber im Anfange unserer Unterhaltung, nicht ganz vermeiden können, das Gebiet der Abstrakzion zu berühren; aber auch nur so weit, als es zur Kenntniß jener Vermögen und zur genaueren Bestimmtheit der Wörter und Begriffe, die in dem Kreise der Aesthetik liegen, unumgänglich nöthig ist. Dies wird jedoch immer auf solche Art geschehen können, daß die Wahrheit der daraus hervorgehenden Resultate, bey aufmerksamer Beachtung, der Einsicht des gesunden Verstandes einleuchten. Zugleich aber darf ich Ihnen im Voraus die Versicherung geben, daß Sie in diesen Resultaten nicht nur nichts, dem unbefangenen Gefühle und Verstan-

de widersprechendes, sondern mehr wahres, gründliches und befriedigendes finden werden, als alle bisherigen Erklärungen zu geben vermocht haben. Und diese Ueberzeugung läßt mich hoffen, daß der Erfolg unserer Bemühungen den dabey vorgesetzten Zweck nicht ganz verfehlen, daß er vielmehr unser gemeinsames Interesse an den schönen Künsten erhöhen, und durch die zweckmäßige Richtung unserer Kräfte immer fruchtbarer machen werde.

Fernow.

II.

Fortsetzung der Betrachtung über den Hang zum Neuen.

(N. T. M. 1796. No. 2. S. 152.)

Ein nothwendiger Hang in der menschlichen Natur läßt sich nur unter Schranken denken, gegen die er ursprünglich gerichtet ist, die aber, inwiefern sie zum Daseyn des Menschen überhaupt gehören, durch ihn nicht sollen aufgehoben und vernichtet werden

den, sondern innerhalb deren er den Karakter seines Daseyns durch Vernunft und Freyheit immer erhöhen, und dadurch sich selbst hier, auf dem Boden seiner Abhängigkeit, zu einem selbstständigen, absoluten Wesen bilden und veredeln soll. Der Wirkungskreis unsers Hanges liegt im Umkreise der Endlichkeit, von der wir eingeschlossen sind, wie schon aus seinem bloßen Begriffe erhellt, und es kann kein Hang oder Trieb in unsrer Natur wohnen, der auf die gänzliche Aufhebung ihrer Abhängigkeit ausginge; weil mit ihr auch zugleich unser Daseyn und unsere Bestimmung aufgehoben würden, welches sich widerspricht. Der menschliche Geist ist gar nicht dazu berufen, die Schranken seines Daseyns und der Endlichkeit um ihn zu durchbrechen, um einstens, zu einem Gotte vollendet, über sich selbst hinauf zu steigen. Seine Aufgabe ist viel größer und erhabener, denn sie ist unendlich: er soll das Ziel seines Strebens nach Vollkommenheit in Ewigkeit fort immer weiter hinausstecken, und bey diesem Verfahren die durch das Objekt um ihn her gezogenen Grenzen, von dem Mittelpunkte seiner Thätigkeit aus, mehr und mehr von sich entfernen. So bahnt und eröffnet sich der Mensch, selbst durch die Schranken seines Daseyns, den Weg zur Unsterblichkeit, und führt ein ewiges Leben in der Zeit, ohne je seinen doppelten Karakter mit einem einzigen zu vertauschen. Dies wäre also die Tendenz des ihm inwohnenden Hanges.

Aber hieraus folgt, daß ein solcher Hang in der menschlichen Natur selbst unendlich sey, und deswegen von dem Subjekte nie befriedigt werden könne; welches mit unserer obigen Behauptung, nach der seine wirkliche Befriedigung doch die Bedingung ist, unter welcher erst das Objekt des Neuen gegeben wird, im offenbaren Widerspruche steht. Diese Schwierigkeit verschwindet, wenn wir auf das Vermögen und auf die Handlungsweise des menschlichen Geistes reflektieren, inwiefern er seinen nothwendigen Hang befriedigen soll. Es giebt für ihn keinen andern Weg sich der Forderung des leztern bewußt zu werden, als sie, indem er sich dieselbe vorstellt, durch eben diese Handlung, die von einem endlichen Vermögen in ihm herstammt, zugleich zu bestimmen und zu begrenzen. Ohne diese Operazion könnten die Stimme und die Befehle seiner Vernunft ihm nie weder vernehmlich noch verständlich werden; er muß sie in die endliche Sprache seines Bewußtseyns übersetzen, und jetzt erst lernt er die Aufgabe seines Hanges, wiewohl immer nur in einem endlichen Grade, kennen, weswegen er sie aber auch immer erfüllen kann. Nur in Rücksicht auf seinen idealen unendlichen Hang, der ihm, seinem Bewußtseyn, gänzlich verborgen ist, thut er dadurch nicht genug; und dieses ist der wahre Grund, warum der wirkliche in ihm sich nothwendig durch jede Befriedigung erhöht. Hier wird dasjenige, was im ersten Stücke dieser Abhandlung von dem Wesen

des

des Neuen überhaupt gesagt worden ist, erst fest gegründet, und zur vollen Evidenz erhoben.

Das Gesetz der Erhöhung des Hanges ist selbst nichts anders als das Gesetz der Vervollkommnerung des Menschen, inwiefern ihm dadurch der nächste Fortschritt zu seiner moralischen Kultur durch die Vernunft selbst vorgezeichnet, und zur absoluten Aufgabe seiner Freyheit gemacht wird. Nun muß aber eine ursprünglich unendliche Tendenz, die zugleich nur in einem bestimmten, endlichen Grade befriedigt werden kann, ihrer Natur nach ins unendliche immer mehr verlangen, und mit der Erweiterung ihrer Schranken ihre Forderungen selbst erhöhen. Dies ist eine äusserst einfache Wahrheit, und dient zugleich zu einem Beweise, daß man von dem Unendlichen im Menschen ausgehen müsse, um seine Endlichkeit und seine Schranken vernunftmäßig erklären zu können. Denn die bloße Endlichkeit läßt sich aus sich selbst nicht erklären.

Der Mensch kann und soll sich also, nach der Beschaffenheit seiner Natur, nur als endliches Wesen bilden und veredlen; der Maßstab seiner Kultur und Vollkommenheit ist ewig bestimmt und endlich, aber er kann ihn mit seiner eignen Würde ins Unendliche erhöhen. In Beziehung auf das grenzenlose, der Vorstellung unerreichbare Ideal der Vollkommenheit hingegen, kann er nie vollkommner werden; vor ihm verschwindet die Zeit und jede

menschliche Vollkommenheit in ihr wie ein Tropfen in dem unermeßlichen Meere. Und so erscheint sich der Mensch selbst zu klein für seine erhabne Bestimmung. Nur auf dem Gesichtspunkte der Endlichkeit thut sich dem vernünftigen Wesen ein Weg zur Vollkommenheit auf, der ihn freylich nie zum Ende, aber auch eben darum nie zum Tode und zur Vernichtung führet. Das wahre Leben des Menschen besteht in einer ununterbrochenen Wechselwirkung des Endlichen und Unendlichen, seiner Schranken und seines Strebens; es giebt keinen Punkt auf der Laufbahn seiner Kultur, worauf ihn die unüberwindliche Macht des Fatums festhalte und ihm den weiteren Fortschritt versperre. Unaufhaltsam schreitet er durch seine Freyheit zwischen den Schranken der Zeit zu dem Unendlichen fort, und nie zum Absoluten gelangend, gestattet und nimmt doch sein Streben keine Grenzen an, wodurch es aufhören müßte.

Aus dem bisherigen ergiebt sich, daß der reine unendliche Hang unsrer Natur das Gesetz für alle Bestimmungen unseres Daseyns, die Gründe für alle unsere Bedürfnisse, Wünsche und Handlungen ins unendliche enthalte, und daß wir mithin überall in allem unsern Wollen und Handeln die vernünftige Natur in uns, nur nicht immer in dem mit ihrer Forderung harmonierenden Grade, befriedigen. Wir können ihr, unsrer Vernunft, nie untreu werden, und üben die Vorschriften derselben auch da aus, wo wir sie selbst nicht erfüllen. Hierin

nun

nun liegt der Grund der absoluten Einheit des Menschen.

Ich kann diesen wichtigen Punkt nicht übergehen, ohne den denkenden Leser zugleich auf einige gefährliche Täuschungen aufmerksam zu machen, die hier berühmten Männern begegnet sind, und in welchen jetzt die blinden Freunde der letztern wie mit den hellen Fackeln der Wahrheit einhertraben, um alles in ihrem falschen Lichte zu verwirren und zu verkehren.

Wenn nemlich Vernunft und Sinnlichkeit im Menschen entgegengesetzt werden, und daher ihre eignen Gesetzgebungen haben: so ist es falsch, daß in der Vorstellung nur die Vernunft, und zwar mit absolutem Rechte, Unterordnung verlange. Der sinnliche Trieb ist ebenfalls schlechthin, ohne allen Grund, in der menschlichen Natur, und seine Forderungen sind mithin nicht weniger absolut gültig als die der Vernunft; er verlangt daher mit dem gleichen Rechte Unterordnung von seiner stolzen Gegnerin selbst, und aus dem gleichen Grunde muß sie ihm auch gestattet werden. Wenn man noch überdies bedenkt, daß die Vollkommenheit, mithin die Bestimmung des Menschen, in der Harmonie seines Wesens allein bestehen kann: so wird jene Forderung zum Range eines Grundgesetzes der menschlichen Natur erhoben. Denn aus einer einseitigen Unterordnung entsteht in Ewigkeit keine Harmonie; die innere Theilung bleibt wie zuvor.

Dies

Dies letzte hat ein ganz neuer Filosof bemerkt, der, weil er doch von dem alten und falschen Grundsatze, nur unmittelbar von dem empirischen Gesichtspunkte mit ihm, ausgeht, die vernünftige und sinnliche Natur in dem Menschen durch Wechselwirkung, worin die Entgegensetzung beyder in einem Dritten aufhört, in Harmonie bringen will, Dieses Dritte nun, wodurch die beyden andern Triebe vereinigt werden sollen, nennt er den Vernunfttrieb im Menschen. — Aber dann sind sie ja schon wirklich in ihm mit ihren Naturen vereinigt, sind mit ihm eins, und es ist mithin nur eine einzige Natur in dem Menschen. Denn ein Trieb kann nicht verlangen, was nicht in ihm bestimmt ist, und was demnach nicht zu seinem Wesen gehört. Es ist eine ungeheure Täuschung, wenn man von seiner Vernunft abstrahiert zu haben glaubt, und jetzt etwas ausser derselben, und unabhängig von ihr, suchen will.

Wir können bloß nach den Gesetzen der Vernunft den Menschen, unser eignes Wesen, untersuchen. Immer gehen wir, und müssen von diesem Einigen in uns, von unsrer Vernunft, ausgehen; und nur indem wir vergessen, daß wir nie ausser ihrem Gebiete kommen können, (so wenig ein Mensch sich selbst verlassen kann) theilen wir, was in uns selbst Eins ist, und versetzen es ausser unserer Vernunft. Der Mensch ist so beschaffen, wie er sich selbst, sein Wesen, nach seinen Vernunftgesetzen den-

denken muß; mithin liegt sein ganzes Wesen, seine Beschaffenheit in der Vernunft. Oder kann man ihn vielleicht ohne Vernunft untersuchen? Und wenn dieses unmöglich ist, finden wir da etwas ausserhalb der Vernunft — einen Theil der nicht zu ihr gehörte? — Wenn man denselben ohne Vernunft nicht erkennen kann — nein! Daher ist der Mensch nichts mehr und nichts weniger als eine endlich vernünftige Natur: denn so erkennt er sich nach seinen Denkgesetzen selbst. Aber der erkannte Mensch ist von dem wirklichen Menschen nicht unterschieden. Wenn man also einen sinnlichen, der Vernunft entgegengesetzten Trieb in dem Menschen statuiert, so setzt man die Vernunft sich selbst entgegen, ohne es zu wissen, und hebt dadurch geradezu beyde, die Vernunft selbst und den Menschen, auf. — Dieses ist in der That das eigentliche und wahre Verfahren der zwey angeführten Meinungen. Jede derselben setzt die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch; und während die eine, um zwischen der, jetzt gegen sich selbst feindselig gesinnten Vernunft Friede zu machen, — sie sich selbst unterordnet, läßt die andere, um ihre doppelte Natur in Harmonie zu bringen, diese — durch die Vernunft selbst wieder herstellen.

In solche leere täuschende Spiele geräth der Geist, wenn er auf dem Gebiete der Untersuchung entweder seine Abstrakzionen nicht bis zu dem Absoluten, bis zum Wesen der Vernunft selbst hinaufführt, sondern

dern auf einer gewissen Stufe sich begnügt, wo er, in einem dämmernden fabelhaften Lichte durch allerley seltsame Visionen getäuscht, zuletzt die Vernunft selbst für ein Ding, für ein doppeltes Wesen ansieht; oder, wenn er sich gar nicht über den Boden der Erfahrung erhebt, und über sie gründlich zu urtheilen glaubt, ohne zu den Gründen derselben hinaufgestiegen zu seyn.

Inwiefern aber diese Täuschung bloß spekulativ ist, liegt ihr Grund in einer Amfibolie der Reflexion. Wenn das Subjekt nemlich über sich selbst nachdenkt, so wird es zum Objekte seiner Untersuchung, und unterscheidet sich jetzt von sich selbst. Vergißt es nun seinen absoluten Karakter, oder kennt es denselben noch gar nicht, so macht es unvermerkt den Unterschied von sich selbst in der bloßen Reflexion zu einem realen, und setzt jetzt, nach dem Satze des Widerspruchs, das Gegentheil von sich als Reflektierenden, in sich selbst als Objekt der Reflexion, d. i. es betrachtet sich objektiv. So bringt nachher der Filosof aus seiner falschen Spekulazion auf die allernatürlichste Weise das allerunnatürlichste Wesen, einen von sich selbst verschiedenen Menschen, zurück, und — schreibt nun gegen ihn Systeme. — So geht es den meisten Freunden der kritischen Filosofie. Der größte Theil derselben fing seine Freundschaft damit an, daß er den murrenden Dogmatismus in sein Gebiet verfolgte, und um ihn recht scharf zu bewachen, sich

zu

zuletzt selbst auf seinem Gebieth anbaute, dadurch aber, ohne es zu wissen, daß Opfer desselben wurde.

Ein in der vernünftigen Natur gegründeter Hang gehört zum Wesen des Menschen, und muß zugleich nothwendig mit ihm gedacht werden. Er richtet sich demnach absolut, unmittelbar auf die Freyheit des Subjekts, und zwar mit allen denjenigen Bedingungen, unter welchen seine Forderungen allein befriedigt werden können. Es ist aber nichts in dem Menschen was zu seiner Freyheit redete, als das Gefühl; durch dieses kündigen sich also der Hang und die vernünftige Natur dem Subjekte an. So gewiß nun diese Forderung im Gefühle nothwendig und absolut ist, so gewiß enthält dieses eine eben so nothwendige und absolute Aufgabe für das Subjekt, sich vorzustellen, welche Forderung die Vernunft an seine Freyheit thue, und welcher Grad der Befriedigung in ihr bestimmt sey. Mit anderen Worten: der Mensch soll sich überzeugen, wohin er jetzt seine Thätigkeit zu richten habe, welches die nächste Stufe der Vollkommenheit sey, die ihm durch seinen Hang bestimmt ist. Denn ohne daß er dieses weiß, kann er nie versichert seyn, ob er auf dem Wege seiner Bestimmung, zu seiner Veredlung und Glückseligkeit wirklich fortschreite, oder sich nur unaufhörlich, ohne von der Stelle zu kommen, in einem Zirkel todter unmoralischer Legalität, und blinder, unveredelter Bedürfnisse umherdrehe.

Wenn

Wenn aber die wirkliche Gesetzmäßigkeit der Vorstellung bloß auf der Bedingung beruht, ob und inwiefern der Mensch die absolute Forderung seiner Vernunft befriedigen wolle: so verhält sich die Wahrheit in ihm, die eben in jener Harmonie der Vorstellung mit dem Gesetze besteht, wie seine moralische Güte. Beyde sind unendliche Ideale, und in ihrem Wesen auf das innigste, unzertrennlichste verschlungen. Die Wahrheit ist und bleibt aber, nach dem vorigen Beweise, immer nur ein bloßes, aber durch Vernunft geheiligtes Mittel für einen höhern Zweck, den der Mensch verfolgen soll; daher kann sie auch schlechthin nur um dieses Zwecks, unserer moralischen Kultur willen, gesucht und angewandt werden. Denn der Mensch ist nicht bloß Intelligenz, seine Bestimmung besteht nicht in der bloßen Erkenntniß und reinen Anschauung der Wahrheit: — das ganze System seines Wissens und Erkennens geht erst als nothwendige Bedingung der Befriedigung seines Hanges in ihm hervor, und Erkenntniß und Wahrheit sind nur für ihn da, um sich auf dem Wege seiner Bestimmung an ihnen festzuhalten, und an ihrer Hand mit gewissen sichern Tritten zu seiner Vollkommenheit fortzugehen.

Wir bemerken hier den Uebergang des Hanges zum Neuen aus dem Reiche der Moralität in das Reich der Wahrheit, das die Vernunft auf dem heiligen Gebiethe des erstern aufbauet, um aus beyden ein einiges Reich der Weisheit und ewiger

Ord-

Ordnung, worin sittliche Güte und Wahrheit ein vollkommnes Ganzes ausmachen, hervorzubringen.

Es ist merkwürdig, und dient zur Bestätigung der hier aufgestellten Grundsätze, daß die Freunde der Wahrheit diesen Hang und sein Objekt jederzeit zum Maßstabe brauchen, an dem sie sich selbst einander ihr Verdienst um ihre Freundin bestimmen, und von welchem sie nur dann abweichen, wenn ihr Interesse eine zufällige und falsche Richtung genommen hat. Man sucht immer zuerst nach dem Neuen, das ein Werk aus diesem Fache enthalten könnte, und prüft erst dann seine Wahrheit, gleichsam als wollten wir den praktischen Karakter des Verfassers zuerst, ehe wir uns mit seinem theoretischen beschäftigen, kennen lernen, weil dieser sich auf jenen gründet, und nur im Verhältnisse der Würde des erstern, Wahrheit besitzen und uns dieselbe verbürgen kann. Ja wir gehen in der Beobachtung dieser Regel so weit, daß uns ein Schriftsteller, selbst wenn auch seine neue Entdekkungen falsch wären, doch immer interessant und achtungswürdig bleibt, ein anderer aber, der uns alte wiewohl wichtige Wahrheiten wiedergiebt, von uns nur mit Widerwillen betrachtet wird; er befriedigt unsern Hang nicht durch das praktische Beyspiel der Selbstthätigkeit.

Durch die Ordnung dieses Verfahrens aber an einem Produkte des Geistes beweisen wir diese

Ordnung und das Gesetz derselben in unserer vernünftigen Natur. Nur weil wir immer weiter in unserer Kultur und Veredlung fortschreiten sollen, ist auch zugleich die Erkenntniß der Wahrheit die Aufgabe unseres Geistes.

Wie aber, — könnte man fragen, — wenn doch die Wahrheit bloß aus einem praktischen Streben in uns hervorgeht, warum zeigt sie sich denn nicht auch nothwendig immer da, wo sich dieses in dem Neuen der Sache offenbar ankündiget? Der Grund ist, weil alles, was der Mensch durch Selbstthätigkeit verrichtet, nothwendig Spuren seiner Moralität an sich trägt, nicht alles aber, was er gethan hat, die Folge desjenigen Grades von Selbstthätigkeit ist, der die Bedingung zur Erreichung seines Zweckes war. Ueberall wo der Mensch Freyheit beweist, beweist er auch Vernunft; aber nicht überall hat er auch seine Absicht erreicht. Sogar Irrthümer sind durch Moralität geadelt, so häßlich auch ihr theoretischer Karakter immer seyn mag, sofern sie nur auf dem Wege zur Wahrheit liegen. Der Mensch ist hier überall auf dem Boden seiner Moralität, und wenn ihm hier auch eine Täuschung begegnet, so läßt sie seinen sittlichen Werth nicht allein unvermindert, sie klärt ihn sogar der beobachtenden Vernunft auf. Man verehrt oft den denjenigen, den man berichtiget.

Hieraus folgt, daß der Mensch seinen theoretischen Karakter nicht bilden könne, ohne daß eben diese

diese Bildung von seinem sittlichen ausgehe, und durch ihn begründet werde; daß er mithin nie einseitig ein Vermögen in sich, mit Vernachlässigung des andern, zu kultivieren im Stande sey. Er handelt überall mit seinem ganzen Vermögen, und es wohnt nur ein einziges in ihm, das ursprünglich seiner Natur nach praktisch ist, und nur einen theoretischen Gebrauch hat, wie aus dem vorhergehenden klar ist. Jeder Grad der Kultur, den er in einem Fache seiner Thätigkeit erreicht hat, drückt die Kultur seiner Totalität aus, so gewiß er (der Mensch) eine absolute Einheit ist. Ganz anders verhält es sich, wenn man zwey verschiedene Naturen in ihm annimmt, und jeder derselben einen eignen Bildungstrieb einsetzt. Hier entwickelt und kultiviert sich Ein Theil oder Vermögen im Menschen ganz unabhängig von dem andern; seine Freyheit selbst wird durch den stärkern Einfluß der in ihnen wirkenden Triebe genöthiget; an ihre Stelle tritt jetzt das furchtbare Fatum ein, und erstickt zugleich in ihm die Menschheit und die Vernunft. Bey einem so schrecklichen Ruin des innern Menschen, worin der ganze Bau seiner vernünftigen Natur aufgelöset und aus seinen Fugen gerissen ist, kann allem Ansehen nach keine Hoffnung zur Hülfe, zur Wiederherstellung der verlornen Harmonie seines Wesens auf ihn selbst mehr gegründet werden; er muß seine Zuflucht ausser sich in der Allmacht der Natur suchen, und von ihrer Gunst jetzt seine Vernunft und Menschheit wieder als ein Geschenk er-

warten. Aber dies alles ist grobe Täuschung, wie oben bewiesen ist.

Alle Erkenntnisse und Wissenschaften gehen aus dem gleichen Hange in der menschlischen Natur hervor; es ist ein und dasselbe praktische Bedürfniß, das nach seinen Gesetzen die Intelligenz leitet, und dessen Bestimmungen die Handlungen derselben unter sich selbst durch den Karakter der Nothwendigkeit und absoluten Einheit verknüpft, und sie dadurch zu einem bestimmten, gewissen systematischen Ganzen macht. Allem unserm Denken, allen unsern Nachforschungen liegt ein Bedürfniß zum Grunde, welches unsern Geist dazu anführt, und die filosofische Reflexion den ursprünglichen Hang zu einer sich immer erhöhenden Kultur, und zur Erweiterung der subjektiven Schranken überhaupt, in sich entdecken läßt. Diese Einheit des alles begründenden Hanges in uns allein ist es, an der sich unsere Vorstellungen und Erkenntnisse zu einer Einheit im Bewußtseyn reihen, und durch welche alle besondere Erkentnisse und Wissenschaften, die wir besitzen oder besitzen können, wie durch ein unsichtbares Band vereinigt und unter sich verbrüdert sind. Dies ist auch der höchste Grund unseres nothwendigen Wissens, und der Wahrheit in den Erkenntnissen des Menschen überhaupt. Man sieht hieraus

1. Daß alle besondere Zwecke der Wissenschaften in einem einzigen Zwecke des Wissens überhaupt, wel-

welcher praktisch und lediglich auf die Kultur des Menschen gerichtet ist, sich vereinigen. Sie sind so viele verschiedene Wege der Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes, die alle aus einem gemeinschaftlichen Punkte auslaufen und alle wieder auf ihn zurückführen.

2. Daß es falsch sey, daß Eine Wissenschaft in Beziehung auf die Kultur, die sie dem Menschen gewähren soll und kann, vor der andern Wissenschaft in diesem Punkte einen Rang und Vorzug habe. Durch ihren praktischen Karakter unterscheiden sie sich schlechterdings nicht von einander; Er ist in ihnen einerley, so gewiß der praktische Hang in uns und seine Foderungen ewig einerley und gleich bleiben, welches Objekt ihm auch die Freyheit geben mag. Auch ist es dem Menschen überall gar nicht um das Objekt, sondern um die Befriedigung seines Bedürfnisses zu thun, das aber, wie wir gesehen haben, immer nur eine besondere Bestimmung des ihm inwohnenden Hanges seyn kann.

3. Daß der Mensch sich nie theoretisch zu einer bloßen Denkmaschine bilden könne, wie man neuerlich behauptete, und nach einer falschen Vorstellungsart des menschlichen Wesens behaupten mußte; sondern daß seine Bildung stets einig in ihm und wechselseitig fortgehe, und seine Einsicht und Weisheit nach den unabänderlichen Gesetzen der vernünftigen Natur mit der sittlichen Güte seines Herzens

nothwendig parallel laufen — weil das Theoretische sich auf das Praktische gründet, und alle Erkenntniß und Wahrheit aus einem moralischen Hange in ihm hervorgeht.

4. Daß es keine Arten, sondern, bey aller Verschiedenheit der Objekte, bloß Grade der Kultur in dem Individuum, und unter den Menschen überhaupt, gebe. Alle Kultur ist praktisch. Der Mensch ist frey in ihr, er kann sich einen höhern oder niedern Zweck bey seinen Geschäften vorsetzen; er kann hierbey seinem Hange selbst eine höhere oder niedere Richtung geben: dadurch befriedigt er ihn aber nicht auf verschiedene Art, sondern bloß in verschiedenen Graden. Es giebt nur eine einzige Art uns zu kultiviren, und diese ist zugleich unsere Kultur selbst, — nemlich Moralität. Dies muß man wissen, um sich und andere über ihre Kultur nicht zu täuschen.

So wie sich verhalten die besondern Zwecke der Wissenschaften zu einem höchsten Zweck des Wissens überhaupt, so verhalten sich alle Wissenschaften als solche zu einem System des menschlichen Wissens überhaupt. Alle unsere theoretische Handlungen sind, so wie das Wesen der Intelligenz in uns, durch einen nothwendigen, praktischen Hang bestimmt, und hängen in dieser Einheit unter sich selbst nothwendig zusammen. Dieser Zusammenhang unsers Wissens und Erkennens in einer absoluten praktischen

schen Foderung unsrer vernünftigen Natur, bildet in eben dem Verhältnisse ein absolutes Ganzes der Erkenntnisse in unserm Geiste, welches, weil es die gesammte Gesetzgebung der endlich vernünftigen Natur enthält, selbst eine praktische Aufgabe für den Menschen in sich führet.

Wir sehen hier die Idee zu einer Wissenschaft aller Wissenschaften, zu einer Wissenschaft der Wahrheit hervorgehen, welche die Vernunft für ihre Angelegenheiten bedarf, und deren sie sich auch schon Jahrtausende, obgleich als ein mißverstandenes Regulativ, bediente, die aber erst durch eine höhere Kultur unsrer Zeiten in ihrem reinen Wesen erkannt, und jetzt bereits zur Evidenz einer Wissenschaft erhoben ist. Diese Wissenschaft, die unter uns unter dem Nahmen der kritischen Filosofie bekannt ist, kann zugleich als die höchste Kraftäußerung des menschlichen Geistes, der in ihr von Allem Objekte, und mithin von dem empirisch bestimmten Subjekte überhaupt, gänzlich abstrahieren mußte, — betrachtet werden. Er hat durch diese höchste Abstrakzion nicht nur das Vermögen des Menschen zu dieser Handlung, sondern, nach den obigen Grundsätzen, zugleich das Vermögen derselben zur reinsten moralischen Gesinnung, die in dieser Filosofie als der Karakter des guten Willens und der wahren Moralität des Menschen festgesetzt wird, bewiesen. Er hat in dieser Wissenschaft, oder vielmehr durch die Erfindung derselben, an einem Faktum dargethan,

was sie nachher selbst, ihren Prinzipien gemäß, von dem Menschen als höchste Bedingung seiner sittlichen Güte verlangte. Die wenigsten Menschen können von dem Objekt abstrahieren; daher können sie der Vernunft nicht ausschließend gehorchen, und sich in ihren Gesinnungen und Willensbestimmungen nicht von dem Eigennutze lossagen. Daraus erklärt sich der Widerstand sogar vieler Gelehrten und Filosofen von Profession gegen das reine Moralprinzip. Es fehlt ihnen an der hierzu erforderlichen Macht der Abstrakzion; sie können sich nicht von dem Objekte losmachen, und sehen nachher das von der Vernunft und von dem Willen für objektiv unzertrennlich an, was nur in dem Mangel ihres Abstrakzionsvermögens liegt. (Hierin besteht auch der eigentliche Karakter des Dogmatism.) Wer im Falle einer sittlichen Willensbestimmung von allen zufälligen sinnlichen Bedingungen (d. h. von Objekte überhaupt) abstrahieren, und sich frey bis zum reinen Vernunftgesetze erheben kann, der hat schon die Kraft im Geiste reiner Moralität zu handeln; er steht in der unmittelbarsten Gemeinschaft mit der reinvernünftigen Natur in sich, sobald er nur will. Aber ohne diesen Grad des Abstrakzionsvermögens leuchtet nicht einmal die Möglichkeit reiner moralischer Gesinnung in dem Menschen ein, geschweige daß man sie als höchstes Vernunftgesetz erkennen könne. Sollte man jetzt nicht glauben, es gebe eigentlich nur eine filosofische Erziehung des Menschen? (wenn man ihn nemlich zu seiner Bestimmung

erzie-

erziehen will.) Dies kann und soll wenigstens nicht der Schluß dieser Abhandlung seyn.

So gewiß der höchste Zweck alles unseres Denkens und Wissens ewig derselbe ist, und so gewiß demnach die aus ihm für unser denken und handeln herfließenden Gesetze absolut bestimmt sind: eben so nothwendig muß eine Wissenschaft der Wahrheit, die jene zu ihrem Objekt hat, bestimmt, in und durch sich selbst vollendet seyn. Wenn sich der Zweck des menschlichen Daseyns, und mit ihm unsere Pflichten und Rechte selbst ändern könnten, so gäbe es für uns schlechterdings keine nothwendigen, allgemeingültigen Wahrheiten, und so auch keine Wissenschaft der Wahrheit schlechthin. Da aber unter jener Voraussetzung die Veränderung von unserer vernünftigen Natur selbst ausgehen müßte, welches sich widerspricht: so ist die Behauptung von dem nothwendigen Karakter einer solchen Wissenschaft gewiß und absolut gültig.

Im Gegentheil ist die Anwendung der vernunftgesetze auf allen Feldern unsrer Selbstthätigkeit unendlich; der Hang in uns wird nie befriedigt. Daher gehen alle übrigen Wissenschaften, ausser der Filosofie, wie sie eben beschrieben wurde, zu einer unendlichen Vollkommenheit fort, und sind, jede einzeln, unvollendbar, so wie es die Vollkommenheit des menschlichen Geistes ist, dessen Produkte sie sind. Der Zweck der Filosofie ist also, alle besondern Wiss-

senschaften und Erkenntnisse die wir besitzen, praktisch, d. i. unsrer Veredlung und Glückseligkeit beförderlich zu machen.

Jezt kann es keine Frage mehr seyn, ob die wissenschaftliche Kultur dem Wohl des Menschen nachtheilig oder zuträglich sey. Sie ist weder das eine noch das andere. Sie lehrt ihn erst sein wahres Wohl kennen und erreichen. Aber jeden vernünftigen auf seine Glückseligkeit gehenden Zweck kann der Mensch erreichen, wenn er nur die ihm verliehenen Kräfte und Freyheit bis dahin anwendet. Hingegen ist die Welt ausser ihm, sobald ein moralischer Urheber derselben angenommen wird, nothwendig so eingerichtet und beschaffen, daß kein vernunftwidriger Zweck in ihr gelingen kann; und der Mensch ist dann unglücklich, weil er sein Glück auf eine unweise Art sucht. Er muß es demnach kennen und erreichen lernen; und diesen Unterricht giebt ihm durch wissenschaftliche Kultur die Wahrheit.

Der nothwendige Hang der vernünftigen Natur geht unmittelbar auf die Freyheit des Subjekts, auf Befriedigung durch Selbstthätigkeit. Könnte er aber auch ohne Selbstthätigkeit befriedigt werden, so wäre diese Befriedigung für das Subjekt zufällig; sie geschähe nicht durch seine Freyheit. Der Hang selbst aber ist nach dem obigen von einer bloß praktischen Natur; daher ist auch nothwendig jede Befriedigung desselben nur praktisch, nur unsre moralische

lische Kultur. Wir harmonieren dort durch Selbstthätigkeit mit uns selbst, hier zufällig; und Harmonie in uns ist immer unsere Moralität. Die Befriedigung unsres Hanges ist also schlechterdings nicht der Art nach verschieden; sie ist bloß praktisch, und es ist keine andere Art der Befriedigung derselben möglich. Dennoch muß es für den ersten und zweiten Fall einen Unterscheidungsgrund in ihr geben; denn freye Befriedigung ist der zufälligen wenigstens logisch entgegengesetzt. Welches ist nun der Realgrund dieses Unterschiedes? Denn durch einen Zirkel soll er hier nicht erklärt werden. Wenn wir nicht von unsrer Vernunft abstrahieren können, so müssen wir es schon gestehen, daß der geforderte Grund freylich auch nur in ihr allein liegen könne.

Was nicht durch das Subjekt selbst, durch seine Freyheit, geschieht, das muß es den Dingen ausser sich, mithin überhaupt dem Objekte zuschreiben. Wenn aber die Intelligenz in uns aus einem ursprünglichen praktischen Hang unsrer Natur erst hervorgeht, so stellen wir uns nothwendig das Objekt nur aus dem Grunde als Gegentheil von uns selbst vor, weil es ursprünglich unserm praktischen Hange entgegenwirkt, und denselben einschränkt. (Dies ist der transscendentale Grund des Objekts.) Mithin muß auch sogar die Befriedigung, die es unserm Hange gewährt, noch zum Theil eine Einschränkung oder Bestimmung desselben seyn; sonst

sonst könnten wir jene Befriedigung dem Objekte nicht zuschreiben. Aber, unser Hang ist eingeschränkt, bestimmt, heißt: er verlangt mehr als ihm jetzt gewährt wird; daher ist seine Befriedigung auch zum Theil eine Einschränkung, und sie wird aus diesem Grunde dem Objekte zugeschrieben.

Nun ist nach dem Obigen der unendliche reine Hang in uns ohne alle Grade, und schlechthin unbestimmbar; es kann also hier nur von dem im Menschen wirklichen, von seiner Moralität die Rede seyn. Die Befriedigung durch das Objekt und der Grad derselben hängt demnach von der höheren Forderung ab, die der Mensch an dasselbe thut; diese Forderung mit ihrem Grade ist aber, wie eben streng erwiesen worden ist, die Moralität — der Grad der sittlichen Harmonie des Menschen. Wir verlangen Harmonie des Objekts oder der Natur mit uns, weil, und in wiefern wir mit uns selbst harmonieren; und wenn die Gunst der Natur dieses reine Bedürfniß befriedigt, (denn von diesem ist hier allein die Rede) so nennen wir sie schön. In dem Verhältnisse, wie sich mit unsrer fortschreitenden Kultur das Ideal der sittlichen Vollkommenheit in unserm Geiste erhöht, wächst und entfaltet sich in ihm das Ideal der Schönheit. Sie sind beyde in ihrem Wesen unzertrennlich, und entspringen aus Einer Quelle in der vernünftigen Natur.

Es ist eine hohe moralische Freude, die uns der Anblick der schönen Natur gewähret. Wenn eine

Dis-

Disharmonie in unserm Innern herrscht, gefällt uns das Objekt nicht; es giebt dann gar keine Schönheit für uns. Weit gefehlt also, daß sie den Widerspruch des Menschen in sich selbst aufheben, und die verlorne Einigkeit in ihm wieder herstellen könnte, geht sie umgekehrt gerade erst aus dieser moralischen Einigkeit in ihm hervor, und ist ohne sie nirgend mehr in dem ganzen Weltbau zu finden. Die schöne Natur ausser uns ist nur der Wiederschein unsrer innern Harmonie, und des reinen, heiligen Friedens in unsrer Brust; überall zeigt sich unserm Geiste das Bild unsrer Sittlichkeit, und die mütterlich gerechte Hand der Natur ertheilt uns den Genuß ihrer Freuden nur nach unsrer Würde. Hieraus folgt:

1. Der Hang zum Schönen ist unendlich, und die Schönheit selbst eine Idee, die von dem endlich vernünftigen Geiste in Ewigkeit nicht vollkommen erreicht werden kann, zu der er aber stufenweise auf der Leiter des Neuen hinaufsteigt, indem sie aus seiner eignen vernünftigen Natur sich über den Gesichtskreis seines Bewußtseyns immer weiter erhebt, und jetzt dem Auge in dem Endlich schönen der Natur in ihrem Abglanze wiederscheint.

2. Der Mensch genießt in der Schönheit nur sich selbst, den Grad seiner erreichten Menschheit; denn nichts befriediget die Bedürfnisse eines vernünftigen Wesens durch ein reines Wohlgefallen, als wodurch dasselbe zugleich als Natur und Freyheit

im

im gleichen Grade harmoniert, und in dieser Harmonie allein besteht unsre Menschheit. — Es giebt keine Schönheit ohne Moralität; aber es giebt auch keinen Menschen ohne alle Moralität. Daher die Objektivität der Geschmacksurtheile.

3. Die Liebe zur Schönheit fließt aus einer höhern Liebe zur Tugend und Wahrheit, und gründet sich auf sie. Erst wenn ich mit mir selbst (durch Tugend und Wahrheit) harmoniere, harmoniert auch mit mir die Natur. Demnach ist die Schönheit selbst durch die Wahrheit bedingt; denn diese ist eine moralische Idee, welche, wie gezeigt worden, die ästhetische erst herbeyführt. Die wissenschaftliche Kultur muß also, in der von unsrer Vernunft selbst vorgeschriebnen Ordnung, der ästhetischen vorhergehen, wenn man nur die Menschen zur Vernunft, zur Weisheit und zu ihrer Glückseligkeit erziehen, und keine elenden schwärmerischen Thoren aus ihnen machen will. Künste und Geschmack empfangen ihre Regeln von der Wahrheit. Aber wenn diese Unterordnung für die Produkte der menschlichen Kultur, und unter ihnen nothwendig ist, so ist es ein Widerspruch, sie für diese selbst umkehren, und den Menschen durch die Schönheit erst zur Wahrheit und Vollkommenheit führen zu wollen, wie unsere neusten Aesthetiker. Diese Degradazion rächt aber auch die Wahrheit an ihnen unaufhörlich, und auf eine fürchterliche Art.

III.

Ueber einige

große Kleinigkeiten

der teutschen Sprache.

(Fortgesetzt von S. 167 in No. 2. dieses Jahres.)

Fast auf die nemlichen Gründe muß ich meine Verwerfung des gemißbilligt stützen, daß Sie als Verbesserung von dem scheinbar regelwidrigen Präteritum mißbilligt in Vorschlag gebracht, und dessen sich bereits einige Schriftsteller (doch meines Wissens keine Dichter), vermuthlich durch eben diese anscheinende Regelwidrigkeit verführt, bereits in ihren Schriften bedient haben.

Es hat indessen mit diesem mißbilligen, so wie mit allen Zeitwörtern, die mit miß zusammengesetzt sind, noch eine besondere Bewandtniß. Auch dieses miß gehörte ehedem zu denjenigen Partikeln, die zugleich Adverbien und Verbalpräpositionen waren, und mithin sowohl für sich bey einem Verbo stehen, als mit demselben zusammenschmelzen konnten. Jetzt aber ist es als Adverb veraltet, und man versteht es nur noch, wenn es den Schein einer Verbalpräposition hat, und vor dem Verbo hergeht. „Das hat mir miß gefallen, ich denke Ihr Vertrauen nicht miß zu brauchen; ist es

Ihr

Ihnen miß geglückt? Wer hätte ihm sein Glück miß gegönnt? Herr, ich habe miß gehandelt!" u. s. w.

Allein in andern Fällen, in welchen das Adverb dem Verbo nachgesetzt werden muß, ist das Wörtchen miß durchaus unbrauchbar, und man sieht sich genöthigt, ein anderes dafür zu wählen, bald falsch, unrecht, bald schlecht, übel oder nicht. Man öffnet oft schon den Mund, um zu sagen: verstehen Sie mich nicht — miß, und fühlt auf einmal, daß man statt miß einen andern Ausdruck wählen muß — verstehen Sie mich nicht unrecht! wollt' ich sagen. Beydes zeigt, daß die Form zu sprechen richtig, aber das Wörtchen miß als Adverb nicht mehr verständlich, und daher in diesem Falle unbrauchbar ist.

So sagt man auch miß gebilligt, um auf das streitige Wort selbst zu kommen! allein man kann nicht sagen, ich billige diese Handlung miß, sondern ich billige diese Handlung nicht.

Meistens bedient man sich in diesem Falle des wirklich zusammengesetzten Zeitworts, und sagt, ich mißbillige, mißfalle, mißbrauche, mißglücke, mißhandle, mißgönne, mißdeute, aber zum Nachtheile dessen, was man ausdrücken will. Denn offenbar beraubt man sich dadurch des Vortheils, den Redeton auf das Privative setzen zu können, weil die privative Partikel als Verbalpräposizion nicht einmal einen Wortton hat,

hat, und also noch weniger eines Redetons empfänglich ist. Wo man daher im Particip des Vergangenen mißgebilligt, mißgebraucht, mißgeglückt, mißgegönnt, mißgehandelt, mißgedeutet, und im Supin mißzubilligen, mißzufallen, mißzubrauchen u. s. w. sagt: da muß man im Präsens und Imperfekt das Wörtchen miß mit einem andern noch gangbaren Adverb vertauschen. „Er billigt es nicht, es gefällt mir nicht, die Sache glückt schlecht, man gönnt ihm diese Ehre nicht, er handelt unrecht, er versteht mich falsch, er deutet meine Worte verkehrt u. s. w. oder welche bessere und schicklichere Ausdrücke jeder nach seiner Kenntniß und Absicht zu wählen weiß. Mindestens, wenn man sich auch des Vortheils eines Redetons begeben und sich des zusammengesetzten Zeitworts bedienen will, so darf man dies doch nicht anders als in der, ihm und allen zusammengesetzten Zeitwörtern eigenen Zeitform gebrauchen. Nun erhellt aber aus dem obigen, daß die wirklich zusammengesetzten Zeitwörter in keiner Zeitform eine Trennung der Verbalpräposizion von dem primitiven Zeitworte, und daher auch im Participio des Vergangenen kein ge erlauben; mithin kann die analogisch richtige Form der mit miß wirklich zusammengesetzten Zeitwörter ebenfalls keine andere als folgende seyn:

Präsens	Supinum	Präteritum
ich mißbrauche	zu mißbrauchen	mißbraucht.

ich mißdeute	zu mißdeuten	mißdeutet.
— mißfalle	— mißfallen	mißfallen.
— mißglücke	— mißglücken	mißglückt.
— mißgönne	— mißgönnen	mißgönnt.
— mißhandle	— mißhandeln	mißhandelt.
— mißlinge	— mißlingen	mißlungen.
— mißverstehe	— mißverstehen	mißverstanden.
— mißrathe	— mißrathen	mißrathen.

Also auch, ich mißbillige, zu mißbilligen, mißbilligt, nicht gemißbilligt, so wenig als gemißgönnt, gemißhandelt, gemißlungen, gemißverstanden, gemißrathen.

Es scheint aber, th. G. Sie meynen, man sollte gemißbilligt aussprechen; allein das geht eben so wenig an. Denn wenn der Ton auf miß ist, so zeigt er an, daß miß als ein Adverb genommen wird, und also nicht mit billigen zusammengeschmolzen, sondern ein Wort für sich ist. Nun kann aber nur das Verbum als Zeitwort, nicht aber das Adverbium als Umstandswort das Zeitzeichen ge erhalten; mithin muß das Präteritum, wenn miß den Ton hat und Adverb ist, miß gebilligt, nicht aber gemißbilligt heißen, oder ich würde auch sagen dürfen gekrank worden, gelos macht, gefrey sprochen, gewieder kommen, gean fangen, u. s. w. Das vorgeschlagene gemißbilligt ist also in beyden Fällen falsch, und der ganzen Sprachanalogie zuwider.

Dies

Dies auf die eine Streitfrage, und nun noch etwas über die andere.

Soll man sagen: ich habe ihn gehen sehen oder gehen gesehen?

Es ist wahr, man sagt, ich habe gesehen.

Allein man sagt auch, ich habe gehört, geholfen, gelassen, geheißen, gelehrt, gelernt, gemußt, gedurft, gesollt, gewollt, gekonnt und gemocht, und doch —

„Sie haben mich sprechen gewollt? Ich war nicht zu Hause. Diesen Gang hätten Sie ersparen gekonnt."

Ist das teutsch?

So wenig als, ich habe ihn gesehen gehabt, oder, die Sache ist angefangen geworden; ob man gleich ebenfalls sagt, ich habe einen Husten gehabt, und mein Bruder ist Professor geworden.

Wenn haben so viel als habere, und werden als fieri oder evadere, ist so hat das Eine im Perfekt allerdings ich habe gehabt, und das andere ich bin geworden. Sollen sie hingegen nur ein vergangenes Thun oder Leiden bey einem andern Zeitworte bezeichnen, so kann von haben nur das Präsens und Imperfect gebraucht werden, das Participium präterit. von werden aber verliert sein ge, und jedermann spricht worden anstatt geworden.

Ungefähr so verhält es sich auch mit den Wörtern **sehen, hören, helfen, lassen, heißen, sollen, wollen, können, mögen** u. a., sobald sie mit einem andern Zeitworte eine gemeinschaftliche Idee ausdrücken, und also, gleich **haben** und **werden**, eine Art von Hülfszeitwort sind.

Ich sage, **ungefähr** so. Denn in der Redensart, **ich habe ihn gehen sehen**, ist das Wort **sehen** nicht etwa das verstümmelte Particip. perfect. **gesehen**, wie **worden** von **geworden**, sondern der Infinitiv selbst.

Dies wird auf der Stelle einleuchtend, wenn man die andern Hülfswörter dieser Art, die im Particip auf **t**, und nicht auf **n** ausgehen, auf die nemliche Weise anwendet. Wäre es das Particip bloß mit Weglassung der Vorschlagssylbe **ge**, so müßte man auch sagen:

ich habe ihn predigen **hört.**
" " " gehorchen **lehrt.**
" " " überzeugen **sollt.**
" " " sehen **durft.**
" " " anhören **mußt.**
" " " sprechen **wollt.**
" " " kennen **lernt.**
" " " fliehen **konnt.**
" " " leiden **mocht.**

Allein man sagt:

ich habe ihn predigen hören.
; ; ; gehorchen lehren.
; ; ; überzeugen sollen.
; ; ; umarmen dürfen.
; ; ; anhören müssen.
; ; ; sprechen wollen.
; ; ; kennen lernen.
; ; ; fliehen können.
; ; ; leiden mögen.

Und so auch, ich habe ihn gehen sehen, nicht für gesehen, ein wirklicher Infinitiv statt des Particips. Dies verändert die Sache, und erschwert eine Verbesserung, wenn es sie nicht gar unmöglich macht.

Bey verdorbenen oder verstümmelten Wörtern ist freylich oft Nachlässigkeit, Geschwindigkeit im Sprechen, Land- und Mundart schuld; ein Fall, in welchem man ohne Zweifel von dem feinern und gebildetern Theile des sprechenden und schreibenden Teutschlands mit Recht verlangen kann, daß sie ihre bloß kreismäßige oder nachlässige Aussprache und Bezeichnung der Sache entweder nach dem allgemeinern Sprachgebrauche, oder, wenn das Uebel in unserm ganzen Vaterlande unter hohen und niedern Ständen, Gelehrten und Ungelehrten, um sich gegriffen haben sollte, nach den Regel der Analogie verbessern sollen.

Indessen ist es denn doch schon ein schlimmer Umstand, wenn sich alle teutschen Kreise so etwas gemein-

schaftlich zu Schulden kommen lassen, und man wird bald auf die Vermuthung gerathen, daß der angeschuldigte Fehler eher ein vermeintlicher, als ein wirklicher Fehler seyn möchte.

So ist in dem Particip von werden die Vorsetzung oder Nichtvorsetzung des g[illegible] keineswegs gleichgültig, sondern sie macht einen wesentlichen Unterschied.

Man sagt: ich bin betrübt geworden, und ich bin betrübt worden, beydes gleich richtig, aber in verschiedenem Sinne.

Im ersten Falle zeige ich bloß an, daß eine Veränderung mit mir vorgegangen ist; im zweyten aber, daß jemand oder etwas ausser mir diese Veränderung in mir veranlaßt hat.

„Ich bin auf einmal betrübt geworden."

Warum? wird man fragen.

„Ich bin sehr betrübt worden."

Durch was? oder von wem?

Jenes drückt einen veränderten Zustand, die Folge von einem Grunde ohne den Grund; dieses aber die Wirkung auf mich von einer Handlung, und beydes zugleich aus.

Da das Wort betrübt, ungeachtet es sowohl einen Zustand als ein Gelittenhaben bezeichnen kann, doch

in beyden Fällen einerlei Gestalt behält; so kann man aus ihm unmöglich erkennen, in welchem Sinne man es nehmen soll, sondern der Sinn erhält erst durch das worden oder geworden, und mithin durch die Versetzung oder Weglassung des ge seine Bestimmung.

In beyden Fällen ist ein Werden, und in beyden das Werden vergangen; aber im ersten Falle ist es das Werden einer Beschaffenheit, in dem andern das Werden einer Handlung.

Wie wenig würde man also verbessern, wenn man das Particip worden in geworden verändern wollte, so augenscheinlich die nahe Verwandtschaft von beyden ist, und so offenbar hier eine bloße Verstümmelung zum Grunde zu liegen scheint!

Ich gestehe, daß es mir nun noch weit bedenklicher vorkommt, in andern Fällen, für die nicht bloß die Uebereinstimmung aller Kreise und der Sprachgebrauch der ältern und neuern Zeit spricht, sondern bey denen auch nicht einmal eine Verstümmelung abzusehen ist, ohne vorhergehende genauere Untersuchung des Verdammungsurtheil über eine anscheinende Unregelmäßigkeit ergehen zu lassen.

Vielleicht hat doch der Umstand, daß man in der Redensart, ich habe ihn gehen sehen, den Infinitiv statt des Particips setzt, seinen Grund nicht bloß

in einem zufälligen Sprachgebrauche, sondern in der Natur des Gedankens selbst, und ist, wenn man ihn näher betrachtet, eher eine pünklichere als nachlässigere Bestimmung desselben.

Schon Schottel, einer unserer ältesten teutschen Sprachlehrer, findet nöthig, die Infinitive sollen, wollen, können, mögen, u. s. w. anstatt der Participien gesollt, gewollt, gekonnt, gemocht u. s. w. als Ausnahme anzuführen, und für sprachrichtig zu erklären, ungeachtet er das Weglassen des ge in ich bin gegangen, gekommen u. s. w. vorher gerügt, und nicht eben zur Nachahmung empfohlen hat. *)

Ob nun gleich Schottel den Grund nicht angiebt, warum jene Ausnahme zu billigen sey, so setzt doch das billigende oder mißbilligende Gefühl eines Sprachforschers immer schon ein dunkles Bewußtseyn von Gründen dafür oder dawider voraus.

Die Ausnahme von der gewöhnlichen Regel findet nur dann Statt, wenn sich jene Zeitwörter nicht auf eine

*) Iusti Georgii Schottelii Einbeccensis Teutsche Sprachkunst u. s. w. Braunschweig, 1641. 8. S. 446. „In etlichen Zeitwörten wird gedachtes Wörtlein ge zuweilen ausgelassen (sonderlich in Versehen) welches zu merken, nicht aber allezeit zu thun seyn möchte, als: gessen, für: gegessen, gangen, für: gegangen, kommen, für: gekommen. Also sagt man auch in einer Reden gar recht, müssen, wollen, dürfen, können, mögen, für: gemüst, gewolt, gesolt, gedürfft.

eine Person oder Sache, sondern auf ein anderes Zeitwort beziehen. Durch Zeitwörter aber werden, wie sich schon aus ihrer Benennung ergiebt, die Veränderungen in der Zeit, ein freywilliges oder nothwendiges Thun, Handlungen der fysischen und intellektuellen Kräfte der Natur, ausgedrückt. Wenn also zwey Zeitwörter in Bezug auf einander zusammengesetzt werden, so müssen sie in der Zeitbestimmung entweder mit einander übereinkommen oder von einander abgehen, je nachdem die Handlungen welche sie ausdrücken, entweder in die nemliche oder in eine verschiedene Zeit gefallen sind. Diese Bestimmung kann nicht willkührlich geschehen; denn wenn die Angabe der Zeit unrichtig ist, so wird auch dadurch eine unrichtige Vorstellung von dem Zeitverhalte beyder Handlungen in mir hervorgebracht werden.

Wenn Sie mich fragten: haben Sie den Kaiser fahren sehen? so kann ich nicht antworten: ja, ich habe ihn gesehen, den Sie fragten ja nicht, ob ich den Kaiser gesehen habe, sondern, ob ich ihn habe fahren sehen? Das sehen bezieht sich nicht auf die Person, mit welcher die Veränderung des Fahrens vorgeht, sondern auf die Veränderung selbst, nicht auf das Substantiv, sondern auf das Zeitwort. Das Objekt der Handlung ist selbst eine Handlung, eine **Veränderung**, nicht ein **Seyn** in der Zeit.

Fragten Sie mich hingegen: haben Sie den Kaiser gesehen als er vorbeyfuhr? so ist nicht mehr die Hand-

lung des Fahrens, sondern der Kaiser das Objekt des Sehens. Ein Substantiv aber drückt wohl auch ein Seyn in der Zeit, aber keine Zeit selbst aus, mithin braucht die Handlung des Sehens keineswegs ausser ihrer absoluten Zeitbestimmung (hier der Vergangenheit) noch eine relative, weil hier kein Zeitbezug oder Zeitverhalt Statt finden kann. Man setzt daher das Sehen bloß in die Vergangenheit ohne eine andere relative Zeitbestimmung, und sagt: ich habe den Kaiser gesehen.

Allein bey der Frage: haben Sie ihn fahren sehen: kommen zwey Zeitbestimmungen zusammen; denn sowohl das Fahren als das Sehen mußte zu einer bestimmten Zeit geschehen. Beydes sind Handlungen, und also Veränderungen in der Zeit. Beyde müssen entweder zu einer verschiedenen, oder zu der nemlichen Zeit geschehen seyn. Nun fragt sich: Darf ich später sehen, als der Kaiser fährt? oder darf der Kaiser früher fahren als ich sehe, wenn ich ihn will fahren sehen. Keines von beyden. Ich kann ihn unmöglich fahren sehen, wenn er nicht fährt. Beyde Handlungen müssen zu gleicher Zeit geschehen. Der Zeitbezug beyder Zeitwörter unter sich bestimmt sich also die Natur der Sache selbst. Keins von beyden steht absolut, sondern jedes nur in Beziehung auf das andere. Ich kann wohl sagen: ich habe gesehen, und der Kaiser ist gefahren, aber nicht mehr: ich habe ihn fahren gesehen, da das Sehen nicht früher geschehen seyn kann, als das Fahren.

Als ich von etwa neun Jahren an einem Sonntage früh mit der Post zu Leipzig angekommen war, fragte mich einer meiner Reisegefährten: haben Sie gehört, daß Zollikofer in der Nachbarschaft predigt? Und Abends fragte man mich in Halle: haben Sie heute früh nicht Zollikofern predigen hören.

In beyden Fällen sollte ich etwas gehört haben, im letztern Zollikofern predigen, im erstern die Nachricht, daß er predige. Diese Nachricht und das Predigen hatten keinen nothwendigen Zeitbezug unter sich. Ich konnte sie sowohl später als früher erhalten, ohne daß dadurch die Zeit des Predigens verändert, oder das Predigen selbst zu der oder jener Zeit unumgänglich nöthig gemacht wurde. Hingegen das Predigen und das Hören mußte schlechterdings zu der nemlichen Zeit geschehen; ich mußte gerade an einem Sonntage und just zur Zeit der Predigt kommen; ich durfte weder vor noch nach der Predigt hören, sondern ich mußte hören, indem er predigte, und Zollikofer mußte predigen, indem ich hörte, wenn ich ihn sollte predigen hören.

Mit Recht setze ich also, wenn ich erzähle, daß ich ihn habe predigen hören, das Hören und das Predigen in Eine Zeit; und drücke damit, daß ich zu dem Hülfsworte der Vergangenheit, haben, beyde Verba in das Präsens des Infinitivs setze, zugleich aus, daß beydes das Hören und das Predigen vorüber, beydes aber

auch zu der nemlichen Zeit geschehen oder gegenwärtig gewesen sey.

Dies ist der Fall bey allen Zeitwörtern, die ein rückwirkendes Thun oder Leiden anzeigen, und jedermann wird leicht die oben gegebenen Beyspiele, deren Ausführung ich für überflüßig halte, nach dieser umständlichen Erörterung selbst anzuwenden wissen, und einsehen, daß sie alle die angegebne relative Zeitbestimmung haben müssen, wenn nicht die Vorstellung von ihrem Verhältnisse zu einander unbestimmt, oder gänzlich unrichtig ausfallen soll.

Hat z. B. der überlegene Feind seinen stolzen Gegner überwunden, und ihn gehorchen lehren, so hat der Ueberwundene gehorcht, indem es ihn der Ueberwinder mit Gewalt lehrte, und dieser durch seine Gewalt gelehrt, indem der Ueberwundene gehorchte.

Ich brauche wohl nicht hinzusetzen, daß es mit dem gehen sehen ganz die nemliche Bewandtniß hat. Drum habe ich jemanden gehen sehen, so muß er gegangen seyn, indem ich sah, und ich gesehen haben, indem er ging.

Urtheilen Sie nun selbst, m. th. G., ob es gut gethan seyn möchte, diese richtige und in der Natur der Sache liegende gleichförmige Zeitbestimmung, welche der Teutsche von jeher bey solchen relativen Zeitwörtern nach einem dunkeln Gefühle beobachtet hat, und noch

allgemein beobachtet, wegen einer bloß anscheinenden Unregelmäßigkeit verwerfen, und den von der gewöhnlichen Regel abweichenden, aber bestimmtern Ausdruck, einem dem Scheine nach regelmäßigeren, aber wirklich unbestimmteren, oder vielmehr unrichtig bestimmten und der Natur der Sache widerstreitenden, aufopfern zu wollen?

Doch das Schicksal dieser Redensarten mag seyn welches es will. Ich hob, um in der Sprache unserer Modeskribenten zu reden, den von Ihnen hingeworfenen Handschuh bloß deßwegen auf, um nach vollendetem Kampfe Sie desto herzlicher als meinen edelsten Gönner und Freund umarmen zu können.

Seit ich das Glück hatte, Sie zum erstenmale zu sehen, haben Sie an allen meinen Schicksalen den innigsten Antheil genommen, ohne daß ich einen andern Anspruch auf ihre Freundschaft hatte, als mein Vertrauen und Ihre Zuneigung. O was ist köstlicher auf dieser Erde als ein theilnehmender Freund! Mein Glück und meine Gesundheit, beydes lag Ihnen am Herzen, und welche Leiden und Freuden, die mir begegnen, kennen Sie nicht?

Sie sind ein edler Teutscher, und Wahrheit, Recht behaupten Sie immer, auch gegen Ihre Freunde; das kettet mich so sehr an Sie.

Ihre Erfahrung hat mir schon oft genützt, Ihren Rath fand ich immer als den besten, und Ihr Trost

hat so viel ermuthigendes. Sie waren mein Freund nicht bloß in Worten, sondern in der That, und Ihre Zuneigung hat weder Entfernung noch Zeit geschwächt.

Als jüngst meine Gesundheit erlag, und der Tod schon an meiner Thüre pochte, da that mir nichts so wehe, als so vielen edlen Männern, und besonders Ihnen, meinem thätigsten, theilnehmendsten, liebereichsten, immer gleichen Freunde, nicht noch einmal vor meiner Abreise in die Ewigkeit für Ihre Güte danken zu können.

Jetzt will ich nicht wieder zaudern. Nehmen Sie, theurer Mann, hier öffentlich meinen aufrichtigsten Dank hin, und mein ganzes Herz. Wären alle Menschen wie Sie, die Welt müßte unendlich glücklicher seyn!

Gräter.

Ueber
die Erfindung des Nilpapyrs
und seine Verbreitung in Griechenland.

(Fortsetzung von S. 147 des vorigen Stücks.)

Es ließe sich schon aus der Analogie ähnlicher Veränderungen, wo eine neue Art von Gedanken- und Schrift-

Schriftmittheilung auch die Fabrikazion neuer Schreibestoffe zur Folge hatte, *) nicht ohne Grund vermuthen, daß dies auch bey den Aegyptiern, als sie durch Ausländer die Vortheile der Buchstabenschrift kennen gelernt hatten, der Fall gewesen seyn müsse, und daß, wenn irgend eine Periode in der ältern ägyptischen Kultur-Geschichte Wahrscheinlichkeiten zur Erfindung des Papiers aus der Papyrusstaude an die Hand gebe, es gewiß diese sey. Allein es finden sich noch ausserdem historische Angaben, die nicht allein dieser auf bloßer Analogie gegründeten Muthmassung einen weit höhern Grad von Wahrscheinlichkeit, sondern auch der ganzen Hypothese von der Einführung der Buchstabenschrift bey den Aegyptiern durch Ausländer Haltbarkeit und chronologische Bestimmung geben.

Herodot, die unerschöpfliche Quelle aller unverfälschter Alterthumskunde, giebt uns auch hier einen sehr dankenswerthen Aufschluß. In der 27 Olympiade (ungefähr 671 Jahre vor Ch. G.) tritt in Aegypten die merkwürdige Dodekarchie oder Regierung der 12 Fürsten ein, unter welchen Psammetichus eine glänzende und für die Kultur-

geschich-

*) So entstand durch das Konstantinopolitanische Kanzleyzeremoniel eine ganz neue Art von Ausfertigungen und Diplomen. So wurde das eigentliche Druckpapier erst mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts bey der Ausbreitung und Vervielfältigung der Druckereyen allgemein, da man vorher nur starkes Schreibpapier bedruckt hatte.

geschichte Aegyptens äußerst wichtige Rolle spielt. Er hatte mit Hülfe der kleinasiatischen Griechen, die Herodot schlechtweg Jonier nennt, den Sieg über alle seine durch Priestergewalt und Volksbetrug unterstützten Nebenbuhler davongetragen, und eröffnete nun aus Dankbarkeit, oder vielmehr aus Herrscherpolitik, zuerst unter allen ägyptischen Faraonen den Griechen die Nilfahrt und die Küste von Aegypten, die bis jetzt durch das wachsame Priesterregiment allen Ausländern völlig unzugänglich und verschlossen gewesen waren. *) „Er gab ihnen, sagt „Herodot, unterhalb Bubastis an der Pelusischen „Mündung einen festen Wohnsitz, von welchem sie „später Amasis weiter verpflanzte. Sie waren die „ersten Kolonisten in Aegypten, die eine fremde „Sprache redeten. Psammetichus ließ ägyptische „Knaben unter ihnen aufwachsen, damit sie die „griechische Sprache lernen möchten; und von diesen stammen noch jetzt alle in Aegypten befindlichen „Dolmetscher ab.“ Diese Dolmetscher müssen sich in der Folge immer mehr ausgebreitet haben, und sehr zahlreich geworden seyn. Denn Herodot führt sie

*) Herodot II, 152. 154. Nach der Erzählung des Diodors I. 66. p. 77. Wess. hatte er schon vor seinem Siege über die übrigen Fürsten der Dodekarchie den Phöniziern und Griechen die Seeküste, die gerade auf seinen Antheil gekommen war, zum Handelsverkehr geöffnet. Die Schätze, die ihm durch diese Politik zuflossen, erregten den Neid seiner Mitfürsten so sehr, daß sie ihn gemeinschaftlich angriffen.

sie in einer andern Stelle sogar als eine eigene Kaste und Volksklasse der Aegyptier an. Von dieser Zeit an bis zur großen Persischen Invasion (130 Jahre) unter dem König Psammenitus dauerte der Handelsverkehr zwischen den blühenden Handelsstädten des Jonischen, Dorischen, Aeolischen Völkerbundes, den Inseln Samos und Aegina und den Aegyptiern, zwar abwechselnd mit mehr oder weniger Einschränkungen, aber doch immer mit sichtbarem Vortheil des fruchtbaren Nilreiches fort. *) Ganz besonders war dies unter dem vorletzten Könige Amasis der Fall. Naukratis am kanobitischen Nilarm wurde die Hauptfaktorei aller griechischen Kaufleute, **) in der

*) Alles hieher gehörige findet man in Heerens Ideen über die Politik und den Handel der Völker des Alterthums S. 458 ff. mit vielem Scharfsinn zusammengestellt. Ameilhon in seiner Histoire du Commerce et de la Navigation des Egyptiens, sous le regne des Proleméens (Paris 1766) p. 26. glaubt, daß die Griechen selbst, zur Vermeidung der Konkurrenz mit andern Völkern, die Einschränkungen des Psammetichus und seiner Nachfolger veranlaßt hätten, und dies haben auch andere angenommen. S. Aegyptische Merkwürdigkeiten (Leipz. 1787.) Th. II. S. 262. Allein Hr. Heeren hat die Sache aus einem richtigern Gesichtspunkt angesehen. Möchten wir doch bald eine Fortsetzung seines trefflichen und zum Theil nicht hinlänglich gewürdigten Werkes erhalten!

**) S. die Hauptstelle beym Herodot II, 178 179. Die Jonische Uepigkeit wurde mit dem Handel hierher verpflanzt,

der die listigen Griechen von der Eifersucht der mistrauischen Aegypter zwar lange Zeit eben die Einschränkungen und Bewachungen sich gefallen lassen mußten, die die Europäer unsrer Tage von den Halbbrüdern der alten Nilanwohner, den heutigen Chinesen, zu erdulden haben, am Ende aber doch durch die Begünstigung der aus griechischen Miethtruppen bestehenden königlichen Leibwachen und durch Geschenke sich immer größere Freiheiten und Ausdehnungen ihrer Handelsprivilegien zu verschaffen wußten.

Wie nun, wenn jene Jonier, denen Psammetichus zuerst den Nil eröffnete und den Auftrag ertheilte, seinen bis jetzt durch die Entbehrung des wich-

wovon sich viele Spuren im Alterthume finden. Die Jonischen Buhlerinnen machten hier oft, wie die Europäerinnen in Bengalen, ihr Glück. Schon Herodot lobt die ἑταίρας ἐπαφροδίτους dieser Handelsstadt, II, 135, vergl. Athenäus XIII, 7. p. 596. u. Analect. T. II. p. 93. n. V. Die Myrthenkränze hießen Naukratiten im Alterthume, Athen. XV, 6. p. 676. A. Die hier bey Kanobus wohnenden Jonier brachten Geschmack in die unförmlichen Milkrüge, die zum Filtriren des Nilwassers gebraucht wurden, und gaben diesen die Gestalt, die wir noch jetzt so oft auf griechisch ägyptischen Denkmälern unter dem Namen Kanoben erblicken. Eine Art naukratischer Trinkgeschirre kennt Athenäus, der selbst aus Naukratis gebürtig war, XI, 8. p. 480. E. Die Geschichte dieser Handelsfaktoreyen verdiente wohl eine eigene Behandlun

wichtigsten Aufklärungsmittels, der Buchstabenschrift, absichtlich in Unwissenheit erhaltenen Unterthanen griechische Künste und Sprachfertigkeit mitzutheilen, — ihr ursprünglich fönizisches, aber schon seit einigen Jahunderten den Griechen einheimisch gewordenes Alfabet nun auch nach Aegypten verpflanzet, und vielleicht nur noch mit den Buchstaben und Vokalzeichen bereichert hätten, die ihnen zur Bezeichnung gewisser der ägyptischen Sprache eigenthümlichen Laute unentbehrlich schienen? *) Was war natürlicher, als daß eben diese Jonier, die theils als Lehrmeister der ihnen anvertrauten ägyptischen Knaben, theils als Mäkler und Geschäftsträger der ägyptischen Kaufleute, ein vielfältiges Bedürfniß eines leicht anzuschaffenden Schreibematerials empfinden mußten, sich nach einem einheimischen Produkt umsahen, das alle diese Absichten vollkommen erfülle, und als sie es in der, in ihrer Nachbarschaft an den Mündungen des Nils häufig wachsenden Papyruspflanze wirklich fanden, **) nun auch

*) Hr. Prof. Tychsen, der doch selbst auch die Bekanntschaft der Aegypter mit der Buchstabenschrift in die Zeiten des Psammetichus setzt, am ang. Ort S. 54, würde, wenn ihm die Nachricht des Herodot von den Dolmetschern beygefallen wäre, gewiß nicht den Föniziern, deren unter diesem König keine besondere Erwähnung geschiebt, sondern den Griechen die Ehre dieser Mittheilung zugeschrieben haben.

**) Siehe die Hauptstelle beym Strabo XVII. p. 1151. B.

die Aegypter selbst, die sich vorher natürlich nicht darum bekümmert hatten, darauf aufmerksam machten? Und sollte nun wohl die Behauptung soviel unwahrscheinliches haben, daß grade durch dies wunderbare Zusammentreffen der Umstände das Nilpapyr von Griechen auf ägyptischem Grund und Boden erfunden, und auch von ihnen zuerst gebraucht worden sey?

Die gebieterische Nothwendigkeit und der Drang der Umstände, die von jeher den Erfindungstrieb der Menschen weckten und schärften, thaten wahrscheinlich auch hier das Beste bey der Sache. Man denke sich den tiefeingewurzelten, durch alle Kunstgriffe der herrschenden Priesterkaste Jahrhunderte lang unterhaltenen Haß der gemeinen Aegypter gegen alles was neu und ausländisch war. Man denke sich die über Psammetichs Neuerungssucht und Abtrünnigkeit zu den Sitten des Auslands äußerst empörten Priester, die ihren ganzen Einfluß auf die Gemüther des Volks dazu anwendeten, alles, was die begünstigten Jonier thaten, verdächtig und verhaßt zu machen. Ist es wohl zu verwundern, daß diese Jonischen Schriftlehrer und die durch sie unterrichteten ägyptischen Dolmetscherknaben anfänglich der Gegenstand allgemeiner Verachtung waren, und in der Folge, ausgestoßen von den Aegyptern, eine eigne Kaste der Dolmetscher bildeten, wenn sie auch wegen ihrer Unentbehrlichkeit und um der Reichthümer willen, die sie sich als Mäkler und Unterhändler

so

so leicht erwerben konnten, bald überall eben so zahlreich als mächtig wurden? *) Nun brauchten sie sowohl beym Unterricht als beym Handelsverkehr ein Schreibmaterial, das sich nicht allein durch Wohlfeilheit und leichte Behandlungsart, sondern auch als eine Gabe des allbefruchtenden, göttlichen Nils und als ein einheimisches Produkt den Aegyptern auf der Stelle empföhle. Thierhäute, Schaaf- und Ziegenfelle, wie sie grade damals nach dem Zeugnisse des Herodot in Jonien zum Schreiben gebraucht wurden, mußten aus mehr als Einem Grunde **) den

*) Grade dies ist auch die Vorstellung, die Hr. Prof. Heeren in seinen Ideen über die Politik und den Handel der alt W. S. 392 f. von der Entstehung und Fortpflanzung dieser sonderbaren Dolmetscherkaste, gegeben hat. Natürlich mußten, als die Aegypter aufhörten, alle Fremdlinge, auch die Griechen, Barbaren zu nennen, (Herodot II, 158) und den Haß gegen die Ausländer immer mehr ablegten, (S. die Hauptstelle des Eratosthenes beym Strabo XVII. p. 1154 B.) nach und nach diese Dolmetscher, als Kaste, völlig verschwinden; und so ist es wohl zu erklären, daß kein anderer alter Schriftsteller, der von den ägyptischen Kasten spricht, (S. Wesseling zum Diodor T. I. p. 85, 13.) ihrer erwähnt. Nur der älteste unter ihnen, Herodot, kannte sie noch.

**) Ich erinnere hier nur an den Mendesdienst, oder die Verehrung der Böcke und Ziegen, Herodot II, 46. Jablonsky Panth. Aegypt. T. I. p. 272 ff und an den Ammun im Widderfelle. Herodot II, 42. Jablonsky l. c. p. 163 ff.

abergläubischen Nilanwohnern gewissermaßen ein wahrer Greuel und Abscheu seyn. Ziegen und Schaafböcke erhielten in mehrern Namen des ältesten Aegyptens göttliche Verehrung. Wer hatte es gewagt, dort auf die Felle der respektiven Götterrepräsentanten zu schreiben? Auf der andern Seite wurden Thierfelle von den Priestern und allen denen, die die Priesterdiät befolgten, für unrein gehalten, und weder zu Kleidungsstücken, noch zu andern Bedürfnissen des Lebens gebraucht.*) Es wäre also für die Schreibekunst, die damals unter den Aegyptern ungefähr eben die Anfeindungen und Verfolgungen zu bekämpfen hatte, welche die Buchdruckerkunst kurz nach ihrer Erfindung in Paris und Venedig erfuhr, gewiß eine sehr schlechte Empfehlung gewesen, wenn die Jonischen Dolmetscher ihre Thierhäute den scheuen Schülern hätten aufdringen wollen. Etwas ganz anderes war es hingegen mit einem Material aus der Papyrusstaude. Sie war den Aegyptern eine reiche

*) S. die Kollektaneen bey Schmidt de sacerdotibus Aegypt. p. 26 ff. Dies gieng so weit, daß sie nicht einmal lederne Schuhe tragen durften, sondern sich nur solcher bedienten, die aus Papyrstauden zusammen geleimt wurden. Herodot II, 37 vergl. mit Meiners de veterum Aegyptiorum origg. in den Comment. Soc. Gotting. Class. Philog. T. X. p. 69. f. Daher läßt auch Martianus Kapella in seiner allegorischen Hochzeit der Filologie Schuhe aus Papyrbast anziehen. Calceos ex papyro textili subligavit: ne quid eius membra polluerent morticinum. *Nupt. Philolog. et Mercur.* libr. II, 4. p. 100. ed Goetz.

reiche Segensfülle aus dem Fruchthorne ihres Flußgottes; sie war ihnen nach ihren verschiedenen Theilen Brenn- und Bauholz, Nahrungsmittel, und zu hundert Geräthschaften und Bedürfnissen nütze. *) Ließ sich hieraus ein neues Material zum Schreiben zubereiten, so half die Neigung zu diesem einheimischen Stoffe den Widerwillen gegen die einzuführende Sprache und Schrift überwinden, und die Priester mußten am Ende selbst dieser so ganz eigentlich auf Aegypten berechneten Erfindung dadurch huldigen, daß sie sich ihrer zu ihren heiligen Büchern nach und nach zu bedienen anfingen. **)

Und wie leicht konnte damals diese Anwendung der dünnern Häute der Papyrusstaude zu einem Schreibmaterial gemacht werden, da sich Aegypter

*) Die Hauptstelle beym Theofrast Hist. Plant. IV, 9. p. 423. edit. Stapel. und die Uebersetzung beym Plinius. Daher bezeichneten auch nach dem Horapollo I, p. 46 edit. Pauw. die Aegypter das Alterthum ihres Ursprungs durch einen Büschel Papyrus, weil dies ihre erste Nahrung gewesen sey. Vergl. Kirchers Oedipus T. III. p. 234.

**) So theilten die Priester dem Herodot die Namen der Könige aus einer Papyrusrolle mit, II, 100. Von solchen Büchern mußten denn auch die βιβλοι beym Syncellus in Euseb. Chron. p. 6. ed. Scalig. und die libri literis ignorabilibus praenotati beym Apulejus XI. p. 255. ed. Pric. verstanden werden.

und Ausländer *) der gröbern Häute und Abschälungen nicht allein zu künstlich geflochtenen Schiffstauen, sondern auch zu Segeln, statt der Tücher und Felle, woraus andere Nazionen diesen Theil des Takelwerks zu verfertigen pflegten, **) seit undenklichen Zeiten bedienten. ***) In der That läßt sich

*) Durch den frühen Handelsverkehr der Fönizier mit Aegypten kannten schon die Sänger der Odyssee XIII, 391 Schiffsseile aus Baste von Byblos. S. Eustathius p. 1913, 40. ed. Rom. und Goguet Origine des Loix T. II. p. 327.

**) Die Beweisstellen giebt Scheffer de milit. nav. II, 5. p. 141. Berghaus Geschichte der Schiffarthskunde Th. II. S. 377.

***) Plinius sagt nach dem Theofrast: e libro (sc. papyri) vela tegetesque texunt. Man vergleiche den Guilandinus S. 242 edit Salmuth. Uebrigens beweist schon das Wort *texere*, welches Plinius sowohl von den Segeln, als dem Papiere braucht, daß bey beiden Zurichtungen ungefähr dieselbige Behandlung statt fand. Vergl. Raynus Abhandl. Th. I. S. 223 der teutsch. Uebers. Nur fand wahrscheinlich der Unterschied statt, daß das, was bey den Papyrussegeln in einander geflochten war, beym Papier über einander geleimt wurde. Die Fabrikazion der Segel wird aus einer Stelle des Strabo XVI. p. 1075. B. deutlich, wo den Babyloniern gleichfalls ἱστία καλαμινα ψιαθοις ἡ εἰβι πεπλεγμενα gegeben werden. Daher das gegitterte Ansehn, wie sie z. B. auf einem alten Sarkofag

sich die Zubereitung dieser Papyrsegel kaum anders denken, als daß man dabey im Ganzen fast eben die Kunstgriffe anwendete, die zur Verfertigung des Schreibpapiers in der Folge gebraucht wurden; nur daß man bey letztern die feinern, zärtern Häute sorgfältig absonderte, leimte, und alles mit größerer Genauigkeit zusammenpaßte und in einander fügte.

Aus dieser Annahme ließe sich nun auch am besten das Stillschweigen erklären, das Herodot über diesen Gebrauch des Papyrus beobachtet. Es ist allerdings auffallend, daß dieser genaue Schriftsteller da, wo er von dem vielfältigen Gebrauche spricht, (II, 92.) den man in Niederägypten vom Biblos oder von der Papyrstaude, als Nahrungsmittel, mache, nur überhaupt bemerkt, daß man sich des oberhalb des Wassers abgeschnittenen Theils der Pflanze zu andern Dingen bediene, ohne doch der allerwichtigsten Benützung derselben zum Schreibepapyr mit einer Sylbe Erwähnung zu thun. Allein Herodot, der überhaupt in dieser Stelle nur von den eßbaren Nilpflanzen spricht, und die anderweitige Benutzung des Byblos in andern Stellen nur gelegentlich berührt, hielt diese ganze Erfindung nicht für ägyptisch, und überging sie also auch hiernach seiner

sag im Vatikan in *Bosio* Roma Sotterranea II, 7. p. 103. erscheinen. Von Papyrussegeln sind auch die Segel zu erklären, die man zuweilen neben der Isis Velifica auf Münzen findet. S. Zoega in der Bibliothek der alten Liter. u. Kunst St. VII. p. 55.

Gewohnheit, wo er nicht Lust hat, sich durch eine besondere Einschaltung zu unterbrechen.

Um so bedeutender wird aber durch diese Erklärung die bekannte, bis jetzt wenig verstandene Stelle des Lukans, wo er den Föniziern die Erfindung der Buchstabenschrift zueignet, und ausdrücklich die Hieroglyfen und die heilige Priesterschrift (magicae linguae) mit dem Zeitpunkt zusammensetzt, wo man das Nilpapyr noch nicht zusammen zu leimen verstand.

Memfis hatte noch nicht den Nilerzeugten Papyros
Künstlich gewebt: nur Vogelgestalten und Thier' und Gewürme
Sprachen in Stein gehauen mit magischen Zungen zur Nachwelt. *)

Und hiermit wäre denn nun auch der Zeitpunkt bestimmt, wenn die Benutzung des Nilpapyrs zuerst bey den Griechen in Jonien und von da über die Inseln auch in Athen und im Mutterlande bekannt wurde. Miletus, Kolofon, Focäa und die übrigen

*) Lucan. III, 224.
Nondum flumineas Memphis contexere byblos
Nouerat: et saxis tantum volucresque feraeque
Sculptaque seruabant magicas animalia linguas.
Es ist zu verwundern, daß vor Hrn. Prof. Tychsen Bibl. der Alt. Lit. u. K. St. VI. p. 49. niemand den rechten Sinn dieser Worte gefaßt hat.

gen griechischen Handelsstädte Kleinasiens hatten in dieser Periode des geöfneten Aegyptens fast allein das kosibare Vorrecht, die Aegypter mit allen ausländischen Artikeln des Luxus und der Bequemlichkeit zu versehen. Sie standen, wie ein neuerer Geschichtschreiber sehr treffend bemerkt, *) gegen Aegypten und die größern asiatischen Reiche ungefähr in eben dem Verhältnisse, in welchem die kleinen Handelsrepubliken Italiens im 13 und 14ten Jahrhundert zu dem übrigen Europa, oder die Niederlande im 15. und 16ten Jahrhundert gegen England, Frankreich und Teutschland sich verhielten. Hier in Aegypten vertauschten sie Griechische Weine, Kunstgebilde in Metallen und Stein, Gefäße, Jonische Mädchen und andere Produkte ihres glücklichen Himmelsstrichs, gegen Gold, Elfenbein und Edelgestein, wie sie durch den Karavanenhandel aus dem innern Afrika über Meroe den Nil herabkamen, Korn und Leinewand und was sonst das fruchtbare Nilland in seinem Schooße erzeugte; wobey doch die Handelsbilanz eben so sehr zum Vortheil der Aegypter gewesen zu seyn scheint, **) als sie es beym Europäischen Handel nach China noch heut zu Tage zum Vortheile des anstelligen Mandarinenvolkes ist. Natürlich spekulierten die Jonischen Kaufleute sogleich auf diese von ihren eigenen Landsleuten in Aegypten gemachten Erfindung des neuen Schreibestoffs aus

*) *Gillies* History of Greece T. I. p. 293 ed. Basil.

**) Herodot II, 177 vergl. Heerens Ideen S. 473 f.

aus einer Staude, die nun auch in anderer Rücksicht den Griechen ein wichtiger Modeartikel wurde.*) Das Byblospapier erhielt schnell durch ganz Jonien und alle angränzenden griechischen Kaufmanns-Etablisse-

*) Der Luxus, den das genießende Alterthum in Kränzen aller Art mit einem Raffinement und einer Verschwendung trieb, wovon wir bey unsern Sitten gar keinen Begriff haben, foderte zarte Bastbänder (philyras S. zu Horaz Od. I, 38. 2.) um die Blumen und Zweige im Kranze zusammen zu halten. Dazu bediente man sich nun am liebsten des feinen Papyrbastes, der daher βιβλος στεφανωτρις hieß. S. Plutarch in vita Agesilai c. 36. T. IV. p. 127 Hutt. Athenäus XV, 6. p. 676. D. und die Kollektaneen beym Paschalius de coronis X, 6. p. 684. Auch die großen Blumenschnüre und Festons, mit denen man Tempel und Altäre zierte, wurden damit gebunden. Daher βιβλος ἐξ ἱερῆς in einer merkwürdigen Stelle beym Appian Mithridat. c. 111. p. 811. Schweigh. Aus Anakreon IV, 5. wissen wir, daß der Leibrock der schönen Knaben mit Bandschleifen aus Papyrus über den Schultern zusammengebunden wurde, und da diese Ode zu den wenigen ächten des Anakreon zu gehören scheint, so beweiset diese Stelle zugleich das Alter dieses Gebrauchs. Selbst in der Küche brauchte man diese Papyrbänder S. Kasaubon zum Athen. p. 923, 10. Und als man in der Folge statt des eigentlichen Papyrbastes allerley andere Sumpfgewächse (scirpi. S. Plinius XVI. 37) zu ähnlichem Gebrauch abschälte, so erhielten auch diese die vornehmere Benennung Papyrus. S. Saumaise zum Solin S. 705—7. oder seinen Kompilator, Boden von Stapel, zum Theofrast S. 429 f.

blissements, wo ein bequemes Schreibmaterial in den Faktoreyen äußerst willkommen seyn mußte, mit dem dazu gleichfalls vom Nil zuerst eingeführten Schreiberohr *) allgemeine Ausbreitung, und wurde nun selbst wieder in Griechenland ein mächtiges Beförderungsmittel der, nach einem so langen Stocken mit einer fast unbegreiflichen Schnelligkeit, ganz unerwartet emporblühenden Litteratur und Geisteskultur Grie-

*) Nur erst mit der Erfindung des Nilpapyrs wurde in Aegypten selbst auch das Schreiberohr, das dort in vorzüglicher Güte gefunden wurde, (S. die Stellen bey Schwarz de varia supellectile rei librariae veterum c. VII.) gebraucht, und mit dem Papyr selbst als ein Handelsartikel ausgeführt. Daher sagt Plinius XVI, 35. s. 64, charris seruiunt calami, Agyptii maxime *cognatione quadam papyri*. Ich glaube daher überhaupt zu dem Schluß berechtigt zu seyn, daß die eigentliche Buchstabenschreibekunst erst von den Aegyptern um diese Zeit zu den Griechen gekommen sey, die bis jetzt nur Buchstaben in Wachsflächen auf Tafeln (δέλτοι) und Häute (διφθέραι) mit dem Griffel einzuschneiden gewußt hatten. Aber in Aegypten hatte man schon vor der Erfindung des Nilpapyrs flüssige Farben mit einem Pinsel auf die Wickelbänder der Mumien aufgetragen. S. Caylus Recueil d'Antiquités T. V. p. 76 f. vergl. eben desselben Abhandlung über den Papyrus S. 194. teutsch. Uebers. Dort war also die Erfindung, statt des mühsamen Pinselschreibens, wie es noch jetzt die Chineser haben, ein Rohr in die Farbe einzutauchen, am leichtesten gemacht. *Tantae molis erat periturum inscribere chartam!*

Griechenlands im 6ten und 5ten Jahrhundert vor Christi Geburt.

Dieser Zeitpunkt, in welchem die Papyrusstaude für die allgemeine Kulturgeschichte eine so wichtige Rolle zu spielen anfängt, könnte ungefähr um die 40ste Olympiade, oder in die letzte Hälfte des siebenten Jahrhunderts vor Christi Geburt, wenige Jahre vor Alcäus, Safo und den sogenannten sieben Weisen Griechenlands gesetzt werden, wo er die kurz darauf folgenden Erscheinungen der von Kleinasien ins Mutterland zurückwandernden Kultur, die Solonische Gesetzgebung und das schöne Zeitalter der Pisistratiden sehr gut vorbereitet. In weniger als hundert Jahren schrieb Ferecydes seine poetische Prose, traten, vom Sylbenmaße entfesselt, die ersten Geschichtschreiber, Kadmus und Hekatäus von Milet, Acusilaus aus Argos auf, sammelte und schrieb Athen die Homerischen Heldenlieder aus dem Munde der Rhapsoden nieder, wanderte die nun auch in Schulen immer häufiger gelehrte Schreibekunst aus Wachstafeln, Thierhäuten, Stein- und Erzschriften in die bequeme und wohlfeilern Papyrusrollen ein, deren von nun an überall Erwähnung geschieht. *)

*) Die ältesten Stellen des Kratinus und Plato des Komödiendichters hat Pollux VII, 210. 211. S. Wolfs Prolegg. ad Homer. p. LX. Βυβλος, oder, wie man es später allgemein schrieb, βιβλος hieß nun, (so wie das von härtern

härtern Stoffen entlehnte χαρτης S. (Lenneps Etym. p. 1094.) das Nilpapyr, παπυρος aber, das ächtägyptische Wort (Frynichus p. 132 und Scholz Expositio vocab. Copticor. in script. S. im Repertorium der morgenl. Liter. Th. XIII. S. 20.) der Nilbast, in so fern er zu andern Dingen als zum Schreiben bey den Griechen gebraucht wurde. Der Unterschied, den einige alte Wörterbücher (S. zum Hesychius T. I. c. 778, 19) zwischen βυβλια und βιβλια machen, so daß ersteres das unbeschriebene, letzteres das beschriebene Papyr bezeichnen soll, ist eine grammatische Grille. — Uebrigens ist für die Geschichte der Ausbreitung des Nilpapyrs in Griechenland die wichtigste Stelle beym Galen, wo er von den 5 Büchern über die epidemischen Krankheiten, die dem Hippokrates untergeschoben worden sind, erzählt: sie wären von seinem Sohne dem Thessalus entweder aus den Häuten (διφθεραις) oder Wachstafeln (δελτοις) des Vaters zusammengelesen worden: de difficult. respirat. III, 1. T. VII. p. 268. ed Charter. vergl. Gruners Censura librorum Hippocrateorum p. 134. Hieraus wäre, dünkt mich, deutlich, daß Galen, der scharfsinnigste Kritiker seines Zeitalters, selbst gezweifelt habe, ob Hippokrates sich schon des Papyrs zum Niederschreiben seiner Krankheitsbeobachtungen bedient habe. Denn das Wort χαρτους, was in einer andern Stelle, wo Galen eben dies erzählt, vorkommt, in praefat. ad Galen. Comment. I. in VI. Epid. T. IX. p. 354. f. halte ich für eben so unächt und untergeschoben, als die vom Skaliger angefochtenen Worte im Theofrast τα εμφανεστατα τοις εξω βιβλια, Hist. Plant. p. 423. in fin. gewiß ächt und mit Beziehung auf eben den Zeitpunkt geschrieben sind, von welchem Varro beym Plinius mit Recht sagen konnte: Alexandri vic-

victoria *repertam* esse Papyrum. Bis auf die Eroberung Aegyptens durch Alexander war die Papyrzubereitung in Aegypten als ein Persisches Regale behandelt und den Ausländern sorgfältig verborgen, vielleicht auch eben der Kunstgriff zur Erhaltung seines Preises angewendet worden, den Strabo bemerkt XVII. p. 1151. Nun wurde seine Zubereitung auch auswärts bekannt. Dies nannte Varro: papyrum *repertam* esse.

Böttiger.

V.

Einige Zweifel

über die in den Wolfischen Prolegomenis zum Homer aufgestellte Hypothese.

Ein Auszug aus einem Schreiben, Leipzig den 14ten Febr. 1796. an einen Freund *)

Ob ich Wolfs Idee über die Homerischen Gesänge beypflichte? — Gern möchte ich Ihnen diese Frage zurück

*) Der Inhalt dieses mir von einem gelehrten Freunde zu beliebigem Gebrauche mitgetheilten Auszugs schien mir in mehr als Einer Rücksicht die Stelle, die ich ihm hier einräume, zu verdienen.

Ich

rückgeben; denn ich wüßte fürwahr in dem ganzen Alterthume keinen Gegenstand, über den ich mir Ihre Belehrungen und Ihre Aufklärungen so sehr wünschte, als über diesen. Seit langem hat kein neues litterarisches Phänomen bei mir ein so lebhaftes Interesse erregt, als die Wolfischen Prolegomena. Und bey wem sollten sie das nicht? Aber ich weiß nicht, wie unglücklich es mir geht; je mehr und je länger ich lese, desto tiefer verirre ich mich in ein Labyrinth, durch welches ich den Faden nicht finden kann. Ich bin überzeugt, daß es an meiner Unfähigkeit liegt; aber ich muß Ihnen bekennen, daß mir die

Ich theile mit dem Verfasser die lebhafteste Hochachtung für den eben so tiefen als scharfsinnigen Untersuchungs- und Prüfungsgeist und die seltne Gelehrsamkeit des berühmten kritischen Filologen, gegen dessen Hypothese über Homer und die ihm zugeschriebenen Gedichte hier einige bescheidene Zweifel vorgetragen werden; und weit entfernt zu besorgen, daß ihm diese Bekanntmachung derselben mißfallen könnte, bin ich vielmehr gewiß, daß es sein ganzer Ernst war, da er in den Prolegomenis den Wunsch äusserte, eine Hypothese, die er (wie man sieht) schon selbst von allen Seiten beleuchtet und mit einem Scharfblick, der nur wenigen Gelehrten seiner Profession gegeben ist, geprüft hat, auch von andern in die genaueste und strengste Prüfung genommen zu sehen. Von einer solchen ist nun zwar hier die Rede nicht: indessen scheinen mir doch die Zweifel des gelehrten Briefstellers erheblich genug um Aufmerksamkeit zu verdienen, und meinen Wunsch zu rechtfertigen, daß Hr. Prof. Wolf selbst sie seiner Beurtheilung und Auflösung würdig halten möge.

W.

die von Wolf jetzt aufgestellten Argumente a priori bei weitem nicht so unwiderstehlich vorkommen, als sie noch neulich dem Recensenten in der A. L. Z. erschienen. — Darf ich Ihnen wohl, im Vertrauen auf Ihre Nachsicht und in Hoffnung einer freundschaftlichen Zurechtweisung, einige meiner Zweifel eröffnen?

Wolf gründet sein ganzes Räsonnement auf einen Satz, dem er besonders viel Gewicht zutraut: daß es nemlich der Natur selbst widerstreite, so lange Gedichte, als die Ilias und Odyssee sind, in einer solchen Verbindung und Wohlordnung, ohne alle Unterstützung der Gedächtnißkraft durch Schreibinstrumente, hervorzubringen und vorzutragen. — Ich fange von dem letztern, von dem Vortrage dieser Gesänge an.

Daß Homer beim Anfange seiner rhapsodischen Dichtungen auf nichts weniger als auf den Einfall kam, ein Werk von solchem Umfange, als die Ilias oder Odyssee allmählich geworden ist, für Hörer abzufassen und Hörern vorzutragen, versteht sich von selbst. Denn natürlich war es unmöglich, den Vortrag in Einer Recitazion zu endigen. Wie aber, wenn er die Gesänge allmählig verfaßte, um sie seinen Zuhörern in mehrern Recitazionen mitzutheilen? Dies läßt sich, meint Wolf und der Recensent in der A. L. Z. mit ihm, wieder nicht denken, weil dabey vorausgesetzt wird, daß der Dichter jeden folgenden Tag auf das nemliche Auditorium hätte rechnen müssen. — Rechnen müssen? — Schwerlich!

Denn

Denn bekanntlich befaßte ja damals jede Rhapsodie mehrere Bücher nach unserer jetzigen Abtheilung: warum sollte sie denn nicht als ein Ganzes für sich haben bestehen, und als ein Ganzes verstanden und mitempfunden werden können? Ueberdies hatte der Dichter Griechische Zuhörer, denen die Begebenheiten nicht fremd, mithin auch abgerissene Stücke aus einer bekannten Begebenheit nicht unverständlich waren. Das Interesse, das sie an ihren Rhapsoden und seine Gesänge fesselte, war das Interesse der Sympathie, nicht das Interesse der Neugier. Alles dieses zusammengenommen, scheint mir auch der analogische Fall, den der Recensent in der A. L. Z. von einem Prediger hernimmt, nicht sehr glücklich gewählt zu seyn. Denn 1. will der Prediger belehren und durch zusammenhängende Gründe und eine bündige Schlußfolge überzeugen; der Dichter hingegen durch eine begeisterte und feurige Darstellung von Begebenheiten ergetzen, deren Knoten nicht so fest geschlungen war, daß sich nicht die Textur der Gesänge eben so frey löfete, als sie begann. Freilich wird 2. kein Homilet auf den albernen Gedanken kommen, eine Predigt für Zuhörer auszuarbeiten, zu deren Haltung und Anhörung ein ganzer Tag erforderlich wäre; aber es ließe sich doch wohl denken, daß ein reisender Prediger über ein weitschichtiges Hauptthema eine Reihe von mehreren Predigten verfertigte, wovon jede einzeln angehört, einzeln verstanden, die Reihe aber wieder geschlossen und als ein für sich bestehendes Ganzes betrachtet werden könnte.

Nur müßte er z. dabei ebenfalls voraussetzen dürfen, daß die verschiedenen Zuhörer, denen er auf diese Art eine Ansicht des Einzelnen, aber keine Uebersicht des Ganzen gewährte, in ihren Kenntnissen sich ziemlich gleich und folglich im Stande wären, das was etwa nicht ganz hell geworden, sich selbst aufzuklären und das Fehlende zu ergänzen. Aber das war ja ganz Homers Fall. —

Noch mehr! So viel scheint erwiesen zu seyn, daß, wenn eine Ergänzung oder Vermehrung der Homerschen Gedichte statt gefunden hat, sie nirgends anders als bey seiner Familie, den Homeriden, zu suchen sey. Pisistrat und Hipparch sammt ihren dichtenden Zeitgenossen konnten nicht in den Homer bringen, was nicht da war. Zu ihrer Zeit war jener Geist, der in der Ilias und Odyssee lebt, längst entwichen; revidieren und ordnen konnten sie, aber nicht homerisch erzählen und erdichten. Setzen wir aber dieses fest, so tritt derselbe Fall wieder ein, dem wir uns beym Homer selbst zu entwinden suchten, und wir drehen uns, dünkt mich, ziemlich unbequem im Zirkel herum. Denn entweder durften auch die Homeriden die ihnen überlieferten Gesänge nicht vermehren und ergänzen, weil sie dieselben dann für Eine Recitazion nicht brauchen konnten; oder sie mußten es so ungereimt nicht finden, auf **verschiedene** Recitazionen und dabey wieder auf **verschiedene** Zuhörer zu rechnen. So viel von dem **Vortrage** dieser Gesänge!

Was

Was nun zweytens die **Hervorbringung** oder **Verfertigung** derselben von **Einem** Verfasser betrift, so wird sie theils ihrer **Länge**, theils ihrer **Wohlordnung** wegen geläugnet. Allein ich komme hier auf meine vorige Frage: mußte denn Homer diese Gedichte **auf einmal** und zu einer **Zeit** verfertigen? Wolf selbst giebt zu, daß die Homeriden fähig waren, nicht bloß die von ihrem Altvater auf sie fortgeerbten Rhapsodien im Gedächtniß aufzubewahren und aus dem Gedächtniß ihren Schülern mitzutheilen, sondern sie sofort auch durch neue zu vermehren, um die etwanigen Lücken der Geschichte entweder, oder der ραφη auszufüllen. Hier gerathe ich wieder in einen Zirkel. Wir sprechen dem Homer ab, was wir unter gleichen Bedingungen und Verhältnissen seiner Schule zugestehen; wir wollen in seinem Originalgenie das nicht vereinigt denken, was wir unter mehrern, die aber doch auch wieder als **einzelne Individuen** genommen werden, mehr der Vorstellung als der Sache selbst nach vereinzeln! — Lag doch der Trojanische Cyklus offen vor Homer da: aus ihm wählte und bearbeitete er, ohne sich vorher einen Plan zu einem so langen Gedicht entworfen zu haben, bald dieses, bald jenes Stück; er konnte ihn ja wohl, da er so **lange** dichtete und sang, ziemlich erschöpfen. Die Verbindung der historischen Stücke unter und mit einander mußte allmählig auch eine Verbindung der Gesangsreihen hervorbringen, und es mußte, nachdem alle zu **Einer** Geschichte gehörigen Theile verarbeitet waren,

die Sfäre des ganzen Epos geschlossen scheinen. So entsprang aus der historischen Verbindung eine Art von dichterischer Einheit; die Ausführung war früher als die Anordnung, Rhapsodien früher als das Epos. Auf diese Art ließe sich vielleicht nicht bloß die Länge der Gedichte erklären, sondern auch ihre Wohlordnung von demselben Verfasser ableiten. Ja man könnte noch einen Schritt weiter gehen. Eben daher würde es sich ergeben, warum in der später verfertigten Odyssee alles planmäßiger, zusammenhängender und geordneter erscheint als in der Ilias, und hier würde uns, selbst in historischer Hinsicht, auch Longins Urtheil zu Statten kommen. — Allein aufrichtig gesprochen, rechne ich auf alles das, was sich etwa für die mögliche oder natürliche Entstehung der Wohlordnung in den homerischen Gedichten sagen läßt, wenig oder nichts, ganz überzeugt, daß wir diese nur den spätern διασκευασταις zu danken haben, von denen auch wohl bald durch einzelne Verse, bald durch längere Stellen manche Lücken ergänzt und ausgefüllt, oft auch nur leicht übertüncht seyn mögen. Denn darauf, aber auch darauf allein, werden wir theils durch die historischen Data, die sich von den Alten vorfinden, theils durch Alles das, was Wolf zur Unterstützung seiner Hypothese mit bewundernswürdiger Scharfsicht und Belesenheit vorbringt, geleitet. Denn alles, was er noch von dem Uebelstande mancher Stellen, besonders in der Ilias, von ihrem losen Zusammenhange und von den Widersprüchen, welche in denselben

hier

hier und da herrschen, berührt, läßt sich entweder aus dem quandoque bonus dormitat H. erklären, oder es bezieht sich nur auf einzelne Stellen, und die anerkannt eingeschobenen Endrhapsodien. Solche Einschiebsel aber begehrt auch der nicht zu läugnen, welcher das ganze von Homer gedichtet annimmt. Wenn übrigens keiner unter so vielen cyklischen Dichtern es nach Homer unternommen hat, ein episches Werk nach einem regelmäßig überdachten epischen Plane zu entwerfen und auszuführen: so beweist dies, meines Bedünkens, nicht, daß Homer seine Gesänge nicht selbst verfertigt, sondern nur, daß er sie nicht selbst geordnet habe. Auch wäre es noch eine Frage, ob nicht aus manchem uns jetzt nur noch aus Bruchstücken bekannten Werke der frühern Dichtkunst wenigstens ein eben so planmäßiges Ganzes, als die Iliade aufstellte, hervorgegangen wäre, wenn sich einsichtsvolle Pisistratiden der Mühe der Redakzion und Ueberarbeitung unterzogen hätten. — Ich gestehe Ihnen, daß ich immer mehr den noch rückständigen historischen, grammatischen und kritischen Argumenten, welche alles für oder wider Wolfs Meynung entscheiden müssen, mit unglaublicher Erwartung entgegen sehe. Denn ich mag nun entweder dem Ursprung des Gleichförmigen und Gleichtönenden in Homers Gedichten, mit dem achtungswürdigen Verfasser des Aufsatzes in den Horen, bis zu den Homeriden hinauf führen, oder ihn mit Wolf von den Bemühungen des Aristarch ableiten: so bleibt es ein Meisterstück der Kritik, das Unächte

ächte zu erweisen und von dem Aechten durch Gründe zu sondern; wenn nicht auch etwa in dieser Hinsicht das munus Venetum reichere Ausbeute liefert, als ich Unmündiger ahnde.

Noch eins! Daß die Iliade und Odyssee zwey verschiedene Vf. haben, vermuthete auch der brave Reitz. Ich erinnere mich noch lebhaft, daß er mir diese Vermuthung in einem Gespräch über die damals erschienenen Götting. Preisschriften über die Hom. Chorografie äusserte. — Haben Sie aber wohl eine Frühgeburt von Klotz gesehen, die ich nur aus Fabricii B. Gr. I. p. 556 kenne? Von dem jugendlichen Feuergeiste dieses Mannes ließen sich wohl wenigstens kühne Hypothesen erwarten, wenn auch nicht Wolfische Gründlichkeit und Penetrazion.

...dt.

VI.

Ueber
des Herrn v. Birkenstocks Denkschrift auf den Erzherzog Alexander Leopold.

Das schöne Ehrendenkmal, das die Redekunst, im lieblichsten Bunde mit den bildenden Künsten, *) dem zu früh

*) Man hat gezweifelt, ob die Idee, den Gott das Schicksals in einer Rolle, die er selbst beschrieben habe, das jetzt in Erfüllung gehende Schicksal erblicken zu lassen, antik sey. Ja man hat sogar einen Widerspruch darin zu entdecken geglaubt. Allein diese Zweifler hatten

früh verewigten Erzherzog Palatin Alexander Leopold noch im verflossenen Jahre gesetzt hat, bedarf zwar jetzt weder einer Bekanntmachung noch Empfehlung, da es gewiß schon in den Händen aller geschmackvollen Kenner des Alterthums ist, und von einem jedem, der die Kraftsprache des alten Roms, auf einen modernen aber des klassischen Alterthums würdigen Gegenstand angewendet, würdigen und wägen kann, schon längst gelesen und wieder gelesen wurde. Aber eine Anzeige, daß unser Vaterland um ein Meisterwerk des Genies, das sich in einem kleinen Denkmal so lebendig abdrückt als in einem großen Mausoleum, wirklich reicher ist, kommt in dieser Zeitschrift nie zu spät. — Es hat nemlich der Herr Hofrath von Birkenstock, dieser edle Kenner und Beschützer alles Guten und Schönen, auf den grade jetzt die Freunde der Wahrheit und der Wissenschaften innerhalb und außerhalb der österreichischen Erbstaaten mit verstärkter Zuversicht blicken, seinen zwey treflichen Denkschriften auf Friedrich und Josef die Einzigen, im ächtrömischen Lapidarstyl, eine dritte auf den im 23sten Jahre seines rastlos wirksamen Lebens, in der Blüthe schöner Erwartungen durch eine unglückliche Pulverentzündung getödteten Erzherzog Alexander Leopold hinzugefügt. Sie ist unter dem Titel Aeternae memoriae Alexandri Leopoldi cet. in doppeltem Format, sehr splendid in Folio, mit zwey treflichen allegorischen Zeichnungen zum Anfang und Schlusse und im ächtrömischen Kostum mit Unzialbuchstaben gedruckt, und im kleinen Handformat zu Wien bey Schmidtbauer erschienen, und sollte wohl in keiner teutschen

hatten gewiß sehr unrecht, sich nicht an den Senarius eines alten Dichters zu erinnern: ὁ Ζευς κατειδε χρονιος ἐς τας διφθερας. S. Valkenaer zum Herodot S. 400, 7. ed. Wessel.

Bibliothek fehlen. Hoffentlich wird der edle Verfasser die am Ende der Ankündigung, die mit der großen Ausgabe zugleich ausgegeben wird, gemachte Hoffnung, daß er selbst auch eine teutsche Uebersetzung davon besorgen werde, schon jetzt, zur Freude aller Nichtlateiner und Nichtlateinerinnen, erfüllt haben. Um den Tacitus zu übersetzen, sagt **Murphy** der neueste Uebersetzer desselben im Englischen, müßte man selbst Tacitus seyn. Und ist irgend wo dieses großen Römers Gedankenreichthum und Wortkargkeit, verbunden mit epigrammatischer Zuspitzung und dem Schlag auf Schlag treffenden Numerus des Lapidarstyls, glücklich wiedergegeben worden, so ist es in dieser und den frühern Denkschriften **Birkenstocks** geschehen. Jedes Wort ist erlesen, jedes, so weit sich eine neue Welt von Begriffen in die engere Römersprache einzwängen ließ, klassisch. Einzelne Beyspiele lassen sich da, wo alles gleich geglättet, gleich abgewogen ist, kaum ohne Ungerechtigkeit ausheben. Man denke sich z. B. einmal den Satz; er ward, als er ein Feuerwerk zum Geburtstage seiner Schwester zurichtete, durch eine Pulverentzündung am ganzen Leibe tödtlich versengt — nur ächt Lateinisch, und nun obendrein im gedrungenen Lapidarstyle! Welche Schwierigkeiten! Hier heißt dies so: Sorori suauissimae festiuorum ignium spectaculum natali luce ipse parans nitrati pulveris improuiso exardescentis explosione crudeliter ictus iacet, eheu, dissimilis sui, semianimis, *ingens vulnus*. Die letzten zwey Worte sind eine unübertroffene schöne Anwendung des bekannten nil nisi vulnus erat. Welchen Dank mußte die großmüthige Ungarische Nazion, in deren Namen dies Denkmal gesetzt ist, einem Manne wissen, der ihren so geliebten und der reinsten Liebe so würdigen Palatinus durch eine solche Schrift verewigte, die dem Papiere selbst den Werth und die Dauer eines härtern Stoffs geben muß! **Böttiger.**

VII.

VII.

Ankündigung des Attischen Museums.

Von dem bereits auf dem Umschlage des 2ten Stücks des N. T. Merkurs d. J. angezeigten

Attischen Museum

herausgeben

von C. M. Wieland,

wird das 1ste Heft in nächster Leipziger Ostermesse in Verlag Heinrich Geßners, Buchhändlers in Zürich, herauskommen, und bey P. P. Wolf, Buchhändler in Leipzig, in und ausser der Messe, in Kommission zu haben seyn.

Ich nenne dieses Museum attisch, weil es größtentheils aus Uebersetzungen auserlesener Werke der vorzüglichsten attischen Schriftsteller, hauptsächlich der Redner, Isokrates, Lysias, Demosthenes, Aeschines, der Filosofen der Sokratischen Schule, Xenofon und Platon, und der Dichter Aschylos, Sofokles, Euripides und Aristofanes bestehen wird, neben welchen auch für einige spätere, als Kayser Julian, und seinen Freund Libanius, ja sogar für einen Alkifron, Aristenät, Longus u. a. noch einige Plätze zu gewinnen seyn werden. Jeder Schriftsteller wird durch kleine historische Abhandlungen von seinem Leben und Karakter, und ästhetische Würdigung seiner Werke theils eingeführt, theils begleitet, und jeder Uebersetzung die zu besserm Verständniß und Genuß des Originals nöthigen und dienlichen historischen, erläuternden, auch beurtheilenden und berichtigenden Anmerkungen beygefügt.

Zu

Zu den Uebersetzungen werden aber auch eigene Aufsätze von verschiedener Art und Form hinzu kommen, worin sich die Verfasser mit Aufklärung, Erläuterung oder Berichtigung interessanter Gegenstände aus der Mythologie, Geschichte, Politischen Verfassung, Literatur und Kunst, Filosofie, sittlichen Beschaffenheit und Lebensweise der Griechen, und der Athener insonderheit, beschäftigen, und, wie mit Recht zu erwarten ist, sich beeifern werden, der ehrwürdigen Gesellschaft, in welcher sie zu erscheinen sich erkühnen, nicht ganz unwürdig erfunden zu werden.

Sowohl in Rücksicht daß mein übriges Leben wahrscheinlich bey weitem nicht hinreichend seyn wird, den Umfang, den ich diesem Attischen Museum zu geben wünsche, allein ausfüllen zu können, als vornehmlich auch aus Ueberzeugung daß es durch Bearbeitung von mehreren, von gleich inniger Liebe der attischen Musen im Geiste mit mir verbundenen Männer sehr viel gewinnen, und den Zweck, den ich mir auch bey dieser Unternehmung vorgesetzt habe — das Lehrreiche und Nützliche mit dem Unterhaltenden und Angenehmen zu verbinden — viel besser erreichen werde, habe ich mir, ausser meinem gelehrten und sinnreichen Freunde B. noch zwey talentvolle, der griechischen Litteratur gänzlich gewidmete und durch öffentliche Proben hinlänglich bewährte junge Männer, (deren künftige Beyträge zu dieser Sammlung mit S. und E. bezeichnet werden sollen) zu Mitarbeitern erwählt; und werde durch ihre Hülfe um so eher im Stande seyn, wiewohl ich mich auf keine bestimmte Zeitpunkte einlassen kann, wahrscheinlich alle Jahre wenigstens 3 Hefte, welche zusammen einen Band ausmachen sollen, erscheinen zu lassen.

Jedes Heft besteht aus 12 Bogen in groß Oktav auf Schreibpapier gedruckt, und auf dem Titelblatt mit einer

einer Vignette en Medaillon geziert, welche entweder das antike Bildniß eines Autors, von welchem die Leser in demselben Heft unterhalten werden, oder eine auf den Inhalt sich beziehende Gemme, Münze oder anderes alte Denkmahl von einem geschickten Künstler gearbeitet darstellen wird.

In dem auf bevorstehende Leipziger Messe kommenden ersten Heft wird das Publikum (für diesmal) bloß mit Arbeiten von mir selbst vorlieb nehmen. Es enthält

1) den berühmten Panegyrikos des Isokrates mit Anmerkungen, einer synoptischen Darstellung des Inhalts, und einer historischen Einleitung.

2) Das erste Buch von Agathodämon, aus einer alten Handschrift.

Ich habe von unserm wegen seiner Geschicklichkeit in diesem Fache berühmten Hrn. Gussefeld eine kleine Landkarte von dem Europäischen und Asiatischen Griechenlande verfertigen lassen, die mir zu bessern Verständniß der Reden des Isokrates und Demosthenes für Leser, welche nicht gleich eine solche Karte bey der Hand haben, nöthig schien. Sie wird, wenn anders der Kupferstecher damit fertig werden kann, dem 1sten Heft, wo nicht, dem 2ten unfehlbar, beygelegt werden.

Das Publikum, das meine Uebersetzungen der Horazischen Sermonen und der Werke Lucians so gütig aufgenommen hat, wird aus diesen am besten abnehmen können, was es von dem Attischen Museum zu erwarten hat, und daß es nicht mehr erwarten darf, als was ich und meine Gehülfen mit dem besten Willen und möglichsten Fleisse zu leisten fähig sind.

Weimar, den 16. März 1796.

Wieland.

VIII.

Anzeigen.

Herr Doktor Niemeyer in Halle wird nächste Oster-Messe eine Schrift, unter dem Titel der Hauslehrer und Erzieher nach seinen Geschäften, Pflichten, und Verhältnissen, herausgeben, welche das wichtigste aus der Pädagogik und Methodik enthalten, und besonders zum Gebrauche der zahlreichen Mitglieder dieses Standes, denen es oft an Hülfsmitteln fehlet, wie auch solcher Eltern aus den gesitteten Ständen, welche sich selbst um die Bildung ihrer Kinder bekümmern, bestimmt seyn soll. Man kann darauf bis zu Ende dieses Jahres mit Einem Reichsthaler pränumeriren, und die Pränumeration an den Verfasser oder die Buchhandlung des hallischen Waisenhauses postfrei überschicken. Auf zehn Exemplare wird das eilfte freigegeben, hernach aber der Preis erhöhet werden. Die Exemplare werden frei bis Leipzig geliefert.

2.

In der Stettinischen Buchhandlung in Ulm ist kürzlich herausgekommen und in den angesehensten Buchhandlungen Teutschlands zu haben:

Ladvocats historisches Handwörterbuch, worinn von allen merkwürdigen Personen hinreichende und zuverläßige Nachricht ertheilt wird, bis aufs Jahr 1794 fortgesetzt. 7r und 8ter Band, gr. 8. Ulm, 1795.

Auch unter dem Titel:

Neues historisches Hand-Lexikon oder kurzgefaßte biografische und historische Nachrichten von den merk-

merkwürdigsten Personen beyderley Geschlechts, besonders neuerer Zeiten, bis aufs Jahr 1794 fortgesetzt, 3ter und 4ter Band, gr. 8. Ulm, 1795.

Da das Studium der Geschichte niemals mehr Freunde gehabt hat, als in unsern Tagen, so war auch ein historisches Handwörterbuch niemals mehr Bedürfniß, als eben jetzt. Bei der lastenden Menge von Namen und Zahlen, die in der Geschichte vorkommen, ist ein solches Handwörterbuch für jeden Freund der historischen Wissenschaften ganz unentbehrlich. Man kommt nicht selten in den Fall, daß man geschwind wissen möchte: wer war jener Mann, wann hat er gelebt, was hat er geleistet, was geschrieben, welche Kriege geführt, welche Schicksale erfahren? u. dergl. m. Ein Werk, das alle diese Fragen in zweckmäßiger Kürze beantwortet, das uns Nachricht giebt von jedem merkwürdigen Manne der alten, mittlern und neuern Zeit, aller Nazionen, Stände ꝛc. — ein solches Werk verdient unstreitig den Beifall des Publikums. Dieß war es auch, was der teutschen Bearbeitung von Ladvokats historischem Handwörterbuche schon vor mehr als 30 Jahren den ungetheilten Beifall der Kenner und Liebhaber der Geschichte erwarb. Es war in Teutschland das einzige Buch in seiner Art, das in kompendiarischer Kürze die vornehmsten Lebensumstände aller merkwürdigen Personen, die jemals gelebt haben, treu erzählte, und bis jetzt ist kein anderes erschienen, das einen so ausgedehnten Umfang hätte, und dem Ladvokatschen Wörterbuche seine Stelle streitig machte. Dieser fortdauernde Werth desselben hat uns bewogen, im Jahr 1785 zween Supplementbände zu demselben zu liefern. Diese enthalten nicht allein Lebensnachrichten von Personen, die in den neuesten Zeiten gestorben sind, sondern auch eine große Anzahl merkwürdiger Menschen, durch welche die vorigen Bände des Werkes

mehr

mehr Vollständigkeit erhalten. Die sehr günstigen Urtheile, welche die allgemeine teutsche Bibliothek und die allgemeine Litteratur-Zeitung über diese Fortsetzung gefällt haben, und der Wunsch, alle noch übrigen Lücken auszufüllen, haben uns ermuntert, noch zween Supplement-Bände hinzu zu fügen, welche Lebensnachrichten von mehrern tausend merkwürdigen Personen unsers Jahrhunderts liefern, und besonders jeden merkwürdigen Mann, der in den letzten zehen Jahren (bis 1794) gestorben ist, in gedrängter Kürze und nach den besten Quellen charakterisiren. Wir machen daher die Freunde der Geschichte, besonders diejenigen, welche die ersten Bände dieses Handwörterbuchs besitzen, auf diese Fortsetzung aufmerksam, weil erst durch dieselbe dieses historische Lexikon vollständig gemacht worden ist.

Für diejenigen, welche die ersten vier Bände des Ladvokatschen Wörterbuchs nicht besitzen, werden die **vier Bände Supplemente** unter dem besondern Titel: **Neues historisches Handlexikon** verkauft, weil sie auch ohne das Hauptwerk ein Ganzes ausmachen, und zur Kenntniß der merkwürdigsten Personen, die im 18ten Jahrhundert gestorben sind, die vornehmsten Data liefern.

Jeder Band des obgedachten Werks kostet 1 Rthlr. 16 ggr. oder 2 fl. 30 kr.

Stettinische Buchhandlung.

Der neue Teutsche Merkur.

4. Stück. April 1796.

I.

Ueber die Erniedrigung des Zinsfußes bey öffentlichen Kassen.

Wenn sich die Reichthümer anhäufen, so werden die Reichen ärmer.

Kann man es also dem Geizigen verdenken, der seine Sparsamkeit mit der Vermehrung seines Ueberflusses gleichen Schritt halten läßt? Seinem ökonomischen Scharfsinne entgeht die Wahrheit dieses Satzes gewiß nicht, welcher vielleicht andern bloß paradox klingen mag, aber doch in einem gewissen Sinne richtig ist.

Der gewöhnliche Repräsentant aller Reichthümer, das Geld, trägt nicht immer gleiche Früchte; vielmehr hat sich seit geraumer Zeit eine Unfruchtbarkeit des Zinsertrages gezeigt, welche, sowohl

wegen ihrer Allgemeinheit als um der Folgen willen, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu heften verdienet.

Ueberhaupt sind die Schicksale, welche die edlen Metalle, seit ihrer Erhebung zum allgemeinen Zeichen aller Güter, erlebten, in Rücksicht ihres Einflusses auf die Geschichte der Menschheit so merkwürdig, daß man eine filosofische Bearbeitung dieses Gegenstandes wünschen möchte.

Denn mit dieser Erfindung, die höchst nützlich für ihren Zweck, und höchst schädlich durch ihren Mißbrauch geworden ist, hebt eine neue Epoche der Thätigkeit an.

Die Vereinfachung der Tauschmittel vermehrte das Verkehr der Menschen und Nazionen. Kunstfleiß und Handlung erwachte, aber auch Habsucht und Betrug gewannen einen unbegränzten Spielraum. Dem Golde danken viele herrliche Anstalten und Handlungen ihr Daseyn; aber mehr noch fröhnte das verführerische Metall dem Laster, dessen Abgott es ward. Der Habsucht wurde es Zweck, öfter noch dem Ehrgeiz und der Wollust ein allmächtiges Mittel. Der Maßstab für den Kaufwerth der Bedürfnisse wurde zugleich eine Taxe des persönlichen Werths der Besitzer; die Tugend mußte nun, und weit früher als es der römische Dichter bespottete, *) dem Gelde den Vorrang überlassen; sein

*) In jenem bekannten: o ciues, ciues quaerenda pecunia primum est, virtus post nummos.

sein Besitz oder sein Mangel entschied über Frieden und Krieg, über Schicksale der Völker und einzelner Menschen.

Als europäische Kühnheit die Goldgruben von Amerika entdeckt hatte, gewann die Welt ein neues Leben und eine neue Gestalt; aber die Vermehrung des Goldes that den Verschwendungen der Höfe und unsern steigenden Bedürfnissen kein Genüge. Man ersann Kunstgriffe des Münz- und Kreditwesens; Redlichkeit und Münze von altem Schrot und Korne verloren sich zugleich aus dem Kurs, und das Glück und die Ruhe vieler tausend Familien wurden oftmals von dem vergänglichen Papiergelde abhängig. Wäre Sättigung des Golddurstes durch die Ueberhäufung der edlen Metalle möglich, so müßte eine tödtliche Stockung in das politische Leben kommen, ja es würde eine Revoluzion von unabsehlichen Folgen hervorbrechen.

Doch dies ist so wenig zu besorgen, als die Bekehrung der Menschen zur Zufriedenheit. Desto häufiger sind in der wirklichen Welt die Erscheinungen, die von dem Umlaufe und von der periodischen Ab- und Zunahme des Geldvorrathes entstehen.

Diese sind der Beobachtung ebenfalls nicht unwerth, und für den Geschäfftsmann ein Gegenstand, der sich seinem Nachdenken zuweilen ausdrücklich in den Weg stellt.

Auf ähnliche Art sind die nachfolgenden praktischen Ideen zu Papier gekommen, welche jetzt mit vorstehender spekulativen Einleitung in das Publikum treten.

Wenn man seine Gedanken über jenen Gegenstand, den die Ueberschrift des Aufsatzes näher bestimmt, zu sammeln anfängt, so wird man bald die Vielseitigkeit und den Zusammenhang desselben mit wichtigen Fragen der Staatswirthschaft gewahr, und man fühlt nicht nur die Schwierigkeiten einer deutlichen Auseinandersetzung, sondern auch das Bedürfniß mannichfaltiger theoretischer und praktischer Kenntnisse, wie auch anderer literarischer Hülfsmittel und umfassender Nachrichten, die nicht in jeder Lage bey der Hand sind, und ohne welche doch jeder Versuch über diese Angelegenheit immer die Miene der Schüchternheit haben, oder den Leser in Zweifel lassen muß, ob man auf unfehlbare Resultate geführt worden sey. Wenn sich gleichwohl die nachfolgenden Bemerkungen hervorwagen, so mögen sie mehr für eine Veranlassung zu etwas bessern, als für eine entscheidende Stimme über die Sache selbst gelten.

Um über die Frage: ob die vorsetzlich bewirkte Erniedrigung des Zinsfußes bey öffentlichen Kassen, wovon doch eigentlich die Rede ist, tadelhaft und nachtheilig sey oder nicht? zu einer befriedigenden Antwort zu gelangen, scheint man folgenden Weg einschlagen zu müssen.

Man erwäge zuerst die Umstände, unter welchen eine solche Operazion möglich wird, weil eben diese Umstände mit den Folgen der Operazion in genauer Verbindung stehen. Dann betrachte man alle gedenkbare Folgen für die Anleiher, für die Darleiher und für die bürgerliche Gesellschaft, oder den Staat überhaupt, und suche zugleich durch eine Vergleichung ausfindig zu machen, ob das Uebergewicht auf der Seite der nützlichen oder der nachtheiligen Folgen anzutreffen sey; oder aber, in wie weit man überhaupt bey einer genauern Prüfung diese Folgen gegründet finde.

So wie das ganze Gewerbe mit Kapitalien auf dem Bedürfniß der Anleiher beruht, so richtet sich, bey dem natürlichen Gange der Dinge, die Erhöhung oder Erniedrigung des Zinsfußes nach der Konkurrenz der Anleiher sowohl als der Darleiher, dergestalt daß,

1) wenn viele Anleiher aber wenig Darleiher vorhanden sind, der Zinsfuß hoch stehen wird; hingegen,

2) wenn viele Darleiher und wenig Anleiher existieren, der Zinsfuß sinken, und

3) wenn gleich viele Anleiher, aber auch hinlängliche Darleiher da sind, der Zinsfuß ebenfalls niedrig stehen muß; oder mit Einem Worte: daß in jedem Falle der Vorrath des verzinslichen Geldes den Grad der Zinsen bestimme. Ich sage absichtlich, des

des verzinslichen Geldes, nicht des Geldes überhaupt, wie sich aus dem nachfolgenden erklären wird.

Dieses läßt sich also als ausgemacht voraussetzen, weil man bey Betrachtung der Thatsachen sowohl, als beym Nachdenken über die Natur der Sache, schwerlich auf ein anderes Resultat kommen wird. Sind aber jene Grundsätze richtig, so folgt unwidersprechlich: daß eine Operazion, die eine Erniedrigung des Zinsfußes zum Zweck hat, ganz besondere Fälle ausgenommen, nur dann möglich wird, wenn der verzinsliche Geldvorrath die Nachfrage der Anleiher übersteigt, oder die Einleitung dazu schon in der Lage der Sache selbst vorhanden ist; so daß die Kassen, so zu sagen, die Wahl haben, wo sie ihre Kapitalien zu niedrigen Zinsen aufnehmen wollen. Dieses scheint in gegenwärtigen Zeiten der Fall und zwar sehr allgemein zu seyn, weil über das Sinken der Zinsen und über die Schwierigkeit Kapitalien unterzubringen, öffentlichen Nachrichten zu Folge, im südlichen Teutschlande wie im nördlichen, Klage geführt wird. *)

Schwer, aber doch der gegenwärtigen Absicht nicht fremd, ist die Untersuchung, wie es mit dieser Erscheinung eines solchen Geldvorrathes eigentlich beschaffen sey? Da sie so allgemein ist, so sollte man am

*) M. s. Gött. histor. Magaz. von 1789. IV Band 2s St.

am ersten auf die Vermehrung der Geldmasse in Teutschland überhaupt verfallen. Als Vermuthung mag es auch gelten; allein um nur zu einiger Gewißheit hierüber zu kommen, wird ein solcher Standpunkt erfordert, auf welchem man, sowohl wegen seiner Höhe als wegen seiner vielfachen Verhältnisse, eine Uebersicht des teutschen Aktiv- und Paßiv-Vermögens- und Gewerbe-Bestandes gewinnen, oder doch hinlängliche Data zu Folgerungen sammeln kann. Zuversichtlicher kann man zwey andere Ursachen angeben, welche wenigstens von großem Einflusse bey der Kapitalmasse und deren niedrigern Abnutzung sind.

Die eine liegt in der lebhaftern Zirkulazion des Geldes, und die zweite in der verringerten Nachfrage oder Konkurrenz von Seiten der Anleiher, mit Einschluß der öffentlichen Kassen.

Denn laut der vielen Nachrichten, welche wir der heutigen Publizität verdanken, sind eines Theils die Regierungen neuerer Zeit sehr thätig gewesen, um durch Vorschüsse und andere Aufmunterungen die Industrie zu beleben, und mit Nahrungs-Anstalten gleichsam zu wetteifern. Auch der zunehmende Luxus hat mehr Geld als sonst aus den Sparkästen gelockt, und alles dieses hat einen lebhaftern und vervielfältigten Geldumlauf hervorgebracht, der in Ansehung seiner Wirkung die Vermehrung der Geldmasse an sich wenigstens theilweise ersetzt, und der Nachfrage der Darleiher mehrere Gelegenheiten,

ihr Bedürfniß bequem zu befriedigen, zuführet. Eben so gewiß ist es andern Theils, daß sich der Privatmann, und besonders der Bauer in den neuern Zeiten, unter der Pflege des Friedens, von den Schulden der Kriege und theuern Zeiten ziemlich zu entledigen angefangen hatte, ja, daß sogar öffentliche Kassen durch bessere Wirthschaft einen Theil ihrer Passiv-Kapitalien los wurden, und daß dadurch eine Summe Geldes müßig zu werden drohete, welche die Besitzer nunmehr sichern Landeskassen zu niedrigern Prozenten überließen, weil der größere Theil der Vermögenden eine niedrige, aber zuverlässige Einnahme, dem waglichen Gewinne von andern Spekulazionen oder Gewerben, welche Gelegenheit, Anstrengung und Geschick erfordern, deren Ergreifung oft auch die übrigen Standes-Verhältnisse nicht zulassen, in der Regel immer vorziehen wird. Wenn sich hieraus die Möglichkeit erklären läßt, wie man bey öffentlichen Kassen den Moment benutzen konnte, um sich eine leidlichere Verzinsung zu verschaffen: so findet man zugleich in einer solchen Operazion selbst nichts, was ihr den Vorwurf einer gewaltsamen oder widerrechtlichen Schmählerung fremden Eigenthums zuziehen könnte; vielmehr entfernt bey öffentlichen Kassen die für das gemeine Beste bezweckte Ersparniß allen Verdacht eines Privateigennutzes. Da also weder in der Sache selbst, noch in ihrem Zwecke etwas liegt, das sie verwerflich machen könnte: so muß man zur Betrachtung der Folgen übergehen,

um sich durch selbige bestimmen zu lassen, in wie fern es räthlich oder nachtheilig sey, bey vorkommender Gelegenheit Hand an die Erniedrigung der Zinsen zu legen.

Die Besorgniß über die Unbeständigkeit eines niedrigen Zinsfußes kann keinen Grund abgeben, sich nicht darauf einzulassen: weil Veränderlichkeit allen menschlichen Unternehmungen gleiches Schicksal droht, und eine periodische Ersparniß immer noch Gewinn für die ohnehin allenthalben stark belasteten Kassen ist.

Dazu kömmt, daß solche Kassen, vermöge der Sicherheit und öffentlichen Garantie, die sie ihren Gläubigern gewähren, bey einem Wechsel der Dinge nicht leicht in Verlegenheit gerathen können, um neue Kapitalien aufzubringen, oder die alten zu behalten, sobald sie sich gefallen lassen mit den Interessen wieder hinauf zu rücken. Für die Anleiher sieht man also gar keine Nachtheile, wenn sie sich die Zeitumstände zu Nutze machen, und gleichsam einen Ruhepunkt finden, wo sie sich das Athemholen durch Verminderung der Bürde, obgleich vielleicht nur auf kurze Zeit, erleichtern können.

Treten wir aber in den Gesichtspunkt der Darleher, so werden diese uns die Sache in einer sehr abschreckenden Gestalt zeigen. Und wenn wir ihnen auch nicht aufs Wort glauben, daß der Staat eine Ungerechtigkeit gegen sie begehe, so müssen wir doch

darin ihrer Meinung seyn, daß die Erniedrigung des Zinsfußes, ausser der Unannehmlichkeit, die sie für die Darleiher in Absicht ihrer geschmählerten Einkünfte hat, auch von großem Einflusse auf das Ganze seyn könne. Dieses ist in Ansehung der Folgen ein Umstand, der einer sorgfältigern Erwägung bedarf; weil es der Beruf der Obrigkeit erfordert, ihre Aufmerksamkeit dahin zu richten, wo dem Ganzen Nachtheil gedrohet oder Nutzen verheissen wird, während sie für den Vortheil der Individuen bey Kollisionsfällen nur in so ferne Pflichten hat, daß ihnen kein Unrecht widerfahre.

Um mit dem Schlimmen zuerst fertig zu werden, mögen alle mir bekannte Beschwerden voran gehen.

1) Der niedrige Zinsfuß, sagt man, oder kann man sagen, zwingt die Geldbesitzer zum Ankauf von Grundstücken. Dadurch entsteht eine Konkurrenz der Käuffer, die den Preis der Güter dergestalt übertreibt, daß ihr Ertrag dem Kapital-Aufwande nicht mehr angemessen ist, und die den Käufer entweder bälder, wenn er den Ankauf mit Beyhülfe von Anleihen gemacht hat, oder später, wenn der Zinsfuß wieder steigt, mithin der Preis der Güterprodukte fällt, um einen Theil seines Vermögens bringt.

2) Bey niedrigen Zinsen steigt mit dem Preise der Güter zugleich der Preis der Lebensmittel und aller Bedürfnisse, mithin leidet ein großer, fast der

größte

größte Theil des Publikums unter der entkräftenden Steigerung gar sehr.

3) Die Schwächung der Zinsen kann Einschränkungen in der Wirthschaft der Kapitalisten verursachen, und somit die Masse und die Lebhaftigkeit des Geldumlaufs schwächen. Sie kann ferner

4) die Ausführung und vielleicht den gänzlichen Verlust mancher Geldsummen veranlassen, indem die Kapitalisten ihr Vermögen auswärts zu höhern Prozenten unterzubringen suchen werden, und dabey Gefahr laufen können.

5) Die Niedrigkeit des Zinsfußes dürfte auch viele zu Anleihen und gewagten Spekulazionen reizen, die sich mit dem Ruine mancher Familie enden könnten.

Nun wollen wir auch die Vortheile hören, die man sich von einer solchen Operazion verspricht.

1) Die Ersparniß am Zinsquantum muß entweder durch die Minderung der Auflagen, die man zu dessen Bestreitung zu erheben pflegt, oder durch Abzahlung an dem Kapitalstock, eine gewünschte Erleichterung der untern Klassen, als welche doch hauptsächlich dazu beitragen, hervorbringen.

2) Wenn die bequemere Abnutzung des Kapitalvermögens sich in ihren gewöhnlichen Quellen der Interessen nicht mehr so reichlich ergießt, so zwingt die

dieses die Kapitalisten zu einer höhern Benutzung desselben, durch Anlegung an Grundstücke. Hierbey

3) gewinnt die Landwirthschaft durch Aufwendung größerer Kapitalien und Erhöhung der Kultur.

4) Der unternehmendere Kapitalist verwendet Geld zu Handels-Spekulazionen, zu Fabrik-Anstalten und andern nützlichen Anlagen, wodurch dem Nahrungsstande aufgeholfen und die Zirkulazion der Baarschaften vervielfacht wird.

5) Der ärmere Privat- und Landmann kann sich besser helfen, wenn er bey seinen dringenden Bedürfnissen Gelder zu niedrigen Prozenten zu erhalten weiß.

6) Die Industrie wird also, mit Einem Worte, dadurch befördert.

Um nun die vorhabende Vergleichung dieser aufgezählten Nachtheile und Vortheile zu erleichtern, müssen wir sie in einen noch allgemeinern Gesichtspunkt zu stellen suchen. Hier ergiebt sich, daß die Besorgniß eines Uebels für das Ganze und für einige Individuen oder Familien, gerade dem Vortheile des Ganzen und einiger Individuen oder Familien gegenüber stehe. Denn wenn nemlich dem Ganzen durch die Kassen-Ersparnisse, in Beziehung auf die Auflagen, Nutzen geschaft wird, so muß das Ganze wieder unter der Steigerung der Preise leiden. Und wenn sich die Anleiher bey niedrigern

drigern Zinsen besser befinden, so haben die Darleiher die unangenehme Wahl zwischen geschmählerten Einkünften und der Sorge wegen ihrer an Spekulazionen gewagten Kapitalien.

Die Verwendung der Kapitalgelder ausserhalb Landes kann man bey dieser Bilanzierung übergehen, weil sie, auf dem Fall einer allgemeinen Niedrigkeit des Zinsfußes, nicht von Belang seyn, und weil durch Ermunterung der produktiven Arbeit im Lande, und andere dergleichen Mittel, vorgebeugt werden kann.

Eben so leicht hebt sich der Einwurf des Nachtheils wegen Einschränkung der Kapitalisten in ihrer Wirthschaft sogleich dadurch, daß dieses, unter obigen Umständen, auf die zirkulirende Geldmasse im Ganzen keinen beträchtlichen Einfluß haben kann.

Wenn man also lediglich bey obiger Vergleichung des Vortheils und Schadens welchen das gemeine Wesen, oder desjenigen den die Individuen davon haben, verweilet; so kann erstlich die Entscheidung über den Umstand, ob die Klasse der Darleiher oder der Anleiher mehrere Rücksicht verdiene, nicht schwer fallen. Denn da die Gesetzgeber zu allen Zeiten dem Wucher, durch Bestimmung eines Maximums der Zinsen, Grenzen zu stecken versucht haben: so erscheint schon daraus, daß die allgemeine Stimme für die Begünstigung der sich in dem Nothfalle des Anleihens befindenden Staatsbürger sey. Mithin

hin möchte ihnen auch das Minimum des Zinsfußes als Erleichterung zu gönnen seyn, wobey die Kapitalisten nur eine temporelle Verminderung ihres Ueberflusses erleiden, und wodurch gleichsam der Lauf der Dinge wenigstens Einer Klasse von Staatsbürgern das wieder zu Gute kommen läßt, was das Ganze von ihnen nicht leicht erhalten kann; da es bekanntlich äusserst selten ist, daß das vielhändigste und sinnreichste Finanzsystem von dem Kapitalvermögen verhältnißmäßige Beiträge zu den Staatslasten zu erlangen vermag.

Halten wir hingegen den Verlust, den das Allgemeine bey der Steigerung, wo nicht aller, doch der ersten Bedürfnisse des Lebens erleidet, gegen den Gewinn, den die Kassen, und mittelbar die Kontribuenten, an dem Zinsfuße machen: so scheint es, als wenn man ohne sonderliches Bedenken jenen Verlust für wichtiger halten müsse weil er stärker in die Augen fällt, und Anlaß zu allgemeinen Klagen über schlimme Zeiten giebt; auf der andern Seite aber sich denken läßt, daß eine vorübergehende Ersparniß einiger Prozente von keinem sonderlichen Einflusse auf das Maß der Abgaben seyn werde. Ehe man sich aber dadurch bestimmen läßt, eine Gelegenheit zur Erniedrigung des Zinsfußes bey öffentlichen Kassen unbenutzt vorüber zu lassen, muß man sich eine schärfere Prüfung des Zusammenhangs und des Verhältnisses dieser besorglichen Theuerung zu jener Operazion angelegen seyn lassen. Nirgends

ist

ist die Täuschung so leicht, als in der Betrachtung des durch einander laufenden Aktiv- und Passiv-Gewerbes der bürgerlichen Gesellschaft, wo so viele Fäden unter der Menge dem schärfsten Blicke entgehen müssen. Man muß sich sehr hüten, schnell über Ursach und Wirkung in diesen Gegenständen abzuurtheilen.

Wenn es daher auch ausgemacht wäre, daß die Steigerung der Grundstücke und Naturprodukte auf die Minderung des Zinsfußes gefolgt sey, so folgt daraus noch nicht, daß letztere die erstere überhaupt verursacht. Wir haben eben gesehen, daß jene Minderung nur unter gewissen Bedingungen, die sich am Ende auf überwiegenden Vorrath der Kapitalmasse beziehen, möglich sey. Eben dieser Vorrath, — er entstehe nun aus den obengenannten Ursachen, oder gar aus einer Stockung des Handels und der aus selbigem herausgezogenen Kapitalien, weil er die Nachfrage der Anleiher übersteigt, — vermehrt die Konkurrenz des Güterankaufs, steigert deren Werth, und ist offenbar die gemeinschaftliche Ursache der steigenden Preise und sinkenden Interessen zugleich. Eine mitwirkende Ursache liegt hiernächst in der wachsenden Bevölkerung, wodurch sowohl die Konsumzion der ersten Bedürfnisse, als auch die Liebhaberey und Zersplitterung des Grundeigenthums befördert wird. Mithin wird eine öffentliche Kasse, wenn sie auch, wie z. B. im Würtembergischen, bey dem hohen Zinsfuße beharret

harret, jenes Steigen nicht verhindern können, sobald die Umstände eingetreten sind, unter welchen die Zinsen übrigens allgemein sinken; oder sie müßte im Stande seyn, alle müßigen und niedrig stehendeu Kapitalien des Landes und aller benachbarten, die mit demselben in Fruchtverkehr stehen, zu hohen Prozenten aufzuborgen, welches gar nicht denkbar ist. Da also eine Kasse bey niedrigen Zinsen die Totalsumme ihrer Kapital-Bedürfnisse nicht vermehret, sondern vielmehr vermindern wird: so bleibt das Verhältniß des Kapitalvorrathes immer dasselbe, und immer bleibt die nemliche Quantität davon zum Ankaufe der Grundstücke übrig, von deren Konkurrenz eigentlich das Steigen der Preise abhängt.

Ist aber das Grundeigenthum theils von alten Schulden befreit, theils im Preise einmal gesteigert worden, so scheint es, zumal bey den heutigen Fortschritten der Landwirthschaftlichen Kultur, wenn man so sagen darf, nicht nur einen reellern Nazional-Reichthum zu repräsentieren als das Geld, das dadurch in seiner Bedeutung verringert wird; sondern es bietet auch auf diese Art dem Kreditwesen eine größere Garantie als vorher dar, die denn immer wieder auf das Zinswesen Einfluß haben und es desto länger auf einem niedrigen Fuße erhalten muß.

Da nun aus dem obigen erhellet, daß man diese Steigerung, weder der Erniedrigung des Zinsfußes

fußes mit Zuversicht beymessen, noch durch Beybehaltung des gewöhnlichen hohen Zinsfußes abwenden könne: so ist es zu gegenwärtigem Zwecke nicht einmal nothwendig, gegen die von den Gegnern des niedrigen Zinssystems, wenigstens zu allgemein und zu unbedingt, behauptete Schädlichkeit einer Steigerung der Preise etwas einzuwenden, die man ausserdem, nach der Meinung berühmter Schriftsteller, für ein Merkmal des zunehmenden Nazional-Wohlstandes ausgeben, und davon vielmehr ein Argument für die angefochtene Operazion ableiten könnte; nicht zu gedenken, daß es bey einzelnen Kassen, wie gesagt, schon darum eine ganz vergebliche Absicht seyn würde, durch Beybehaltung des hohen Zinsfußes auf Niederhaltung des Preises der Dinge wirken zu wollen, weil sie in keinem Verhältniß mit den Kräften und mit dem Einfluß solcher Kassen auf das Land, noch weniger auf die ganze Nazion, stehen kann.

Nach Anleitung dieser Vergleichung und Prüfung ergäbe sich denn, daß der Vortheil für das Ganze gewiß, der Nachtheil aber aufs wenigste zweifelhaft, und schwerlich als eine Folge der Zinserniedrigung zu betrachten sey; daß der Vortheil des Ganzen dem Nachtheil der Einzelnen, nemlich der Kapitalisten-Klasse, vorgehe, und daß öffentliche Kassen, die gewöhnlich weit verschuldeter sind als ein Privatmann, mit dem nemlichen Rechte als die-

ser die Zeitumstände benutzen mögen, sich niedrige Zinsen zu verschaffen.

E. W. Ackermann.

II.

Die Helden.

1795.

Sed jam serpentum major concordia.

Juvenal.

Nein, Freund, schilt dein Jahrhundert nicht erschlafft!
Sind wir nicht Meister jeder Wissenschaft?
Nimm, zum Exempel, nur die Kunst — zu morden!
Du lächelst? Glaub'st du denn, es sey Cheruskerhorden
Und Allemannen einst so gut wie Uns geworden?
Ermüdet von der Jagd, mit Fellen überdeckt,
Die Keulen in der Hand, am Feuer hingestreckt,
So lebten sie im Wald, noch halbe Patriarchen.
Wie Wir den Nachmittag im Kirchstuhl zu verschnarchen,
Den Abend im Parterr, bey'm Manne nach der Uhr, *)
Zu gähnen, dazu braucht's Jahrtausende Kultur.
Und vollends schulgerecht zu brennen und zu sengen,
Und Städte in die Luft mit Weib und Kind zu sprengen;

*) Ein bekanntes Lustspiel.

Dazu

Dazu gehört ein Held, wie S . . . es war. *)
Komm, Hermann, komm und lern', armseliger Barbar!

*) Mehrere Stunden nach der stürmischen Eroberung von Praga durch die Russischen Legionen, steckten es diese, bey abgekühltem Blute, an allen vier Ecken in Brand; und so wurde diese, ehedem so blühende Vorstadt von Warschau, durch ein nie genug zu beweinendes Verhängniß, in eine öde Grabstätte für mehr als 20000 unschuldige oder getäuschte Schlachtopfer beyderley Geschlechts verwandelt. Männer und Greise, Kinder, Säuglinge und schwangere Weiber wurden zu Tausenden ein Raub der Flammen und Fluthen, oder fielen, von einem noch feindseligern Schicksal verfolgt, in das Schwert blutdurstiger Kosacken und Kalmucken. (M. s. auch die Minerva von Archenholz.) Es giebt Schriftsteller in unserm Vaterlande, die dieser glänzenden Eroberung nie erwähnen, ohne zugleich über den General S . . . in eine dithyrambische Begeisterung auszubrechen. Freylich wohl dachte unser Stammvater Herrmann, in seinem heiligen Eichenwalde, etwas verschieden von diesen erlauchtesten Herren des achtzehenten Jahrhunderts: — allein dafür war er ja auch ein roher Cherusker, ein armseliger Barbar! — „Herrmann führt nicht mit schwangern Weibern Krieg!" rief er, voll des edelsten Unwillens, und mit einem von Menschlichkeit warm überströmenden Herzen. — Die Römer hatten ihn nämlich sein schwangeres Weib durch einen räuberischen Ueberfall fortgeführt. — „Egregium patrem! magnum imperatorem! fortem exercitum! quorum tot manus unam mulierculam avex-

Er, der in Wolken thront, der Unbekannte,
Auf dessen Wink Vesuv erlosch und brannte;
Er, der durch Blitz die Lüfte reinigt, sandte
Auch Katilina, Alba, Hannibal;
Gab Cäsar Ruhmsucht, Brutus — einen Stahl.
Glorreiches Loos, sich für ein Marmormahl,
Für eine Inschrift drauf mit goldnen Lettern
Zu würgen, zu verstümmeln und zerschmettern!
Beneidenswerthes Loos, wenn zur Examenzeit
Quintanerbuben einst von eurer Wachsamkeit
Im Partherkriege, bis Punkt zwölf, die alten
Und nickenden Scholarchen unterhalten! *)
Glorreiches Loos! So lebt ihr noch bey Kindeskind,
Deckt euer Mahl längst Moos. Ach! gleich vergänglich sind
Die Monumente, golden oder alabastern.
Schau wie dort mit Hero'n die Gothen — Straßen pflastern!
Zu Pfann' und Krug schmilzt seinen Cäsar Rom;
Ein Rumpf von Zevs verstopft die Schleus' am Tiberstrom.

Wo

avexerint! Sibi tres legiones, totidem legatos procubuisse. *Non enim se proditione, neque adversus feminas gravidas, sed palam adversus armatos bellum tractare* etc. Tacit. Annal. lib. I. Cap. LVIII.

*) — i demens et saevus curre per Alpeis!
Ut pueris placeas et declamatio fias.
Juven. Sat. X. v. 166.

Wo Villen standen, winken Winzerhütten,
Und Kinder spielen wo einst Väter stritten.
Die liebliche Schalmey, der Heerden froh Geläut
Erschallen durch die Flur, wie zu Evanders Zeit,
Und, ihre unverjährten Rechte zu erneuen,
Wallt Ceres lachend auf verfallenen Basteyen.
Statt Waffen rauscht die Saat; zur Sichel wird das Schwert;
Auf Leichnamen erhöht Pomona ihren Heerd.
Oft aus korinthischen, verfallnen Marmorhallen
Hört ihr im Mondenglanz wie Geisterstimmen hallen.
Das ist die Stimme der Vergangenheit!
Hier unter Trümmern alter Herrlichkeit,
Die ihr gewalt'ger Arm ringsum zerstreut,
Thront Sie, und borgt des leisen Wiederhalles
Verlorne Stimm', und lehrt den Wanderer, daß Alles
Vorübergeh am Staub. — „Ich, murmelt sie, ich schliff
Für Marat Korday's Dolch. — Längst flog das Weberschiff
Zu euerm Grabtuch. Längst schon goß ich das Geläute
Zu euerm Leichenzug. — In jenem Hain klang heute
Die Axt zu euerm Sarg. — Für Alt und Jung bereite
Ich zwey Behausungen, seit dem der Erdkreis steht;
Die erste, eh' ihr kommt, die zweyte, eh' ihr geht. —
Noch peinigt im Tumult euch kein Gewissenskummer,

Noch schläft in eurer Brust der Schläfer festen
Schlummer,
Durch Traubensaft von Cypern und Burgund,
Und Götterchen von Amathunt
Sanft eingewiegt. Traut nicht! — Er lauscht im
Hintergrund
Der Seel', und zeichnet dort von ungerechten Kriegen
Tief, unvertilgbar tief, ein Bild mit Flammenzügen.
Der Schläfer wacht! Es kommt, es kommt ein Tag!
Da schreckt Ihn, der bey wildem Trommelschlag
Und der Karthaunen lautem Gebrülle
Geschlummert, in der Todtenstille
Der Mitternacht des Todes Sens' empor.
Wer klopft? wer klopft so spät am Pallastthor?
O bleicher Fremdling, Du? Wie dringst du durch die
Wache?
War denn kein Kämmerling im Vorgemache,
Der wisperte: Zu früh! — Seht ihr die schwarze
Hand?
Sie fährt empor und hängt an die Trofäenwand
Das düstre Nachtstück. — Still vorüber gleiten
Von abgehärmten Müttern, Kindern, Bräuten
Die Schattenbilder, all' in Trauerkleid.
Von allen Thürmen hört Ihr Grabgeläut;
An allen Wänden seht Ihr Städt' und Dörfer flammen.
Nun brüllt: „ihr Berge, stürzet über uns zusammen!
Bedeckt, ihr Thäler, uns mit Schutt und Graus!" —

Was

Was zaudert ihr? Das Possenspiel ist aus.
Auf, und entkleidet euch! Du, Bettler, wirf die
Krücke
Dem Glück, und Du, o Held, den Federbusch zurücke!
Der bleiche Fremdling, der den Vorhang niederrollt,
Reicht dir ein Leichentuch statt Stern und Flittergold.
Verzeuch! — Monarchen ziemt es mit Gefolg zu
reisen. —
O ihr Verwünschungen, ihr Seufzer zarter Waisen,
Ihr Mutterfluch', ihr heisse Thränen, seyd
Ihr sein Geleit, durch Zeit und Ewigkeit! —
Du, Bettler, geh' allein! —

O Ruhm, o Herrlichkeit!
Eroberer, ist dies der Preis, nach dem ihr trachtet?
Warum ihr hungertet und manche Nacht durchwachtet?
August, sprich, schlüg' ein Gott des Schicksals
Buch — unnachtet
Vor Aller Augen — dir, dem Ungebornen, auf,
Und spräche: Sterblicher, lies deinen Lebenslauf!
Und du erblicktest nun, wie Ruhe von der Wiege
Dich bis zum Grabe floh — die bürgerlichen Kriege —
Hier Cäsarn, *) wie sein Blut aus hundert Wunden
quoll,

*) Cäsar hatte, wie bekannt, Augusten an Kindesstatt angenommen.

Und Er, von Brutus Dolch verwundet, wehmuthsvoll
Ausrief: Auch Du, mein Sohn? und sein Gesicht
verdeckte; —
Dort Cicero, wie er sein graues Haupt hinstreckte
Aus seiner Sänfte, und den Todesstreich empfing —
Und dann dein thränend Aug' an jenen Scenen hing,
Wo mit dem Haupt du an die Marmorpfeiler liefest,
Und „Varus, Varus, meine Legionen!" riefest —
Und wo die nächtliche Versammelung
Mit Cinna sich verschwor — und, in Verzweifelung
Verloren, sich dein Enkel aus Matratzen
Flockwoll' und Kälberhaar hervorzukratzen
Verdammt sah, und es gierig niederschlang —
Dort deine Tochter an dem Felsenhang
Von Pandataria — und zwischen Kerkerwänden
Hier deine Enkelin, erwürgt von Henkershänden —
Du selbst durch Livia's stiefmütterliche Hand,
O armer Herr der Welt, verwaist am Grabesrand!
Dein Leben eine lange Todtenfeyer!
Tiberius dein Erb', ein Ungeheuer,
Bezeichnet durch der Welt und Nachwelt schwarzen
Fluch: —
August, du würdest das verhängnißvolle Buch
Zuschlagen, und, hinkniend an den Stufen
Des Allerheiligsten, laut weinend rufen:
„Verhängniß, einen Blitz aus deinem Heiligthum!" —

O du, verliehn zum Fluch, verführerischer
Ruhm! —
Als wir noch roh mit Faust und Ferse stritten,
Erschienst du vor der Waldbewohner Hütten,
Und sprachst: „Wie? Was? Der Schöpfung Herr seyd ihr,
Und kämpft wie Löwe, Bär und Panterthier?
Glorreicher Sieg! Ein Flecken! Eine Beule!
Ich bring' euch Speere, Schwerter, Pfeile.
Zu lang' habt ihr mit Fäusten euch zerfleischt,
Mit Nägeln euch zerkratzt, von Wuth getäuscht.
Nun seyd fortan vernünftige Geschöpfe!
Durchbohrt das Herz euch! Spaltet euch die Köpfe!"
Gesagt, gethan! Der Erdkreis schwamm in Blut.

„Ja", fuhrst du fort, ein Pfeil ist zwar recht gut:
Doch fällt nur je Ein Feind durch Pfeil und Lanze;
Auch schirmt davor der Panzer und die Schanze.
Empfangt dies flammenspeyende Geschoß!
Sein Eingeweid zerschmettert Mann und Roß.
Die schwarzen Körner hier, die Satans Bundsgenoß
Von Ihm, aus Schwefel und Salpeter, kneten lernte,
Streut in den Abgrund, und — erwartet blut'ge Erndte!
Wißt es, der Ehre zarte Pflanze reift
Im eiser'n Schlachtfeld nur, von Blut beträuft,
Wo Donner krachen und sich Blitze schlängeln.
Schon rauscht herab ein Chor von Todesengeln,
Mit Sicheln in der Hand, und unter Trommelschlag

Und bey Drommeten Hall beginnt der Erndtetag.—
Dies hier sind Bomben. Drohend, gleich Kometen,
Ziehn sie dahin, und zischen, prasseln, röthen
Mit Feuerstreifen Mitternachts die Luft.
Erblaßt flieht Jung und Alt in Fels und Kluft,
Und lauscht voll Angst, wohin der Feuerklumpen fliege.
Haubitz' und Bombe trägt die Schreckniße der Kriege
Zu Schwangern, Kranken und dem Säugling in der
Wiege.
Gelt! diese taktische Verfeinerung ist neu!
Die Feuerschlünde dort zerschmettern zwey bis drey;
Doch füllt ihr Nägelköpf'. und feingehacktes Bley,
Und Glas hinein, und laßt en flanc sie streichen,
So giebt Ein Schuß zwey bis drey hundert Leichen.—
Fort mit Visieren, Helm und Panzer! Zieht
Den Harnisch aus! Marschiert, in Reih und Glied,
(Ha! wie verdunkelt ihr nicht jetzt die Scipionen!)
Bloß in der Sommerwest' ins Feuer der Kanonen!

Der Abgrund droht — Seht dort mit Leichnamen
das Feld
Schwarz ausgepflastert, rund vom bleichen Blitz erhellt!
O wie die Ströme Bluts der Rosse Schenkel röthen!
O des betäubenden Geschmettere der Drommeten!
Zählt! Wie viel Todte giebts? —— „Zehn tausend
liegen da."

Wie

Wie viel Verstümmelte? — „Zweymal so viel beynah.“
Nun plündert, was ihr könnt! Nun jauchzt Viktoria!
Dort liegt die Königsstadt mit ihren stolzen Thürmen.
Die Mitternacht bricht ein. Kommt! Laßt sie Uns erstürmen!
Pst! Nehmt die Leitern! Zieht die Schuhe aus!
Erwürgt den Schläfer dort im Schilderhaus.
Hinangeklettert! Schießt den Wall in Graus!
Begrabet Weib und Kind im Schutt gesprengter Minen!
Büßt viehisch eure Lust auf rauchenden Ruinen
An Jungfrau'n halb entseelt! Würgt, sengt und brennt, und dann,
Besudelt noch von Blut, stimmt ein Te Deum an!
Verlieh Herr Zebaoth die Kraft nicht euren Händen,
Ihr könntet ohne ihn nicht morden und nicht schänden! —

Von jedem Kirchthurm hallt frohlockendes Geläut.
Schau Lampen, bis zum Dach unzählig aufgereiht,
Blau, roth, in magischer Beleuchtung, niedersunkeln,
Und durch ihr Farbenspiel Mond und Gestirn verdunkeln! *)
„Jauchzt Jo! Evoe! Wir feyern Siegesfest.
„Heil!

*) Die großen Siegesfeste sind in der Regel mit Illuminazionen und Bällen verbunden, denen die empfindsamste Schöne ohne Anstand beywohnt.

„Heil! Heil dem großen Karl! — Ey jauchzt doch auch der Pest
Und den Vesuven Heil! — O, trotz dem tollen Schweden,
Kann Aetna und die Pest entvölkern und veröden.
Heil Ueberschwemmung dir! Gott, Urquell alles Lichts,
Zerstörung ist Verdienst, und deine Schöpfung Nichts.
Triumf! Viktoria! Ihr Jungfrau'n, unter Tänzen
Laßt uns des Siegers Haupt mit Lorbeern rund bekränzen!
Schon zittert durch den Saal der bleiche Kerzenglanz.
Losrauschend überschallt der Baß die Dissonanz
Der Stimmenden. — Ha seht! Schon drehen sich im Tanz
Rings Girandolen mit den schwindelnden Mänaden. —

Seyd denn zum Todtentanz mir alle eingeladen!
Dort, wo das Heldenheer den Lorbeer sich errang,
Dort laßt begeistert Euch von wildem Saitenklang
Die leichten Schenkel zum verschlungnen Tanz beflügeln!
Steckt tausend Lampen an auf jenen frohen Hügeln;
Denn Tausende verschlang die schwarze Todesnacht!
Myrjaden schlummern hier, die gestern froh gelacht,
Verstummt auf ewig nun. Drum läutet alle Glocken!
Ach! zwanzig tausend Puls' im Lenz des Lebens stocken!

Drum

Drum tanzt, drum tanzt! — Folgt ihr dem bleich
umdämmerten Chor
Im Schimmer des Mondes? Er schwebt vom eiser-
nen Feld empor.
Was deutet ihr feyerlich ernst auf jene bluttriefenden
Stümmel,
Ihr Todeserscheinungen ihr, und hebet die Hände
gen Himmel?
Laß ab von mir, du dort mit der gespalt'nen Stirn,
Mit aufgedecktem blutdurchlaufenen Gehirn!
Fleuch, hölliſches Gespenst! — Horch! Welch ein
dumpf Gewimmer!
„Wir sehn das goldne Licht der Sonnen immer, nimmer!"
Bringt Lampen! Evoe! Nachtwandler, stiller Mond,
Warum so blaß? Warum seyd ihr vom Horizont,
Ihr goldnen Sterne all, in Nachtgewölk entflohen?
Warum so bleich beym Ruhm unsterblicher Heroen?
Betrauert ihr vielleicht der nachbarlichen Welt
Beweinenswerthes Loos? — „Erleuchtet mit Lam-
pen das Feld!
Erleuchtet die Lampen mit Blut, mit Blut der Er-
schlagnen! Trinket
Aus Schädeln dampfendes Blut! — Ha! wie es aus
Lampen dort blinket,
In röthlich schimmernder Pracht! — Trinkt! Trinkt
den Ueberrest!
Jauchzt, Kannibalen, jauchzt, und feyert Siegesfest!"

Wen

Wen seh' ich dort, der eine Leich' umklammert,
Und drüber hingebeugt am blut'gen Staube jammert?
Er küßt und streichelt sie mit kindlich frommer Hand. *)
Woher, du armes Kind? — „Weit weit aus Ungerland,
Mein schöner Herr! Da sind wir in den Krieg gezogen,
Das Bärbl, Kasperl, und der Fränzl, und die sogen
Noch halter, und da mußt auch Fränzl eben mit." —
Wo hast die Mutter? — „'s Mutterl? — Weiß es nit.
Kam ein Geschrey daher: die Linjen sind durchbrochen!
Und rett' sich, wer da kann! Und Vaterl ist erstochen!
Schrie Mütterl: lauf! Wird hint das Rheinbrück' abgebrochen.
Bis dran! Lauf Bub'! — Ich weck' erst 's Bärbl aus dem Schlaf,
Und 's Kasperl. — Heiliger Gott! 's Feldlager brennt; Paff! Paff!
Ging's hüben, drüben — ja, und unterwegs da traf,
All, überall ich's voll von todten Männern, Rossen —
Ich furchte mich gar sehr, und schrie stets, wenn sie schossen.

Die

*) Der folgende Dialog zwischen dem Dichter und dem Soldatenknaben ist historisch wahr, und die Hauptzüge des schrecklichen Gemähldes aus der naiven Erzählung dieses Kindes genommen; wie jeder verständige Leser, auch ohne diese Anmerkung, vermuthet haben würde.

Die andern schrien auch: „ach Gott! mein Bein! mein Arm!
Jesu Maria hilf! Mein Kopf! Daß Gott erbarm!“
Auf einmal sah ich nichts als Qualm und Nebel,
Und schwarzen Pulverdampf, und blanke Säbel.
Und dann kam ein Husar von Wurmser, und der schrie:
„Sie kommen, sie sind da, die Mordhund! Fall' auf's Knie!
Bub', fall auf's Knie, und bet' ein gläubig Vaterunser!“
Und als ich nun so knie und bet', hopp! hopp! sprengt unser
Major vorbey und — schwapp! fliegt ihm vom Rumpf der Kopf,
Und mich, Jesus Marie! kriegt ein Franzos beym Schopf,
Und wirft mich übern Zaun auf frischgefurchte Beete,
Und schreyt: Marsch! Wollen du, daß dich Cheval zertrete,
Du Oestreich's Bougre du? — Ich dukt' mich hinterm Zaun,
Bis alles stille war; da fing's mir an zu graun.
Oberst zu unterst lagen Todte aufgestapelt,
Und viele stöhnten noch. — Als ich mich raus gerappelt,
Da kroch ich drüber weg. Mich hungerte gar sehr.
Ich lief durch Wald und Feld, und in die Kreuz und Queer,
Kam drauf vor eine Stadt, sehr groß, heißt glaub ich Speyer;

Stand

Stand da ein Fratz. — Ich bat ihn: gebt mir einen Dreyer,
Mein schöner Herr. Allein er schalt mich heftig aus,
Und munkelte so was von Zucht- und Arbeitshaus.
Ich war das nit gewohnt, und auf den Quadersteinen
Am Stadtthor hub ich an recht bitterlich zu weinen.
Hatt' noch ein Tüchel, 's war von schönem weißen Leinen,
Sprach ich so zu mir selbst: Je! willt das Tüchel hier
Verkaufen, Fränzl, kriegst drey Batzen oder vier. —
Queer hüben saß ein Weib am Spinnrad vor der Thür.
Ich hin und sprach: Gelobt sey Jesus Christus! Sagte
Das Weib: In Ewigkeit! Und als sie drauf mich fragte:
Bist nit von Speyer, Bub? weint' ich laut aus und sagte:
Bin nit von Spey'r, bin weit sehr weit, aus Ungerland!
Und als ich dies gesagt, nahm sie mich bey der Hand,
Und sprach: Ach! warum bleibst du nit daheim in Ungern?
Du armer Bub! Nit wahr? Dich wird gewißlich hungern?
Ach ja, rief ich, ach ja! hab noch nit gessen hint.
„Sag an! sag an! Hast dann nit Eltern, armes Kind?"
Mein Vaterl lebt nit mehr; auch Mutterl ist wohl todt.
Gebt für dieß Tüchel mir ein kleines Bissel Brodt!
Hilf Gott! hätt'st ja dann nichs ein Zäh'rl dir abzuwischen. —
Behalt dein Tüchel! hier hast Brod dich zu erfrischen!
Gottslohn! Gottslohn! und auf, und wieder queer feldein,

Hinaus zum Thor von Spey'r, und fort! Die Nacht brach ein.
Ich rief und schrie: Ach Gott, wo mag mein Mütterl seyn?
Ich suchte hin und her, und suchte aller Orten.
Als ich auf's Schlachtfeld kam, war alles still geworden,
Und blutroth drüber hing vom Himmel ein Komet.
Und als der Angelus *) von weitem bimmeln thät,
Da kniet' ich hin, — hab' so mein Lebtag' nit gebet't!
Denn unterm Kriegszelt die, die hatten's nur Gespottes —
Und schrie: Erbarm dich mein, du heil'ge Mutter Gottes!
Mein Mütterl ist ja todt, bin eine arme Waisʼ! —
Die Todten lagen all nun nackt und haufenweis,
Als schliefen sie, und ich schlich immer, lof' und leis',
An Jeden einzeln hin, und schrie: daß Gott erbarme!
Das ist mein Vaterl! Und dann streckt' ich beyde Arme
Hinaus in Nacht und Sturm, und schaut' im Mondenlicht
Den todten Männern scharf in's blutige Gesicht.
Zuletzt da hab' ich ihn hier unter'm Schlehdorn funden.
Ich nahm mein Tüchel, und verband ihm seine Wunden.
Da wein' ich nun und küß' ihn ohne Unterlaß.
Ach!

*) Das Zeichen zum Abendgebet bey den Römischkatholischen.

Ach! seine Hand bleibt kalt, sein Mund bleibt blaß!
so blaß! —
Den armen Fränzl friert's! — Hu! Hu! — Bitt'
dich, begrabe
Ihn nit! Mein Mütterl ist vielleicht verbrannt; wen
habe
Ich sonst, ich armer Bub? — War ihm so gut, so gut!"
Erleuchtet mit Lampen das Feld! Erleuchtet die Lam-
pen mit Blut!
Mit der Erschlag'nen Blut! — „Die Leute halter meinen
Es gut — Da sagen sie, ich müßt' nit immer weinen —
Will auch nit mehr — Ach Gott! das Aug' thut mir
so weh! —
Den armen Fränzl friert's, hu! hu!" — Jauchzt Evoe!
Komm bleicher Knabe! Tanz' dich warm! Laß ab mit
klagen!
Jauchz' Jo Evoe! Wir haben ihn erschlagen!
Tanz' Todtentanz mit Uns im rothen Lampenschein! —
„Ach Gott! Ach Gott! Wo mag nun wohl mein Mütterl seyn?" —
Ihr Serafim, erbarmt, erbarmt euch seiner Pein!
Schwebt nieder, und gesellt die zarte Engelseele
Euch zur Gespielin! Tragt aus dieser Kerkerhöhle
Sie sanft in Gottes Schooß! —
Durch tapfre Gegenwehr
Des Feindes schwächt sich oft ein zahlreich Kriegesheer.
Alsdann schickt Werber aus im Lande kreuz und queer!
Die, wett' ich, senden schon in vier und zwanzig Stunden
Auf

Auf Leiterwagen euch, geknebelt und gebunden,
Zahlloses Bettelvolk, Spitzbuben, Vagabunden.
Laßt, eins zwey drey, die Kerls die Lumpen runter ziehn!
Allein verwerft sie nicht! Man braucht sie zu Scharpie'n.
Drauf sorgt daß blaues Tuch der Auditör bestelle,
So praeter propter zu zwölf Groschen jede Elle!
Auch Hüthe, je das Stück fünf Groschen oder sechs,
Und vorn ein Schild in Gold mit Ludovicus Rex!
Zu diesem fügt dann noch die rothen Rockaufschläge,
Zwey Groschen Sold des Tag's, und zwey und zwanzig Schläge —
Ha! schier vergaß ich doch den Hauptpunkt, à propos!
Zweymal im Lazareth die Woche frisches Stroh! —
Marsch! ihr unsterblichen Heroen zu zwey Groschen,
Urenkelsöhne Teuts, erstürmt des Feind's Approchen!
Ou vaincre ou mourir! so ruft ein Officier.
Laut brüllt das Heer ihm nach: ou vaincre ou mourir!!
Seht da! Die Schlacht beginnt! Schon steigen zwey Granaten.
Sie platzen. Hui! wie fliehn Panduren und Kroaten!
Sie rennen toll und blind den Officier in Koth.
Er schreyt, wie Drouet schrie: bin todt, bin todt, bin todt! *)

*) Der Konventsdeputierte Drouet suchte aus der Oestreichschen Gefangenschaft zu entkommen. Sein Plan aber mißlang; er fiel, und schrie nun unten unaufhörlich: bin todt, bin todt! — Siehe die Zeitungen.

Sehr gern bewundert' ich die Kunst der Retirade,
Ihr Heldensöhne Ihr, ach! ging es, Jammer schade,
Nicht gar zu schnell für mich. — Sieh dort die Wachparade!
Es klirrt das Bayonett, die Trommel wirbelt wild. —
O weh! So eben peitscht man Gottes Ebenbild,
Auf Tod und Leben, durch verdoppelte Geschwader,
Bis krampfhaft zuckend, längs dem Rückgrad, Nerv und Ader
Zerfetzt herunter fällt, und tief hineingetaucht,
Von Blut bespritzt, die Gert' in tausend Händen raucht.
He! Schnurrbart, sprich! Was hat der Delinquent verbrochen?
„Der rechts ist Desertör. Ich warb vor wenig Wochen
Ihn, in der Trunkenheit, für unser Eskadron,
Und da er nüchtern ward, so ging er uns davon.
Der alte Graukopf links, - weil ihm die Knie versagen,
So hat ihn der Profos die Gassen auf getragen. —
Verbrach noch mehr. Er schlief bey Nacht vor Alter ein."
Womit beschönigt ihr denn diese Teufeley'n? —
„Subordinazion und Krieg!" — Und muß der seyn?
„Kein Krieg? Kein Krieg? — Ey ja, das wäre meine Sache!
Herr, menagier' er sich! Wo nicht, dort ist die Wache!
Giebt es nur Krieg! — Warum? das fragt ein Schurke, pah!
Und spricht mein Landesherr: Marsch nach Amerika!

Herr,

Herr, sieht er, ich marschier', und munkelt eins, als nehm' er,
Erkauft durch Engellands Malz-, Korn- und Tobaks-krämer,
Nach neuer Taxe für ein abgeschlagnes Bein,
Und Kopf und Arm Ersatz in Geld: so schlag' ich drein!
Noch ist der Heldenmuth in Teutschland nicht verloschen!
Wofür giebt täglich uns der Landesherr zwey Groschen?
Ha! straf mich Gott! Ich bin ein teutscher Patriot! —
Man schlägt uns todt, was thut's? — Wir schlagen wieder todt.
Blitz, Hagel, Wetter! Herr, das ist ja unser Brod!" *)
Wen seh ich dort im Kreis, den Knebelbärte ziehen,
Mit schwarzem Herzen und verbundnen Augen knieen?
Drey Krieger treten vor, sie spannen ihr Gewehr;
Das Schnupftuch winkt. Es blitzt. O Gott! — Er ist nicht mehr!
Und sein Vergehn? Dafür giebt's keinen Namen, Herr!
Der Kerl, versteh er mich! lief vor drey Wochen Gassen.
Gut! — Kömmt ein Officier, vermuthlich bloß zu spaßen,
(Wie so ein Herr es pflegt, Er weiß ja wohl!) der spricht:
Nun, Bursche, wie behagt's? **) — Schlägt der Hallunke nicht
Ihm, dir nichts mir nichts, gleich die Kett' ins Angesicht?

*) Ein ähnliches Beyspiel von teutschem Patriotismus findet man im Revoluzionsalmanach 1794. p. 102.

**) Der Soldat lief wegen Desertion Spießruthen.

Man hielt ein Kriegsgericht, das Urtheil war: erschossen!
Drauf ging's an Hof. Nachdem zwölf Tage kaum
verflossen,
So kam denn ein Reskript: der N. N. wird erschossen.
Hilf Gott! Was heult' und schrie der Officier! umsonst!
Da stand es schwarz auf weiß! — Verwandten sich
auch sonst
Beym hohen Kriegsgericht vornehme Herrn und Grafen,
Was hilft's? Dort liegt er" —
Gott! und deine Donner schlafen? *)
Aefft hier ein Erdengott im Urtheil, was er sprach,
Das

*) Ich kann diese Stelle nicht ohne eine — freylich sehr unpoetische — Anmerkung lassen. Das Kriegsgericht sprach nach den Kriegsartikeln, und mußte nach dem Buchstaben derselben sprechen. Die allgemeine Stimme der Menschlichkeit ist freylich in vorliegendem Falle für eine Ausnahme von der Strenge des Gesetzes — wiewohl es ein Gesetz ist, ohne welches sich keine Kriegsdisciplin, so wie ohne diese kein zweck- und regelmäßiges Kriegsheer denken läßt. Die Ausnahme vom Gesetz aber konnte nur der Gesetzgeber machen. Ob dieser recht oder unrecht hatte, es nicht zu thun, ist in Rücksicht auf die Folgen ein äusserst schweres Problem. Denn der Gesetzgeber darf sich nicht dem Gefühl überlassen; seine Pflicht ist, kalt und unbeweglich bloß auf den Ausspruch der Vernunft zu horchen, folglich diejenige Entscheidung zu geben, die das allgemeine Interesse gebieterisch fodert. Freylich

tritt

Das unerbittliche Gesetz des Schicksals nach? —
Gemach, Das muß so seyn, ruft ihr mir zu, gemach!
Gehört das nicht zum Staat vernunftbegabter
Wesen?
Belieben Sie nur Burk und Rehberg nachzulesen!
„Probatum est!“ — Still! Still! Ich bitt' euch
drum! Kein Wort!
„Wohin?“ In Fels und Kluft! Fort, von dem Men-
schen fort!

J. D. Falk.

trat hier einer von den unseligen Kollisionsfällen ein, wo das größte Recht in einem andern Sinne großes Unrecht ist. Ich wage es nicht in diesem besondern Falle zu sagen, was für einen Ausspruch das Orakel der Vernunft gethan hätte, wofern es ein solches auf dem Erdboden gäbe. Wenn die Vernunft jemahls die Regierung des Menschengeschlechts übernehmen sollte, so würde sie die Axt an die Wurzel selbst legen, und den Anfang aller ihrer Reformen vermuthlich damit machen, daß sie den Janustempel auf ewig zuschlösse. Dann bedürfte es keiner Soldaten und Officiere, keiner Kriegsartikel und keiner Regimentsstrafen mehr. Bis dahin also wird die Handlung eines Kriegsknechts, seinem Officier die Kette ins Gesicht zu schlagen, wie groß auch die Reizung dazu gewesen sey, ein Kapitalverbrechen bleiben müssen. Aber was nicht laut genug gesagt werden kann, ist, daß auch auf die Handlung des Officiers, der einen armen Unglücklichen, in dem Augenblick da er seine Strafe (und welch eine Strafe!) ausgestanden hat, durch unmenschlichen Spott zu einer der menschlichen Natur ver-

zelthlichen Wuth reizt, eine angemessene, folglich eine Strafe, die alle seinesgleichen auf immer von einer ähnlichen Brutalität abzuschrecken fähig wäre, gesetzt seyn sollte. Denn je strenger ein militärischer Befehlhaber in allem was ihm der Dienst zur Pflicht macht, seyn muß, desto mehr ist es nicht nur sittliche, sondern selbst militärische Pflicht für ihn, in seinem ganzen übrigen Betragen gegen seine Untergebenen sanft und menschlich zu verfahren.

W.

Ueber das vorstehende Gedicht selbst erlaube ich mir nur noch ein paar Worte. Es ist das zweite von diesem Verfasser, welches er im T. Merkur dem öffentlichen Urtheil ausstellt. Die Juvenalische Satire ist ein Fach, worin sich noch wenige Dichter unsrer Nazion versucht haben. Der genievolle Verfasser der Helden fühlt sich dazu berufen, und in der That scheint der Geist Juvenals so reichlich über ihn ausgegossen zu seyn, daß ihn selbst das Schicksal dieses römischen Satirendichters schwerlich von einer Laufbahn, worin noch so viel Lorbern zu erringen sind, abschrecken würde. Indessen ist zu hoffen, daß ein Juvenal unsrer Zeit keine Domiziane zu befürchten habe; oder sollten etwa Domiziane und Juvenale in gewissem Sinne correlata seyn, und die nehmliche Verkettung von Ursachen, die einen Juvenal mit der blutigen

gen Geisel der Erinnyen bewaffnet, ihm auch irgend einen Domizian, der weder Filosofen noch Satiristen dulden kann, zum Zeitgenossen geben? — so wie die Horazische Satire die Zeiten eines August vorauszusetzen und nur in solche gehörig einzupassen scheint. Wenn ein äusserst verdorbenes Zeitalter einen Juvenal bedarf und auffordert, so ist wohl nichts unläugbarer als das Bedürfniß des unsrigen. Wie viel oder wenig Gutes durch einen solchen Rächer der so vielfältig und so schreiend beleidigten Vernunft und Humanität gestiftet, und wie viel oder wenig Böses durch seine Bemühungen verhindert werden könne, ist eine Frage, die ich hier nicht untersuchen will, und um welche sich vielleicht der Satirist selbst nichts zu bekümmern hat; denn wer hat die Folgen dessen, wozu er sich innerlich berufen findet, in seiner Hand? Wie dem aber auch sey, dies ist gewiß, daß, wenn jeder Dichter seinen Zweck, wie edel er immer seyn mag, nur insofern erreicht, als er seinen Lesern Vergnügen macht, dies noch ganz besonders von dem Satiristen gilt, der sein an sich selbst ziemlich verhaßtes Amt nur dadurch beliebt machen kann, wenn er uns durch die Schönheit seines Vortrags und seiner Versegern oder ungern nöthigt, ihn mit Vergnügen zu lesen. Dies ist es was ich von dem Verfasser der Helden mehr als bisher beherzigt zu sehen wünschen möchte. Er scheint sich dem Drang und Feuer seines Genies zu sehr

zu überlassen, um auf Harmonie und Wohlklang seiner Verse so viele Aufmerksamkeit und Zeit zu verwenden als nöthig ist; und er erlaubt sich dagegen hier und da Härten und Nachläßigkeiten, die kein Schriftsteller weder in Versen noch Prosa sich selbst übersehen soll. Im eisern'n Schlachtfeld, statt im eisernen — gehört nicht unter die erläßlichen Sprachsünden, und einen Vers, wie dieser,

Oberst zu unterst lagen Todte aufgestapelt,

welches Ohr könnt' ihn dulden? Auch die lyrische Unordnung und dithyrambische Vermischung der Versarten in der Episode von dem kleinen Fränzl (die ich überhaupt zu lang und zu überladen finde) — diese poetische Trunkenheit, welche in der Fantasie des Dichters das Schlachtfeld in die Scene eines wilden Todten-Bacchanals verwandelt, — die seltsame Verbindung des letztern mit der Erzählung des Knaben, welche durch den schwärmenden Aufruf der tanzenden Geister, „Erleuchtet mit Lampen das Feld, u. s. w. und" Jauchzt Evoe! Komm bleicher Knabe, tanz dich warm! u. s. w. unterbrochen wird, — diese und andere Excesse einer noch nicht genug gebändigten Einbildungskraft verdienten wohl eine genauere Beurtheilung, als hier Platz finden kann. Ueberhaupt scheint mir der Dichter sich zuweilen von seinem Feuer zu sehr hinreissen zu lassen, und über der Begierde — seine Visionen eben so rasch

und

und lebhaft, als sie in seiner begeisterten Fantasie durch einander taumeln, auch ausser sich darzustellen — mit unter ins Groteske zu verfallen, das nur gar zu nahe ans Erhabene gränzt. Aber woht dem jungen Dichter, dem man solche Vorwürfe zu machen hat, und dessen Fehler nur aus zu großer Kraftfülle, zu starkem Trieb, und zu üppigem Wuchs entspringen! Was wir ihm wünschen, bis die Zeit kommt, da sein eigner Geschmack seine sicherste Regel seyn wird, ist ein Freund, wie jener vir bonus et prudens des Horaz, qui versus reprehendet *inertes*, culpabit *duros*, *incomtis* allinet atrum transverso calamo signum, *ambitiosa* recidet *ornamenta*, *parum claris* lucem dare coget, u. s. w. — und die Geduld und Folgsamkeit, die dazu gehört, um sich einen solchen Aristarch zu Nutze zu machen.

W.

III.

Kritische Erläuterung
einer Stelle des Petronius.

Ein Fragment eines Briefes.

Jetzt muß ich Ihnen, mein theurer Freund, ein paar kritische Bemerkungen über eine Stelle des Pe-

Petronius zur Beurtheilung vorlegen. Sie wundern sich ohne Zweifel, wie ich wieder in die Wortkritik hinein gerathen bin, da ich Ihnen schon lange feyerlich angelobt, daß ich mich nicht mehr — wenn es je geschehen — damit befassen wollte. Das habe ich freylich versprochen, und habe es Ihnen versprochen; nicht als ob Sie mir zu einem solchen Abschied gerathen hätten, sondern weil ich gewohnt bin, bey dergleichen Vorsätzen, die meinen Geist und mein Herz betreffen, um sie desto fester zu machen, neben meinem Genius einen Freund zum Zeugen zu nehmen. Ich habe auch mein Wort noch nicht gebrochen, und bin eben so wenig gesonnen, es gegenwärtig zu brechen. Denn das Versprechen betraf nur den Mißbrauch der Kritik, wozu die menschliche Schwachheit einen Liebhaber der Alten nur gar zu leicht hinreißen kann; und Sie wissen dagegen hinlänglich, daß selbst der, welcher die Wortkritik nur als ein lästiges Instrument betrachtet, und weit entfernt ist, sie mit Mehreren, ihres Glanzes wegen, zur Epideixis zu gebrauchen, dennoch so oft zu ihrer Applikazion genöthigt ist. Und so versichere ich Sie denn: ich habe meinen Petron nicht nachgeschlagen, um eine korrumpierte Stelle zu finden, über welche sich etwas sagen ließe, sondern ich habe bey Lesung des Petrons mit betrübtem Herzen wahrgenommen, daß die schöne Stelle, über welche ich Ihnen etwas zu sagen gedenke, einer Hülfe bedürfe, besonders, da sie zum Theil schon einmal angegriffen, und, meiner unmaß-

maßgeblichen Meynung nach, — verunstaltet worden ist.

Sie erinnern sich ganz sicher der Schilderung der Circe, in der nicht sehr züchtigen Erzählung von dem Liebesabenteuer des Helden, Enkolpius, mit dieser Schönen, im 126ten Kapitel. Ich will die Worte auszeichnen, damit Sie nicht nöthig haben, das Buch zur Hand zu nehmen.

„Crines, ingenio suo flexi, per totos sese humeros effuderant; frons minima, et quae radices capiliorum retroflexerat; supercilia vsque ad malarum scripturam currentia, et rursus in confinio luminum paene permixta; oculi clariores stellis, extra Lunam fulgentibus; nares paullulum inflexae, et osculum, quale Praxiteles habere Dianam credidit. Iam mentum, iam cervix, iam manus, iam pedum candor, intra auri gracile vinculum positus, Parium marmor exstinxerat.„

Die erste Anmerkung, die ich hierbey zu machen habe, betrifft die Worte: et osculum, quale *Praxiteles* habere *Dianam* credidit. So sollen alle Handschriften lesen. Nodot vermuthete, Petron habe statt Dianam — *Venerem* geschrieben. Hr. Prof. Anton verwirft in seiner Ausgabe mit Burmannen diese Verbesserung als unnöthig, und vertheidigt die alte Lesart. Es waren, wie er anzeigt, auch Dianen des Praxiteles im Alterthum vorhan-

den,

den, als die Brauronische auf der Akropolis zu Athen, (Pausan. I. 23.) und eine zu Anticyra (ebend. X. 37.). Vielleicht, könnte man hinzusetzen, standen in Rom noch andere Dianen von diesem Künstler; vielleicht war gerade zu der Zeit, als Petronius schrieb, eine aus Griechenland dahin gebracht worden, welche viel Aufsehen gemacht hatte, und von welcher die Zeitgenossen des Schriftstellers die Worte verstehen sollten und konnten, u. s. w.

Möchten Sie aber, mein Freund, ungeachtet der Brauronischen und Anticyrischen Dianen, und ungeachtet der hinzugesetzten Muthmaßungen, nicht dennoch lieber *Venerem* als *Dianam* vom Petron geschrieben sehen? — Sie antworten ohne Zweifel ja! Jene Lesart hat so viel für sich, daß wir uns nicht scheuen dürfen, sie der gemeinen vorzuziehen. Die Vergleichung von Circes Mund mit dem Munde der Venus scheint zuerst an sich, und noch ohne Rücksicht auf Bilder des Praxiteles, natürlicher als die mit dem Munde der Diana. Denn einmal war doch überhaupt Circe eher ein Nachbild der Venus, als der keuschen Jagdgöttin; und zweytens hat, meines Wissens, kein alter Dichter, weder in einer Schilderung noch durch ein Epithet, den Mund der letztern Göttin vor dem der übrigen ausgezeichnet. Venus ist dagegen das höchste Ideal weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit. An Ihr muß also jeder Theil vorzüglich schön und liebenswür-

würdig gebildet seyn, und eine besondere Anpreisung ihres Mundes kann uns nicht weniger als der Preis ihres Profils, ihres Nackens, ihres Busens, ihrer Hand u. s. w. befremden; da hingegen bey den andern Göttinnen, — eben weil ihr Karakter nicht höchste Liebenswürdigkeit ist, und nicht jede Schönheit auf sie, als auf ihr Unbild, zurückblickt, — der Theil ihres Körpers schon von ältern Dichtern oder von den Künstlern vorzüglich schön gedacht worden seyn muß, den ein späterer Dichter, wie in unserer Stelle, im Vorbeygehen loben, ich meyne, zu einer Vergleichung gebrauchen will. „Blaue Augen, wie die der Minerva" — „blond wie Ceres" — „ein Leib, wie der des Bakchus" — „ein Bart wie Jupiters Bart" — alle diese Vergleichungen sind nicht fremd, und deßwegen brauchbar. Aber man gebe einer Schönen „den Fuß der Minerva" — „das Auge der Ceres" — „den Busen der Proserpina" — „die Hand der Juno" — ich wette sie wird ihrem Lobredner keinen großen Dank dafür wissen; dagegen jedem Theil ihres untadelichen Körpers von der Scheitel bis zur Ferse eine Vergleichung mit denen der Venus willkommen seyn wird.

Nun lernten wir aber gerade aus unserer Stelle selbst, daß der Mund der Diana vom Praxiteles vorzüglich schön gebildet worden! — Allein unsere Stelle ist auch die allereinzigste, die etwas davon sagt, und deßwegen von keiner großen Autorität,

tät, und es bleibt doch immer die Schwierigkeit, daß der zehnte Filolog und Antiquar von Profession erst weit nachdenken und nachsuchen muß, bis er nur Dianen des Praxiteles überhaupt kennen lernt, oder, welches auf Eins hinausläuft, nur der Burmannischen Note verdankt, daß er der Last des Nachschlagens überhoben ist. Freylich wäre, der gemeinen Regel der Kritik nach, die Leseart darum desto zuverläßiger, tanquam doctior. Allein es geht, wenigstens für uns, durch diese Gelehrsamkeit der Effekt der Stelle verloren, und, wenn Petron wirklich auf keine sehr berühmte Diana des Praxiteles anspielen konnte, auch für die, für welche er zunächst schrieb, für seine Zeitgenossen. Wenn wir lesen: et osculum, quale Praxiteles habere *Venerem* credidit, so verstehen wir den Schriftsteller, und gewiß verstanden ihn so auch seine Zeitgenossen eher, weil auf alle Fälle die Diana des Praxiteles seinen Bildern der Venus an Ruhm nicht können gleich gewesen seyn. Und mich dünkt, Petron, eben weil er Petron war, wird seine Schilderung lieber mit trivialer Gelehrsamkeit bereichert und koloriert, als, zum Nachtheil der poetischen Wirkung, nach versteckter gehascht haben. Jene Regel der Kritik, die ganz richtig und bewährt seyn mag, ist auch gewiß nicht so weit auszudehnen, und bezieht sich mehr auf gelehrtere und exquisitere Dikzion, und auf Namen und Data, denen die Natur der Sache, und der

wahr-

wahrscheinliche Wille und Geist des Schriftstellers nicht, so wie hier, die Aufnahme versagt.

Aber sollen wir uns denn mit Rodoten an dem Text des Petronius so schwer versündigen, daß Burmann auch Uns im kritischen Eifer die drohende Frage zuwerfe: Itane licet grassari in veterum monumenta, et sine ullius codicis auctoritate, quaecunque in mentem veniunt, lectoribus obtrudere? — Man ist es, däucht mir, gar sehr dem Publikum und den Manen eines guten Alten schuldig, die Worte des Letztern, wenn sie denn doch erheblich sind, von jeder vorsätzlichen Verfälschung, und nicht weniger von jeder Verunstaltung ex dolo indirecto, rein zu erhalten. Demnach denke ich also, daß Rodots Verbesserung selbst verwerflich ist, obgleich nicht seine Idee. Auch ich möchte, der angeführten Gründe wegen, die Diana in eine Venus verwandeln, glaube aber ein gelinderes Zaubermittelchen dazu gefunden zu haben. Ich vermuthe daß Petron geschrieben: et osculum, quale Praxiteles habere *Dionam* credidit. So stünde also Venus wirklich im Texte, wenn wir nur das a in den Buchstaben o verwandeln, der von einem Abschreiber leichtlich dafür angesehen werden konnte. Diese Lesart ist denn auch doctior, d. h. der Name Diona, für Venus, ist weniger gemein, als der Nahme Diana; der Abschreiber konnte ihn leicht in diesen umschaffen, weil er eher die Diana als die Diona kannte, und er ist an

sich in dieser Stelle ein sehr passender Nahme, weil er ein poetischer, und dieses die wahre Anwendung jener Regel der Kritik ist. Diese Leseart ist ferner auch wahrhaft Petronisch; denn Dione wird noch Kap. 124. V. 266, und Kap. 133. V. 3. genannt, in welcher letztern Stelle bey Nodoten, durch einen Druckfehler oder kritischen Einfall, Diane steht. Zwar ließe sich aus diesen beyden Stellen etwas zur Vertheidigung der alten Leseart hernehmen. Es könnte Jemanden unwahrscheinlich vorkommen, daß der Abschreiber kurz vor und kurz nach unserm Kapitel den Namen der Dione gekannt und richtig geschrieben, und in dieser Stelle allein sich versehen, oder seine Gelehrsamkeit geschlafen haben sollte. Indessen wird Jeder, der mit der Wortkritik nicht unbekannt ist, sich von der Unerheblichkeit dieses Einwurfs leicht durch die Betrachtung überzeugen, daß in den Handschriften derselbe Nahme so oft verschieden geschrieben ist, daß beym Diktieren wohl ein Versehen vorgehen konnte; daß die Librarii sich in der That fast durchgängig die Incuria zu Schulden kommen lassen, weit entfernt Kritiker zu seyn, und daß noch dazu der Umstand, daß unsere Stelle der Form nach prosaisch ist, (die andern sind poetisch) und vielleicht die in Prosa üblichere lateinische Endung in *a*, und im Akkusativ in *am*, den Abschreiber irre gemacht haben können.

Meine andere Anmerkung ist etwas weniger kleinlich als die erste, und hat einigen Bezug auf den

Styl

Styl der Griechischen Kunst. Die Worte: „Frons minima, et quae *radices* capillorum retroflexerat, werden von Winkelmannen, in den Anmerkungen zur Gesch. d. Kunst S. 56. angefochten. „Die Haare auf der Stirne, sagt er, sind, je niedriger dieselbe ist, aus dieser Ursache desto kürzer, und es pflegen sich die Spitzen von einigen vorwärts über zu beugen. Dieses ist offenbar an allen schönen Köpfen des Herkules, sowohl im jugendlichen als im männlichen Alter, und solche vorwärts gebogene Haare sind gleichsam Kennzeichen dieser Köpfe, die nicht selten einen neuen Kopf des Herkulus in geschnittenen Steinen entdecken. Eben solche Haare giebt Petronius seiner Circe. Diese Schönheit aber haben weder die Abschreiber noch die Ausleger dieses Skribenten verstanden. Denn wo man lieset — frons minima, et quae radices capillorum retroflexerat, muß man ohne Zweifel anstatt des Wortes *radices* setzen *apices*, die Spitzen, nemlich der Haare, oder ein ähnliches Wort, da apex die Spitze eines jeden Dinges bedeutet. Wie können sich die Wurzeln der Haare vorwärts beugen? Der französische Uebersetzer des Petronius hat hier in seinen Anmerkungen einen Putz von fremden aufgesetzten Haaren finden wollen, unter welchen man die Wurzeln der eigenen und natürlichen Haare entdeckt habe. Was kann ungereimter seyn?"

Hr. Prof. Anton hat diese Konjektur — et quae *apices* capillorum retroflexerat, in den Text aufgenommen. Ich meines Orts wünschte die alte Lesart *radices* wiederhergestellt zu sehen, und wage es zu gestehen, daß Winkelmann mir den Sinn Petrons nicht richtig gefaßt zu haben scheint. Das man apices capillorum sagen könne, mag wahr seyn, und ununtersucht bleiben, wie sehr der Text dabey geschont werde. Allein Petron scheint mir aus einem andern Grunde eher radices als apices geschrieben zu haben. Winkelmann sagt: „es pflegen sich die Spitzen von einigen vorwärts über zu beugen. — Eben solche Haare giebt Petronius seiner Circe," u. s. w. Petronius sagt aber: „et quae radices capillorum *retroflexerat*," und retroflectere heißt doch nicht vorwärts, sondern rückwärts beugen.

Der Vertheidiger von Winkelmanns Meynung wird ganz gewiß, im Sinne desselben, antworten: „was wir vorwärts nennen, ist hier, oder für die Haare, rückwärts, zurück; denn die Haare sind ohnedies rückwärts, oder nach hinten zu, aus dem Kopf hervorgewachsen, weil sie dem Lauf der Stirne folgen, und diese am Anfang des Haarwuchses immer etwas zurückfällt. Petronius bezieht das retro und retroflectere nicht auf den Kopf, sondern auf den Wuchs und Lauf der Haare, so wie Winkelmann, um Petrons Sinn auszudrücken, im andern Bezuge spricht." — Ob es nun aber gleich

ganz

ganz richtig ist, daß die Haare da, wo sie auf der Stirne hervorgehen, den Kopf hinangewachsen sind: so läßt sich doch einwenden, daß sie insgemein vorwärts fallen, wenn sie nicht durch Krause, oder überhaupt durch Kunst, zurück gewöhnt sind. Der Wirbel ist gleichsam das Centrum, von dem alle einzelnen Haare, wie die Radii eines Zirkels, nach allen Seiten auszugehen scheinen — Aber sie scheinen es nur, sie fallen so; denn eigentlich steht jedes auf seiner Stelle grade aus dem Kopfe hervor — und, wenn die Haare des Vorderkopfs eine gehörige Länge haben, so müssen sie, der Natur nach, ins Gesicht fallen; von welchem allem man sich am besten an Kinderköpfen überzeugen kann. Man erkennt auch selbst an den höchsten Idealköpfen, z. B. an dem Kopf der Mediceischen Venus, diesen natürlichen Wuchs oder Wurf der Haare. Sie fallen hier eigentlich vorwärts, sind aber gescheitelt, auf beyden Seiten zurückgestrichen, und rückwärts gebunden. Dieser Bemerkung zufolge könnte also retro und retroflectere in unserer Stelle nicht anders als nach hinten zu, oder hinauf zu, hinan, bedeuten.

Daß Petron unter radices capillorum nicht die unter der Haut verborgenen Wurzeln der Haare, (gleichwohl scheint Winkelmann mit seiner Frage das zu meynen) sondern den Theil der Haare, der zuerst über der Haut sichtbar ist, verstanden habe, bedarf wohl keiner Ausführung. Verlangen Sie

eine Analogie aus der Sprache, so dürfen Sie sich nur erinnern, daß *radix montis* nicht das Fundament des Berges unter der Erde, sondern der Fuß des Berges heiße. Und wenn ich nun das retroflexerat richtig erklärt habe, so ist weiter zu fragen: erheben sich zunächst von der Stirne (aus der Stirne) apices capillorum oder radices hinterwärts? — Mir däucht, die radices gehen aus der Stirne hervor, und die Stirne beugt sie in Petrons Sinne zurück, wirft sie gleichsam selbst zurück, (et quae (frons) retr. — nam frons submittit, producit crines) und folglich mit ihnen auch die Haare überhaupt.

„Und folglich auch die Haare überhaupt," oder das ganze Haar, dessen Wurzeln sie hinterwärts beugt — diese Konsequenz müssen wir annehmen; denn sonst hätte unser Autor etwas sehr gemeines gesagt, und deswegen ungereimt gesprochen. Er wird auch unter radices nicht grade den allerunterſten Theil der Haare, dicht über der Haut, verstanden haben, sondern überhaupt den Anfang des Haarwuchſes, und wenn dieſer — von Natur oder durch Kunſt — nur um einen oder zwey Finger breit hinterwärts oder aufwärts fällt, so müſſen die Haare überhaupt, wenn sie nicht von Natur sehr kraus und ſtruppich ſind, hinterwärts fallen.

Ein Haar legt ſich auch williger hinterwärts, als das andere, nicht ſowohl der Weichheit als eines natürlichen Wurfes wegen. Wahrſcheinlich

dachte

dachte sich Petron das Haar der Circe so, von Natur rückwärts geworfen, und durch Kunst noch mehr dazu gewöhnt, und dann etwa wellenförmig hinterwärts laufend. Gescheitelt sollten die Haare wohl nicht seyn; denn hinten waren sie auch nicht artifisch in einen Knoten geschlungen, sondern per rotos fese humeros effuderant, im Geschmack des Marzials, der von seinem Ideale unter andern verlangt:

— — Es müssen die weichen Locken den Nacken;
Fächeln; gewundenes Haar, Flakkus, gefällt mir nicht recht. *)

Wenn das Haar der Circe auf diese Weise rückwärts fällt, so macht das bey der schönen niedrigen Stirne einen großen Reitz aus. Das Gesicht bekommt dadurch etwas heiteres, frohes, lachendes.

Wenn man den Anfang von Winkelmanns Worten lieset, so sieht man, daß er seine Konjektur hauptsächlich auf die idealisch niedrige Stirne der von Petron beschriebenen Schönen gründet. Er sagt: „Die Haare sind auf der Stirne, je niedriger dieselbe ist, aus dieser Ursache desto kürzer, und es pflegen sich die Spitzen von einigen vorwärts über zu beugen.“ Er schließt also aus der niedrigen Stirne, daß sich Petron die Haare der Circe vorne kurz gedacht. Allein dieses scheint weder angenommen

*) Im 42 ten Epigr. des 4 ten Buchs.
— — — Mollesque flagellent
Colla comæ; tortos non amo, Flacce, comas.

werden zu müssen, noch schön zu seyn, und an weiblichen Idealen in der Kunst sind deßwegen die Haare auf der Stirne sehr lang, oder man sieht doch nicht, daß sie der Künstler habe kurz arbeiten wollen. Sollten nun, nach Petrons Meynung, diese Haare am Kopf der Circe lang seyn, so ist das *apices* capillorum retroflexerat (dieses letzte Wort in Winkelmanns Sinne genommen) ganz unverständlich, und schon dieses, daß Enkolpius das Maß der Stirne entdeckt, scheint zu beweisen, daß Petron dem Kopfe der Circe eine freye Stirne habe geben wollen.

Winkelmann thut mir auch keineswegs in der angeführten Analogie Genüge, die ihn auf seine Erklärung geleitet hat. Er zeigt an, daß sich an einigen Köpfen die Spitzen der Haare vorwärts beugen, und dies besonders eine Eigenheit der Herkulesköpfe sey. Und grade hieraus ließe sich in Absicht der Petronischen Stelle, meines Bedünkens, das Gegentheil von seiner Meynung beweisen. An männlichen Köpfen in der Kunst, auch an denen im jugendlichen Alter, pflegen sich die Haare vorwärts zu beugen, weil das männliche Haar in der Natur krauser und kürzer ist als das weibliche. An den Köpfen des Herkules thun sie dieses ganz besonders, weil er das Ideal der Männlichkeit im jugendlichern Alter ist. An weiblichen Köpfen in der Kunst findet man dieses hingegen selten oder gar nicht.

Ich glaubte einmal, Winkelmann habe das retroflectere von der Krümmung der hervorliegenden

Haare

Haare nach hinten zu, unterwärts, verstanden, so fern sich nemlich die hervorliegenden Haarlocken völlig ringeln oder rollen, also gleichsam wieder zurückkehren. Doch schien mir nachher der Anfang seiner Worte dieser Auslegung entgegen zu seyn. Dabey würden zwar die apices, aber nicht *frons, quæ* retroflexerat, passend seyn.

Ich weiß, Sie verzeihen mir, daß ich auch über diese letztere Kleinigkeit so weitläufig gewesen bin. Denn so fern Petrons Gemählde von seinem Ideale — das doch in der That verdient, länger und öfter betrachtet zu werden — durch diese oder jene Erklärung anders, wo nicht koloriert, doch kontourniert wird, sind diese Wörtchen immer unserer genaueren Aufmerksamkeit würdig. Und da ich einmal Etwas erinnern wollte, und meine Erinnerung gegen einen Winkelmann ging, so werden Sie mir es nicht verargen, daß ich, wo ich auftrat, länger versuchte und stehen blieb, um, wenigstens für mich, überzeugt zu werden, daß ich fest stehe.

Die ganze Stelle möchte ich also folgendermaßen verstanden wissen: „Ihre Locken flossen, natürlich geschlängelt, auf dem ganzen Rücken umher; eine niedrige Stirne, die die Haare rückwärts warf; Augenbrauen, die bis an den Anfang der Wangen herabliefen, und auf der Gränzscheide der Augen beynah in einander zerflossen; Augen, heller als

Sterne, wenn der Mond ihren Glanz nicht verdunkelt; die Nase sanft gebogen, und ein Mäulchen – wie es Praxiteles Dionen gab! Schon neben diesem Kinne, diesem Nacken, dieser Hand, dieser blendenden Weiße des Fußes, den ein schmahles goldenes Band umfaßte, erstarb Parischer Marmor.“

J. F. v. Meyer.

IV.

Horazens sechste Satyre des zweyten Buchs,

übersetzt vom Konrektor Harmsen zu Klausthal.

Der höchste Wunsch in meinem Leben
War stets ein Gut, von nicht viel Länderey,
Mit einem Garten nur, und daß dabey
Nicht weit vom Hauf' ein Quell und etwas Waldung sey.
Die Götter haben mehr und bessers mir gegeben,
Und herzlich wohl ist mir. O Maja's Sohn,
Ich bitte weiter nichts, als das, was du mir schon
Gegeben hast, nur künftig mir zu lassen.
Wenn nie auf eine schlechte Art
Das Gut von mir vergrößert ward,

Und wenn ich es durch Thorheit oder Praſſen
Nie werde ſich verringern laſſen;
Nie brünſtig wünſchen werde: möchte doch
Zu meinem Felde jener Winkel noch
Hinzu ſich fügen, um es mehr zu ründen!
Möcht' ich doch einen Topf mit Gelde finden,
Wie ihn durch Herkuls Huld einſt jener Miethling fand,
Der das zuvor um Lohn von ihm gebaute Land
Nun kauft und es als Eigenthümer pflügte;
Kurz, wenn mir das was da iſt ſtets genügte, —
O ſo erhöre du, Merkur,
Dies einzige Gebet mir nur:
Laß meinen Acker, meine Heerden
Und alles andre fetter werden;
Nur meinen Witz laß wie er iſt,
Und ſey mein Schutzgott, wie du ſtets geweſen biſt!

So bald ich alſo aus der Stadt
Auf die Sabiner Berge mich begeben,
Um hier einmal nach meinem Sinn zu leben,
Und da mein kleines Schloß mich aufgenommen hat;
(Laßt über dieſen Punkt mein Herz ſich frey
Einmal erklären, denn für meine
Fußgängeriſche Muſe wüßt' ich keine
Materie, die ihr mehr angemeſſen ſey)
So bin ich von dem Zwang der Etikette frey.
Hier drückt kein Mittagswind wie Bley,

Hier

Hier ist die Herbstluft nicht gefährlich,
So viele Opfer sie dort jährlich
Der strengen Libitine bringt.

O Gott des Morgens, — oder klingt
Dir Janus süßer? Du, mit welchem, nach den Schlüssen
Der Götter, wenn der Tag sich wiederum verjüngt,
Die Menschen an die Arbeit gehen müssen,
Du bists mit dem auch jetzt mein Lied beginnt.
So bald zu Rom ich bin, muß ich mich darauf fassen,
Du werdest mich nicht schlafen lassen:
„Auf! du mußt Bürge stehn, geschwind!
Daß ein Behenderer in solchen Freundschafts-Proben
Dir nicht den Vorsprung abgewinnt!"
Dann mag der Nordwind noch so heftig toben,
Es habe Sturm und Schneegestöber sich erhoben,
Ich muß hindurch; und hab' ich dann
Mit lauter Stimme vorgetragen
Was mich sehr leicht in Schaden bringen kann,
Muß ich mich wiederum in dem Gedränge plagen,
Muß langsam gehende zu stoßen wagen.
Wie? Bist du rasend, Grobian?
Was hast du so zu eilen? schreyet dann
Der eine oder andere mich an,
Und wünscht mir alles, was man böses wünschen kann.
Horaz indeß fährt fort sich durchzuschlagen.
Sein dankbar Herz treibt ihn izt zu Mäcen.

Das

Das ist, die Wahrheit zu gestehn,
Ein ächtes Labsal zwar; doch bin ich von den Leuten
Darum nicht frey, noch mehr geplagt vielleicht!
Kaum sind die traurigen Esquilien erreicht,
So springen mich von allen Seiten
Bey Hunderten Geschäfte an,
Die mich nichts angehn. Roscius, heißt's dann,
War da und bat, ihn morgen früh bey Zeiten
Zum Puteal als Beystand zu begleiten. —
Auch wegen einer Sache, die nicht aufzuschieben,
Wünscht, Quintus, das Kollegium der Skriben,
So bald als möglich, heute dich zu sehn. —
Sey doch so gut und mache, daß Mäcen
Sein Fiat dieser Bittschrift unterschreibe —
Sag' ich: ich wills versuchen — „o! das kann,
So bald du willst, nicht fehlen" — heißt es dann,
Und damit geht der Mensch mir nicht vom Leibe.

Es sind nun bald acht Jahre, seit
Mäcen mich zu den Seinigen zu zählen
Begann, das heißt, von Zeit zu Zeit,
Auf Reisen zum Gefährten mich zu wählen,
Auch irgend eine Kleinigkeit
Mir mitzutheilen, als: „wie weit
Ist es wohl jetzo an der Zeit? —
Sollt' es dem Thrazier Gallina wohl gelingen,
Den Syrier noch zu bezwingen? —

Die Morgen sind schon frisch, wenn man sich nicht ver-
wahrt,
Verkältet man sich leicht!" — und Dinge dieser Art,
Die einem Ohr voll Ritzen man
Mit Sicherheit vertrauen kann.'
Indessen zog es mir in dieser ganzen Zeit,
Mit jedem Tag und jeder Stunde, Neid
Und Mißgunst zu. Spricht einer: „Heute
Saß unser Flakkus in dem Schauspiel ihm zur Seite,
Und auf dem Kampus spielt' er mit ihm Ball:"
Das ist ein Kind des Glücks! heißt es dann überall.
Läuft von den Rostris ab ein frostiges Gerücht
In Rom herum, so muß ich auf den Gassen
Von den Begegnenden mich fragen lassen:
Mein Bester, — denn dir kann es nicht,
Wie uns, verborgen seyn — die Götter
Sind deine Freunde ja — was spricht
Man von den Daciern? — „Kein Wort" — O seht
den Spötter!
„Weiß ich ein Wort, so sollen alle Götter
Mich strafen!" — Nun so sag, ob jene Güter man
Hier in Italien zu wählen denket,
Die Cäsar an die Veteranen schenket!
Wie? oder weist man in Sicilien sie an? —
Schwör' ich, ich wisse nichts, so rechnet man
Das für Verschwiegenheit und Politik mir an.

Auf solche Weis' indessen gehen
Mir Armen meine Tage in Verlust,

Und oftmals seufz' ich aus beklemmter Brust:
Wann werden, liebes Feld, wir uns doch wieder sehen?
Wann werd' ich an den Schriften alter Zeit,
Und ungestörtem Schlaf, in deiner Einsamkeit,
Und stillem Müßiggang, mich wieder laben dürfen,
Und liebliche Vergessenheit
Der Stadt und ihres Lärmens schlürfen?
Wann wieder dem Pythagoras
Verwandte Bohnen, wann ein Krauthaupt, das
Mit Speck gefettet ist, auf meinem Tische sehn?
O Göttermahle, o wie schön
Sind jene Nächte, wenn die Meinen
Mit mir am eignen Heerd erscheinen,
Und was ich vorgekostet, wie an einem Fest,
Sich dann das muthige Gesinde schmecken läßt!

Von tollen Trinkgesetzen wird hier keiner
Von meinen Gästen je beschwert:
Nach eignem Wohlgefallen leert
Er seine Becher, größer oder kleiner;
So wie dem Stärkern mehr behagt,
Der Schwächre langsam nur sich zu befeuchten wagt.

Ein traulliches Gespräch beginnt alsdann, —
Nicht über andrer Leute Häuser,
Auch nicht ob Lepos schlecht, ob er schön tanzen kann —
Von Dingen reden wir, wodurch man weiser

Und besser wird, und die man wissen muß:
Ob Tugend oder Ueberfluß
Ein dauerhaftes Glück gewähre;
Ob Vortheil oder Edelmuth
Die Menschen Freundschaft schließen lehre;
Was wahres, was das höchste Gut
Zu nennen sey. Gelegentlich bringt dann
Der Nachbar Cervius ein drolligs Mährchen an,
Das sich zur Sache schickt. Bewundert man
Den Reichthum des Avellius,
Unwissend wie bey allem Ueberfluß
Es doch dem armen Mann an wahren Freunden fehle,
So fängt er an:

Zur Feldmaus kam
Einmal in ihrer armen Höhle
Die Stadtmaus zum Besuch, und jene nahm,
Da beyde schon vor vielen Jahren
Von Herzen gute Freunde waren,
Sie frendig auf. Zwar lebte sie
Sonst sehr genau, und pflegte das mit Müh'
Erworbne sorgsam aufzusparen.
Für einen lieben Gast jedoch
Erweitert sich das Herz, und was sie noch
Nicht wagte selber anzurühren,
Das lange Haferkorn muß ihre Tafel zieren.
Sie bringet Erbsen und, als eine Leckerey,

Ein

Ein Stück benagten Specks herbey;
Tischt trockne Beeren auf und sucht durch mancherley
Gerichte den Geschmack des Städters zu verführen.
Doch der sizt vornehm da und rührt mit stolzem Zahn
Kaum dieses oder jenes an,
Indem der Hauswirth selbst, auf heurig Stroh gestreckt
Nur Spelt und Trespe frißt, und was am besten schmeckt
Dem Gaste überläßt. — Ich muß dich doch was fragen,
Begann zulezt die Stadtmaus: sage mir,
Wie kannst du, Freund, das Leben hier
Auf diesen wilden Höh'n ertragen?
Wie wär's, wenn du den rauhen Wald
Verließest, um mit mir zu ziehen?
Ich rathe zu dem Aufenthalt
Bey Menschen in der Stadt; und weil einmal sobald
Wir sterben alles aus ist, und wir, jung und alt,
Und groß und klein, dem Tode nicht entfliehen:
So laß dir's angelegen seyn,
So lang du da bist, dich zu freun
Und deines Lebens zu genießen.
Vergiß es nie, wie bald die Tage dir verfließen! —
Die Landmaus fühlt das völlige Gewicht
Von dieser Red', und mehr bedarf es nicht
Zur Reise nach der Stadt sich zu entschließen.
Sie springt behend aus ihrem Loch,
Und beyde eilen fort, um durch die Mauer, noch
In dieser Nacht, sich in die Stadt zu schleichen.

Sie kamen auch schon um die Mitternacht
Zum Speisesaal im Hause eines Reichen.
Nichts war des glühnden Purpurs Pracht
Auf elfenbeinernen Gestellen zu vergleichen.
Auch standen hier in Körben überall
Die Ueberbleibsel von dem großen Mahl,
Das man erst gestern hielt. Auf schöne Purpurdecken
Hieß seinen baur'schen Gast nunmehr
Der Städter sich gemächlich strecken.
Gleich einem aufgeschürzten Wirth lief er
Dagegen emsig hin und her,
Und trug Ein niedliches Gericht
Ihm nach dem andern auf, vergaß sich selbst auch nicht,
Indem bey allem was er brachte,
Naschhaften Dienern gleich, er sich zuvor bedachte.
Die Feldmaus ist von ihrem neuen Glück
Bezaubert, und fängt an behaglich sich zu strecken,
Läßt trefflich sich was da ist schmecken.
Doch welch ein widriges Geschick!
Die Saalthür knarrt und jagt mit Schrecken
Die Schlemmer von den Purpurdecken.
Bald wollen zitternd sie im Saale sich verstecken,
Und rennen hin und her; bald wollen sie hinaus.
Die Furcht wird Todesangst; sie hören izt mit Beben
Die großen Hunde durch das hohe Haus
Ein fürchterlich Gebell erheben. —
Ich danke herzlich, spricht die Maus

Vom Lande, für dies schöne Leben!
Mein Loch im Walde soll bey schlechten Wicken
Und freyer Sicherheit ins künft'ge mich beglücken!

V.

Anfang eines Seetagebuches,

mit späteren Zusätzen,

von einem Teutschen, der mit Mylord Makantrey die Gesandtschaftsreise nach China im Jahre 1792 machte.

Den 18ten September ging ich aufs Schif, um meine Sachen zu ordnen. Der Midshipman, welcher das Boot kommandierte (denn Kriegsschiffe schicken nie ein Boat ohne Officiere) redete die Matrosen mit Sie und Meine Herren an, welches mir auffiel. Wenn er sie aber zusammen anredete, sagte er my. boys, eine Anrede die sie sehr gern zu hören schienen. Unser Schiff ist schwarz und roth angestrichen, sieht von weitem wegen der vielen Kanonen sehr furchtbar aus, und wenn man näher kommt, wie ein ins Wasser gebautes Haus. Diesmal war eine bequeme Treppe an die linke Seite des Schiffs befestigt, (accommodation-ladder) aber vor einigen Tagen

stieg ich bloß vermöge zweyer Stricke und kleiner Stufen hinauf, die an der Seite angenagelt sind. Ich fand auf dem Verdecke Weiber die allerley Mundvorrath verkauften, und auf dem mittleren und Kanonen-Deck glaubte ich in einen Jahrmarkt zu kommen, weil alles von Weibern und Krämern und Matrosen wimmelte. Die meisten davon waren sogenannte Frauen der Matrosen, und als ich dem Lieutenant** meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, sagte er mir folgendes: „Unsere Matrosen haben, wenn sie zur See sind, schweren Dienst, und sind von allen weiblichen Geschöpfen abgesondert; sobald wir nun in Englische Häfen zurückkommen, oder uns zu einer Reise vorbereiten, geben wir unsern Leuten alle mögliche Freyheit. Jeder nimmt sich dann aus der Stadt, in deren Hafen wir liegen, eine Gesellschafterinn, unter verschiedenem Vorwande aufs Schif — Einer sagt: Sir, meine Schwester, oder Muhme — ein Anderer: meine Frau u. s. w. wünscht mich zu besuchen u. d. gl. und wir halten uns nicht für berechtigt, genau darnach zu fragen, ob es sich so verhält, und erlauben es. Diese — Mädchen, deren nette und zum Theil sehr geschmackvolle Kleidung mit den betheerten Hemden und Jacken der Matrosen gar artig kontrastiert, warten dann ihren vorgeblichen Brüdern, Vettern oder Männern aufs sorgfältigste auf, kochen für sie, und sind übrigens so sehr über die Vorurtheile der Schamhaftigkeit ihres Geschlechts hinaus, daß man zu allen Stunden des Tages — — Wenn es nun Zeit zum Abseegeln

ist,

ist, da geht es an ein Heulen, weil die Matrosen nicht nur treue Liebhaber und gute Teufel sind, die ihnen all ihr bisgen Geld und Gut herzlich gern hingeben; sondern auch weil diese Muhmen das sorgloseste und vergnügteste Leben in der Welt hier führen, singen, tanzen, ꝛc. Wir leiden nie daß sie mit zur See genommen werden, weil es gemeiniglich Balgereyen verursacht, und einer nach des andern Gütern trachtet." *) — An der Seite des Schifs waren viele Boote mit Lebensmitteln (burnboats). Die Offiziere spatzieren immer auf dem quarter deck herum, das etwa 30 Schuh in der Länge und 20 in der Breite haben mag. Aber dabey hat eine sonderbare Etikette Statt. Der Kapitän, die Lieutenants, der Purser, Doctor und Master gehen auf der Windseite, und die sogenannten petty officiers oder Midshipmen (die ich etwa mit den Kadets und Fähndrichs zu Lande vergleichen würde) auf der Lee-Seite. Der Geruch des Schifs, eine Komposizion der Ausdünstungen von Theer, Pech, Rum, Ballast, und einiger hundert nicht überaus reinlichen Bootsleute, ist mir sehr zuwider. Das Schiff liegt vor Anker, der Wind weht ziemlich, und es bewegt sich nicht — Aber eine so ungeheure Last!

Den 19. Sept. wechselte ich mir Dollars ein. Die hiesigen (Portsmouth) Banquiers gewinnen

*) Dieß leidet Ausnahme, wo der Kapitain die Augen zudrückt.

ansehnlich dabey, und spanische Thaler gehen in allen Theilen der Welt, wohin Europäer handeln. Wieder an Bord. Es stürmte ein wenig, und die Wellen waren nicht nur ziemlich groß, sondern schlugen auch oft übers Boot und tauften uns säuberlich. ** und ich, daran nicht gewöhnt, zogen die Gesichter darüber, und hüllten uns ein, welches dem Offizier und den Matrosen herzlich lächerlich vorkam. Sie ließen sich im geringsten nicht einfallen ihre Lage zu ändern, ob sie gleich über und über naß waren. Ich bewunderte ihre Geschicklichkeit das Boot so zu halten, daß es meistens über die Wellen wegging; sie warfen es gleichsam von Einer Welle der Andern zu. Als ich an Bord unsers Schiffes kam, fand ich die Zimmerleute in allen Kajüten mit clearing und lashing beschäftigt, d. h. mit Befestigung der Geräthe, Stühle ꝛc. damit sie bey Bewegung des Schiffs nicht umgeworfen werden möchten. Ersteres geschieht vermöge kleiner Stückchen Holz, die man z. B. auswärts um den Fuß eines Tisches so auf den Verdeck nagelt, daß der Fuß sich nicht schieben kann; lashing ist, wenn man eiserne Haken in den Boden schlägt und durch dieselben Stricke um die Füße der Stühle ꝛc. zieht.

20. Sept. Alles schiffte sich heute ein. Der Kapitän nahm mich in seinem Boote mit aufs Schiff. Als wir einstiegen, standen die Matrosen und hielten alle ihre Ruder aufrecht, wie Gewehre, und ließen sie auf einmal fallen, sobald sich der Kapitän gesetzt

setzt hatte, welches sehr auffallend war. Sie ruderten alle auf einen Ruck. Durch lange Gewohnheit kennen sie hier alle Sandbänke, deren es bey Spithead viele giebt, eben so wie wir auf dem Lande besondere Flecken kennen. Der Matrose, welcher mir zunächst ruderte, nannte mir alle Schiffe mit Nahmen, nach denen ich fragte, mit verschiedenen Bemerkungen z. B. she is a very heavy sailing ship, oder she is one of the finest ships in the service. Eines hieß, nach seiner Aussprache, the Belleróffon. Es ist erstaunend, wie scharf diese Leute sehen. Der Kapitän hielt sich über die Unordnung auf gewissen Schiffen in ihren Tauwerken ꝛc. auf, und sprach mit den andern Offizieren darüber, während daß ich Noth hatte das Schiff selbst zu sehen. — Ich ließ die Haken für mein Bette in die Decke schlagen und es so hängen, wie mir mein Nachbar ** rieth. Sie heißen das to swing the cot. — Man hat dreyerley Betten auf den Schiffen. 1. stehende wie zu Lande. Aber sie sind höchst unbequem, nicht nur wegen des Raumes den sie einnehmen, (und dieser ist so kostbar am Bord) sondern auch weil man bey der Bewegung des Schiffs in Stürmen sehr unsanft hin und her geworfen wird, und sich wohl gar darin beschädigen kann. Doch habe ich auf Indienfahrern gesehen, daß Frauenzimmer diese Betten vorziehen. 2. Cots oder Sea cots. Dies sind die gewöhnlichsten Betten für Gentlemen auf den Schiffen und für alles was sich diesen nähert, — ein länglich viereckiges Bret von ge-

wöhnlicher Manneslänge und zwey bis drey Schuhe breit, ist mit starker grauer Leinwand überzogen, welche an allen vier Seiten so weit hervorsieht, daß sie die Vertiefung etwa eines Schuhes giebt, um ein Haarbett, wollene Decken, Betttücher und eine weißbaumwollene Oberdecke zu fassen. Am Haupte und zu Füßen sind am Ende dieser Leinewand kleine Stricke befestigt, welche alle genau in der Mitte in eine Schleife zusammen laufen. Für diese beyden Schleifen oder Oehre, oder Ringe, werden an der Decke starke Haken eingeschlagen, und je nachdem man hoch oder niedrig schlafen will, werden die kleinern Stricke verkürzt oder verlängert. Man muß hinein und heraus springen, wozu, im Vorbeygehen, wenn das Schif heftig schwankt, einige Behutsamkeit gehört. Da diese Art Betten sich nach allen Bewegungen des Schifs richtet und immer im Gleichgewicht bleibt, so gewöhnt man sich bald daran, und zieht sie alsdann allen andern Betten vor. Daher der lächerliche Zug in Smollet's Peregrine Pickle (wenn ich mich nicht irre), wo der Kapitän keine andre Betten als hängende Cots in seinem Hause erlauben will, einem alten Seemanne höchst angemessen ist. Des Morgens läßt man, wenn es nicht regnet, seinen Cot in die freye Luft aufs Verdeck tragen, oder, vermöge gewisser Hölzer, hart an die Decke ziehen, so daß man Herr über den Raum der Kajüte wird. 3. Hammocs, Hängematten, sind die Betten der Matrosen. Sie sind aus einem Stücke grober Leinwand (canvas) gemacht, welches

ches 6 Fuß lang und 3 Fuß breit ist, kein Bret hat, und übrigens wie ein Sack aufgehangen wird; die Betten und Decken ꝛc. darin sind in der That weit besser und feiner als man erwarten sollte. Es ist eine Lust anzusehen, wie geschwind die Matrosen ihre Hängematten zusammenbinden und aufhängen. Auf großen Kriegsschiffen schlafen alle Matrosen auf dem gundeck d. i. dem dritten. Wenn das Schiffsvolk eines Kriegsschiffes vollzählich ist, wird von einem hammoc zum andern nicht mehr Raum als 14 Zoll zugestanden. In schönem Wetter z. B. zwischen den Wendezirkeln, wo die Passatwinde und Monsoons wehen, und wo die ports oder Schifsfenster an beyden Seiten offen sind, entsteht daher nicht viele Unbequemlichkeit. Aber in schlechtem Wetter, wenn die Wellen hoch sind und jedes port fest zugerammelt ist, kann man sich kaum vorstellen, wie sehr die Luft im Schiffe von den Ausdünstungen so vieler hundert nicht sehr reinlicher und mit unter am Scharbock und venerisch kranker Matrosen verpestet und angesteckt wird. Meine Kajüte war auf dem nemlichen Verdecke, und zwar durch eine Wand und eine andere Kajüte von den Matrosen getrennt; aber ich mußte immer vorbeygehen, und abgerechnet daß ich genug zu thun hatte (ich spreche von stürmischem Wetter) beym Herabgehen nicht auszugleiten und den Hals zu brechen, erstickten mich fast die mir entgegenströmenden faulen Dünste. Man findet in Smollets Roderik Random verschiedene Stellen, wo dieser Umstand mit starken, diesem sau-

ertöpfischen Schotten eignen Farben gezeichnet ist. Wenn es nicht regnet, werden die Matrosen alle Morgen um acht Uhr durch des Bootswain's hell-tönende Pfeife erinnert, die Hammoks aufs Verdeck in die Luft zu bringen. Stirbt ein Matrose zur See, so näht man ihn in den Hammok ein, in welchem er verschied. Man bringt dann den Leichnam gemeiniglich Abends oder sehr früh in den Gunway aufs Verdeck, und der Sekretär des Kapitäns liest aus dem Common-prayer-book einige Gebete und biblischen Stellen her, wobey sich die Wache des Achterschiffs und die wachhabenden Midshipmen mit entblößtem Haupte versammeln. Auf ein gegebenes Zeichen wird dann der Leichnam ins Meer geworfen. Der Kapitän schreibt bey der Stunde des Begräbnisses in sein Tagebuch: the body of N. was committed to the deep.

Den 26. Sept. Heute lichteten wir die Anker. Welch ein Geräusch, welch ein Gepfeife des Boatswain! Hurrah my Boys! come bear a hand (frisch gezogen ihr Jungen) schrieen die Offiziere auf dem Mitteldeck — dann die Lieutenants auf dem Verdeck mit ihren betäubenden Sprachröhren — und der Wind welcher in die Segel bobbert (ich habe kein besseres Wort). Alles läuft umher; und doch versteht man sich sehr wohl. Die Matrosen kriechen auf den yards wie Eichhörnchen. Bald dort bald dahin wendet sich der wachhabende Lieutenant, und überall antwortet man Aye, aye, Sir! — Wie viele

viele Gewohnheit muß dazu gehören, unter einem solchen Wirrwarr von Seilen und Stricken just die rechten zu finden! — Endlich bläset der Wind gerade in die Segel; der Quartermaster steht nun vor dem Kompasse und singt Steddy, steddy my boy's! und die Leute am Helm antworten ihm mit den nemlichen Worten. — Nun ging eine der größten Qualen für mich an, die ich je in meinem Leben ausgestanden habe, — die Seekrankheit! Aber man kann auch nie solche Wellen gesehen haben als in der Bay von Biskaya. Sie hat manches Schiff verschlungen. Neun Tage fortwährendes Erbrechen! — Es war sonderbar, daß unter einer zahlreichen Gesellschaft bloß ich und unser Arzt (nicht der Schiffdoktor) seekrank waren. Jener litt noch mehr als ich, und erpreßte zuweilen Blut. — Unser Arzt ist ein Schotte, ein trefflicher Chymiker und sehr unterhaltender Mann. Er erzählte mir neulich folgende Umstände den berühmten D. Brown betreffend. *) Brown war in seiner Jugend ein Weber. Vorher hatte man ihn, wie gewöhnlich, zur Schule gehalten, und seine Lehrer sprachen von dieser Zeit an immer so vortheilhaft von ihm, daß sein Vater ihm wieder von der Weberey losgab, und in Edinburg erst auf die Schule und dann auf die Universität schickte, wo er Theologie studierte. Er bemerkte oft mit Verwunderung, daß sich viele

hun-

*) Ein hiesiger Gelehrter, der unlängst aus Teutschland kam, sagte, man schätze jezt D. Browns System dort sehr; daher ich obiges nicht ausstreiche.

hundert Studenten zu D. Monro's Vorlesungen drängten, wie sie Regen, Hitze und Kälte ertrugen um ihn auch nur von aussen hören zu können, und wie früh sie seinen Hörsaal gleichsam besetzten, um einen guten Platz zu haben. „Ha, sagte er zu sich selbst; diese Leute müssen große Ursachen dazu haben, — da muß was ausserordentliches zu hören seyn!“ Eines Tages also schlüpfte er auch mit hinein. Monro las just Fysiologie, und obgleich Brown bey dem Anblicke eines Kadavers zurückschauderte, so gefiel ihm doch der interessante Vortrag des Professors so sehr, daß er sich völlig vergaß und im Enthusiasmus überlaut ausrief: „God d —, I'll become a physician!“ Er setzte sich natürlich hierdurch dem Gelächter aus. Aber von diesen Augenblicke an stoppelte er von seinen Freunden drey Guineen zusammen, um das Honorarium vorausbezahlen zu können, und studierte nun sechs Jahre lang Medizin auf das emsigste. Alle Lehrer, alle Studenten schätzten seine Geschicklichkeit. Aber er war arm Seine filologischen Kenntnisse waren nicht alltäglich, ehe er sich der Medicin widmete, und jetzt lebte er vom Uebersetzen der englischen Doktordisputazionen ins Lateinische, in welchem er sich einen ächtklassischen Ausdruck erworben hatte. Uebrigens machte er den Repetenten, und gab Unterricht in den Lateinischen und Griechischen Klassikern. Er verdiente sich etwa 300 Pfund des Jahres. Endlich wollte er promovieren; aber D. Cullen war ihm zuwider. Das hatte eine solche Wirkung auf Brown, daß

er

er dem D. Cullen unversöhnliche Rache schwur. Er hielt sein Wort. Er faßte den Vorsatz ein System der Medizin zu schreiben, das den Grundsätzen Cullen's geradezu widerstritte. So entstanden seine berühmte Elementa Brunonis — ein Buch voll der kühnsten Hypothesen in klassischem Latein geschrieben. Von Stunde an wurde er der Anführer einer neuen Parthey. Kein Tag verging, an dem nicht die Brunonianer mit ihren Feinden Balgereyen und Duelle gehabt hätten. — Brown trank stark, hatte nichts anziehendes in seinem Umgange; es fehlte ihm immer an Ausdrücken, und bediente sich oft der pöbelhaftesten Sprache. Z. B. wenn er im Kollegio eine zeitlang docirt hatte, sagte er zuweilen: God'd —, I'm quite hoarse with speaking. Jack, bring me a glass of Brandy! — Er starb zu London als ausübender Arzt im 50sten Jahre seines Alters, an den Folgen der Trunkenheit. *)

Jetzt noch etwas über Kriegsschiffe und Kaufartheyschiffe im Allgemeinen.

Unter den Kriegsschiffen sind die Linienschiffe die größten, und unter diesen die first rates oder die vom ersten Range, deren einige über 100 Kanonen führ

*) Vermuthlich kennt man in Teutschland schon die neue, zum Besten seiner Wittwe von Dr. Beddoes veranstaltete Ausgabe der Elementa. Auch ist besonders herausgekommen: On the character and writings of John Brown M. D. prefixed to the new edition of his elements.

führen. Man nennt bey Kriegsschiffen gemeiniglich die Anzahl der Kanonen, weil man daraus gleich sieht von welchem Range sie sind. Alle übrigen Schiffe beurtheilt man nach der Fracht, oder wie man bey Schiffen sagt, nach der Anzahl der Tonnen. Die größten Indienfahrer haben selten mehr als 1400 Tonnen; die mehresten haben nur zwischen 700 bis 1200 Tonnen. Uebrigens ist der Unterschied eines Kriegs- und Kauffartheyschiffes in vielen Rücksichten beträchtlich. Aeußere und innere Bauart, Anzahl des Schiffvolks, Reinlichkeit, Bezahlung der Matrosen, Zucht, Verdienste der Offiziere u. s. w. sind bey beyden sehr verschieden. Ein Kriegsschiff ist stark, aus dem besten trockensten und festesten Eichenholze, unten scharf zulaufend, und überhaupt so gebauet, daß es das Kanonenfeuer eines Seetreffens aushalten und geschwind segeln möge. Ein Kauffartheyschiff aber ist bey weitem nicht so fest, hat insgemein nur einen ganzen Deck, nemlich den Mitteldeck, und einen sehr großen Schiffsraum (hold) zur bequemen Haltung der Waaren. Eben deswegen ist es auch unten breiter als jenes. Kauffartheyschiffe segeln insgemein schlechter als Kriegsschiffe, sind aber weit reinlicher und bequemer zum Reisen. Mitunter sind die Kajüten auf denselben auf das kostbarste meubliert, welches besonders der Fall bey den Ost- und West-Indienfahrern ist, wo man Fußtapeten, Wandtapeten, Spiegel und allen Luxus findet, der sich nur anbringen läßt. Ferner haben die Kriegsschiffe weit

mehr

mehr Leute an Bord, (oft bis an 700) als Kauffartheyschiffe, die meistentheils nur just so viel haben, als nothwendig sind sich einander abzulösen, und die nöthigen Geschäffte auf dem Schiffe während der Reise zu verrichten (to work the ship). Die Zucht auf Kauffartheyschiffen ist in Vergleichung mit jenen sehr vernachläßigt. Daher sehen auch Offiziere von Kriegsschiffen mit Verachtung auf jene herab, und maßen sich sehr viele Vorrechte an, welche der Staat zum Theil bestätigt hat. Daher gehört einem sogenannten Kapitän eines Kauffartheyschiffes nicht der Nahme Kaptän sondern bloß Master. Endlich bildet sich auch ein gemeiner Matrose, der auf einem Kriegsschiffe dient, weit mehr ein, als der Bootsmann eines Kauffartheyschiffes. Aber alle Seeleute, hoch und niedrig, verachten die sogenannten landsmen oder Landbewohner, die nie zur See gewesen sind, wovon ich Ihnen ein andermal die sonderbarsten Erfahrungen mittheilen will. Für jezt mag folgendes hinreichen. Wir hatten auf unserm Schiff einen Midshipman von 17 Jahren, der wegen seiner Aufmerksamkeit auf den Dienst, wegen seiner Aufgeweckтheit und Entschlossenheit, kurz wegen seiner Smartness (wie die Engländer sagen) der Liebling des ganzen Schiffes war, und von den Matrosen deswegen gleichsam auf den Händen getragen wurde. Als er eines Tages wie eine Katze vor allen seinen langsamern Kameraden an der Strickleiter herauf kroch, fragte ihn ein Matrose: Pray, Sir, nichts für ungut! wer war Ihr Vater? „Ein

Sol-

Soldat, sagte jener — By G—, Sir, erwiederte der Matrose, nehmen Sie mir's nicht übel, das ist unmöglich; er muß ein Seemann gewesen seyn: denn ein Soldat konnte nicht der Vater eines so lebhaften Jungen seyn (of so smart a boy). Eine andre Anekdote beweist dies noch mehr. Als der vorige Prinz von Wales mit einem Kapitän nicht weit vom Ufer sprach, sagte ein Matrose, der sie beyde bey einander stehen sah, zu seinem Kameraden: Sieh einmal da, Jack! Der Prinz spricht mit unserm Kapitän ohne den Hut abzunehmen! „Kein Wunder; antwortete jener; wo sollte er denn Lebensart gelernt haben? Er ist ja nie zur See gewesen!"

H—r.

VI.

Gedichte.

Stimme des Lorbers.

Heiliger Lorber, du redest mit mir? Es lauscht meine Seele
Ahndend dem flüsternden Laut, sanft durch die Kühlung verhaucht.
Ist es Wohllaut, ist's Schmerz, was leise dem Schatten entrieselt?
Red' o Daphne mit mir! Beyden geweiht ist dies Herz!

„Weh-

„Wehmuth flüstr' ich zu dir, o Sängerin! — Achtlos umgaukelt
Jugend und Schönheit der Blick, Geister nur lauschen dem Ton.
Wandelt nicht Agathon hier in des heiligen Laubes Umschattung
Unbekränzet einher, lächelnd mit fröhlichem Sinn?
Brich, o Lesbia, brich die zarteste Sprosse der Jugend,
Welche die schimmernde Nacht leise mit Anmuth umweht!
Starrender Lorber des Siegers, umwinde nicht drückend die Schläfe
Deß, den Freundschaft und Huld lange mit Rosen bekränzt!
Nicht unsterblichen Laubes bedarfs um Agathons Stirne,
Wo Unsterblichkeit wohnt, kränz' ich mit himmlischer Ruh.

2.

Der Sarkofag. *)

Folg', o Agathon, mir aus der Eiche kältendem Schatten,
Hier wo durchs Lorbergebüsch schmeichelnd die Myrte sich schlingt.
Siehe,

*) Befindlich in der Villa Mattei.

Siehe, den wilden Oelbaum durchglänzet heitere Bläue,
Wärmende Stralen senkt hier der December herab!
Dort auf der freieren Wiese, da wehn hesperische Lüfte;
Römische Fernen durchirrt spähend dein fröhlicher Blick.
Einsam am Fuß der Zypresse steht Cäsars Riesengebilde, *)
Wohl des Forschenden werth, nur des Empfindenden nicht! —
Schöne Sitte Joniens, red' aus dem Marmor des Grabes,
Flüstre wie Nachtigallton lächelnde Wehmuth uns zu!
Siehe Mnemosynens Töchter am Sarkofage vereinet;
Siehe, der Musen Chor leitet uns freundlich ans Grab!
Leicht zu einander gesellt stehn sieben an längerer Seite,
Hier mit dem Sterblichen zwey traulich zum Kleeblatt verschränkt.
Kennst du des Greisen Blick? der ambrosischen Locken Gekräusel?
Kennst du die Lippen voll Huld, lieblich zur Rede getheilt? —
Ja, Mäonides ists! — Ernst steht ihm Klio zur Seite,

Und

*) Die Kolossal-Büste des Cäsar Augustus in der Villa Mattei.

Und Kalliope schwebt näher zum Liebling heran.
Siehe des Eppichs geweihte Ranke entschwingt sich der Erde,
Schlinget mit liebendem Arm fest um den Marmor sich hin.
Ach, die zarteste Sprosse erreichet dein Haupt, Mäonide —
Sorgsam windet sie sich dir um die glänzende Stirn.
Ilias Sänger, o Sänger des Leidengeübten Odysseus!
Blind, doch voll inneren Lichts, arm, von der Welt nicht gekannt,
Einsam irretest du an des Meeres hallenden Küsten,
Und dein göttliches Lied hörete Hellas noch nicht!
Aber Jahrtausende opfern, es huldigt dir Vorwelt und Nachwelt!
Und hier kränzt die Natur lohnend am Grabe dich noch!

3.

Die Urne unter den Blumen.

Sehnende Freundschaft dir, und dir, o heilige Liebe,
Sey der Thalgrund geweiht, welcher mich grünend umschließt.
Rauschet nicht Wehmuth der Bach? Schwebt nicht von bläulicher Berghöh'
Ueber den Erlen des Thals Tiefsinn und Ruhe herab?

Auf! ich kränze mein Haupt mit des Sinngrüns a) glänzendem Laube!
Holdes Vergißmeinnicht b) du, helle den dunkelnden Kranz!
Süße Hoffnung, wie du dich hebst in des Leidenden Blicke!
Sinnbild liebender Huld, lächl' in der Thräne des Thau's!
Dir nun einzig geweiht, dir allumfangende Mutter,
Mutter und Schwester zugleich, dir, o du hohe Natur,
Sink' ich hin in den Schoß. An deinem nährenden Busen
Athm' ich Anmuth und Kraft, Lust und Liebe des Seyns.
Du nur stillest mein Herz; dies brennende hohe Verlangen,
Süß und schmerzend zugleich, gossest du mir in die Brust,
Daß ich ahndend es wisse, daß dieses Daseyn nicht Zweck ist,
Nur eine Stufe, von der Psyche sich fröhlicher schwingt!
Aber reitzend geschmückt ist diese Sprosse der Leiter,
Die durch Aeonen sich dehnt, hin in die Fülle der Zeit!
Blendendes Sonnenlicht, du strahlest am höheren Berge;
Friedlich verweile mein Geist hier im umschatteten Thal!
Locket befriedigend hier nicht Duft und säuselnde Kühlung?
Beut nicht die Pflanzenwelt mir stillen und zarten Genuß?

Sieh'

a) Vinca minor. b) Miosotis scorpioides palustris.

Sieh' im saftigen Grün des Lotus *a*) goldene Flügel,
Welcher im schützenden Helm sorgsam die Kindlein verbirgt!
Bläulicher Thymus *b*) durchhaucht mit würzigem Odem die Lüfte;
Schöne Skabjosa *c*) du winkst fernher der pflükkenden Hand.
Ob dem kränzenden Busch im graulich wogenden Roggen
Glänzen Cyanen *d*) herab unter dem nährenden Halm.
Dort am dürren Gestein blüht hoch auf schwankendem Stengel
Aquileja; *e*) sie senkt sanft und schüchtern ihr Haupt.
Aquileja, du Holde, die Föbus spähenden Blicken
Sittsam den Busen verbirgt, hüllend die reifende Frucht!
Schützend umheget vom Kelch, o purpurne Nelke *f*) der Fluren,
Unentstellet durch Kunst, blühest du einfach und zart!
Stilles Ehrenpreis, *g*) mit dem Aetherbläulichen Schimmer,
Jede Berührung, wie schnell welkt sie dein Leben dahin!

a) Lotus corniculatus.
b) Thymus arvensis.
c) Scabiosa columbaria.
d) Centaurea Cyanus.
e) Aquilegia vulgaris.
f) Dianthus carthusianorum.
g) Veronica Chamaedrys.

Höher klimm' ich empor am Kieselbeworfenen Pfade.
Unter mir rollet der Strom, über mir dräuet der Fels.
Lauter klopft mir das Herz. In nächtlicher Tannen Umschattung
Weil' ich erfrischet vom Duft, ruhend auf schwellendem Moos.
Ach, in schau'riger Kluft entfaltet sich ernstere Schönheit,
Tief im wechselnden Grün schimmernden Mooses versenkt!
Zartgestaltete Urne a), was birgst du in bräunlicher Höhlung?
Welchem mächtigen Wink harrest, Verschleierte, du?
„Saamen der Zukunft verbirgt mein festverschloßnes Gehäuse.
„Also umschließet auch dichteinstens die bergende Gruft.
„Nur dem Wink der Natur entflieht die deckende Hülle.
„Hebe mit frevelnder Hand nicht den Schleyer mir auf!"

O Symbol der Natur! ich weil' in staunender Ehrfurcht
Und mit sinnendem Geist, Pflanze der Ahndung bey dir!
Berg', o berge den Staub in zartgestalteter Urne,
Bis ihn die Stimme des Lichts freundlich zum Leben erweckt!

Rom im Decemb. 1795.

Sofie Brun,
geborne Münter.

a) Lycopodium selago.

4.

An den jungen Herrn von **

als er den Verfasser um ein Mittel alt zu werden gebeten hatte.

Sich freun, daß man ein Mensch itzt erst geboren ist,
Und nicht vordem, als noch der Christ
Dem Christen hohe Scheiterhaufen
Errichtete, man noch den frommen Eifer sah,
Dann, wenn ein Widerruf der Meinung nicht geschah,
Holz tragend unter'm Arm, hin zu dem Feuer laufen,
Das einen Ketzer zu verzehren
Hoch aufschlug! Nicht zur Zeit, in welcher steif und fest,
Daß ihre Weiber Hexen wären,
Die Männer glaubten, und ein Fest
Der Themis-Priester war, wenn sie die Straf' erkannten,
Und alte Hexen gern und junge nicht verbrannten!

Und nicht in der, in welcher die Gewalt
Der rohen, alten, teutschen Ritter
In trauriger Gestalt,
Urplötzlich, wie ein Blitz in einem Ungewitter,
Den Wand'rer überfiel, und hin
Zu ihrer Herzenskönigin

Aufs Raubschloß schleppte; nicht in der,
In welcher noch der wilde Bär
Im Walde Herr war, und umher
Die stillen Gegenden sofort zu lauten machte;
Damals als unser Feld dem Waller noch nicht lachte,
Noch unsre Grazien wie griechische nicht tanzten,
Noch unsre Gärtner nicht der Liebe Myrten pflanzten.

In einem nächsten Lorberhain,
Oft zu den Musen gehn, in hellstem Sonnenschein;
Glück suchen alle Tag' in allen Morgenstunden,
Und hat man's oft gesucht, und nur in sich gefunden,
Sich seiner alle Tag' am Abend hoch erfreun,
Und keines andern Neider seyn!

Sein Leben sich allein zum Nutzen und Vergnügen
Nicht leben, denken oft: der brave teutsche Mann
Muß nicht auf einem Sofa liegen,
Muß munter seyn, muß thun so viel er immer kann;
Muß einig seyn mit sich, mehr als mit irgend Einem;
Muß keinem! keinem!
Nachstehen woll'n an gutem Willen,
Des Bürgers Pflichten gern erfüllen,
Und die des Menschen! Sich in seine Tugend hüllen,
Wenn gegen Unrecht, Trug und List
Gerechte Klagen und Beschwerden
Nichts fruchten! Junger Mann! das ist
Ein Mittel alt zu werden!

Gl.

5.

An unsre teutschen Edelleute

bey gewissem Anlaß zu Frankfurth am Mayn,

den 20. Aug. 1792.

Sind unsre Fürsten, was wir wollen
Daß sie seyn sollen?
Nicht alles! Sind sie nicht im teutschen Vaterlande
Heroen an Verstande,
Nicht Mark-Aurel? — Ihr Herrn, wer hat denn Schuld daran?
Ihr habt die Schuld allein! Ihr gebt den Mann,
Der sie zum hohen Felsentempel
Der Weisheit führen soll, als Lehrer, als Exempel,
Als Held in Sittlichkeit, in Großmuth und Geduld.
Wir andern haben keine Schuld,
Und können keine haben,
Weil uns und unsern Geistesgaben,
Vermuthlich wohl, ihr Herrn, auf Antrag eurer List,
Der Hof verboten ist.

Gl.

6.

Die Freyheit.

Fortuna's Tochter und des Diespiter,
Kam sie zu Hella's schwimmenden Fluren erst;
Da weilte sie so gern, bis Roma's
Thronende Hügel und Stolz ihr winkten.

Da saß sie kühn als Weltenbezwingerin —
Verscheucht von Lastern sank sie verirrten Flugs
Hin, wo Thuiskons Eichenschatten
Noch der geheiligten Echo lauschen.

Und hier gebar sie Töchter — und schwand dem Raub.
Die schönste führt' auf Galliens junges Feld,
Von Völkerstimmen froh durchflügelt,
Edlere Franken — und starb den Frühtod.

Mit Angeln brach durch Wogen die Andre hin.
Die Dritte schuf Bataviens Sumpf zur Au.
Auf hehre Alpen zog die Vierte;
Schweden und Polen durchflog die Letzte.

Die stille Tochter schmückte Brittania's
Erhöhtes Eiland; aber ein Zwillingspaar

Gebar sie dort; das sanft're Mädchen
Schwamm und erreichte des Westes Arme.

Meerüber sprang das jüngst' und unbändigste,
Gekos't vom eitlen Genius Galliens.
Dort goß es frech den süßen Gift, in
Buhlende Sinne, berauscht und herzlos.

Und bald entsprang der Jakobinismus ihr,
Der Unschuld Mörder, Schauder der Tugend, der
Nur Zepter gern in Bettelstäbe
Wandelt, und Länder in blut'ge Meere.

Noch unerzogen tändelt sein Schwesterchen,
Genährt von Zwietracht, lasterumtönet; noch
Unreif zum Arm des hohen Glücks, am
Winkenden Ziele der schöneren Menschheit! —

O Hochbeglückte! Himmelentschwebete!
Geliebt're Mutter! — Ewig verjüngte Du!
Blick nieder — Teut's Flur weihet dir noch
Heilige Flammen, verstreut und einsam.

G....g.

VII.

Neueste schöne Litteratur.

1. Die Musen-Allmanache.

(Beschluß.)

Mit dem besten Willen von der Welt kann man nicht immer was man will. Die Richtung unserer Thätigkeit, so wie ihre Unterbrechung, hängt von tausend äussern Umständen ab, über welche man nicht immer Herr werden kann — Die Zeit, die dem Müßigen so lange däucht, ist dem Vielbeschäftigten immer zu kurz — Das minder erhebliche muß so oft dem wichtigern, das unaufschiebliche dem weniger dringenden, das was wir gerade itzt aus Neigung thun möchten, oder wozu wir uns gerade itzt aufgelegt fühlen, den Foderungen der Pflicht oder den Ansprüchen der gesellschaftlichen Verhältnisse, die eine so reiche Quelle von quasi-Pflichten sind, nachgesetzt werden — Dieser verlohrne Moment kommt oft lange nicht wieder — wir finden uns in einen ganz andern Kreis von Vorstellungen fortgerückt — andere Gegenstände sind uns indessen interessanter geworden, und wenn wir zu denen, von welchen wir durch irgend eine dieser zufälligen Ursachen abgerufen wurden, nach Wochen oder Monathen wieder zurükkehren, fehlt es uns eben so sehr an der innerlichen

thig

Stimmung, die zur Vollendung des Angefangenen nöthig wäre, als an Zeit, uns wieder in diese Stimmung zu setzen.

Ich habe mich im ganzen Lauf meines schriftstellerischen Lebens so oft in allen diesen Fällen befunden, daß ich es mir kaum selbst verzeihen kann, wenn ich die Maxime, mich zu keiner Art von literarischen Arbeiten auf irgend eine bestimmte Zeit anheischig zu machen, — die das Resultat so vielfältiger Erfahrungen ist, — jemahls wieder aus den Augen verliere; — was wohl kein Mensch weniger thun sollte, als einer, der in Beschäftigungen dieser Art so sehr von Stimmung, Laune, Zufall, und der Himmel weiß welchen Einflüssen guter und böser Dämonen abhängt, als — *hic homo.* Ich schäme mich, daß ich meine Leser und mich selbst schon vier bis fünf Monate mit einer Recension oder vielmehr dem Versprechen einer Recension der dießjährigen Musen-Allmanache herumschleppe, und doch bis auf diesen 14ten Tag des Aprils nicht weiter als bis zum Vossischen gekommen, ja sogar mit diesem nicht einmahl fertig bin. — Es ist wahrlich Zeit, dieser Ungebühr endlich ein Ende zu machen, und diesen Artikel lieber abzubrechen, als vielleicht Schuld daran zu seyn, daß die Unlust der Leser an einer so oft weggelegten und wieder aufgenommenen Recension sich endlich auch über die inzwischen meist verdufteten und schon wieder von neuen verdrängten Blumen selbst ergieße. Was kann am Ende auch dem Publikum an meinem

Ur-

Urtheil liegen? Zumahl da ich mich selbst nicht von der Schwachheit frey sprechen kann, daß der erste Eindruck von Wohlgefallen oder Mißfallen, den jedes kleine oder große poetische Natur- oder Kunstprodukt in mir erregt, mein Urtheil zu bestechen pflegt, und mich, sonderlich im ersten Fall, wider Willen geneigt macht, die Flecken und Mängel eines solchen Werkes oder Werkleins entweder gar zu übersehen, oder nachsichtlicher als einem strengen Kunstrichter zukommt, zu behandeln, ja wohl gar (was doch ziemlich selten seyn mag) wie Cicero von dem Dichter Alkaios sagt, den *naevum in puero* für ein *lumen* anzusehen. — Ich hoffe also, aus allen diesen Betrachtungen, leicht Verzeihung zu erhalten, wenn ich mich in dem, was ich noch über den Vossischen und zwey oder drey andere poetische Allmanache zu sagen habe, so kurz als möglich fasse, und von andern, die ich nicht kenne, weil ich keine Gelegenheit oder Zeit dazu gehabt habe, wie billig gar nichts sage.

Es mag wohl eine ganz richtige Maxime seyn, daß, wer nicht zu tadeln verstehe, auch nicht loben könne; aber ich denke nicht daß man daraus die Folgen ziehen dürfe: wer etwas lobt oder gut heißt, müsse nun, um seine Unpartheilichkeit und Kennerschaft zu dokumentieren, auch immer dies und das daran zu tadeln finden. Mich dünkt schon mehr als einmahl bemerkt zu haben, daß es Recensenten von Profession mit dieser Maxime zuweilen geht, wie dem Matthiastag im Kalender, von welchem

die

die alte Bauern-Regel sagt: Mattheis bricht Eis: findt er keins, so macht er eins. — Indessen hat mich die Besorgniß, ein kritischer Mattheis dieses Schlages zu seyn oder zu scheinen, selten abgehalten, an lobenswürdigen Werken zu tadeln was mir tadelswürdig vorkam — und wenn mein Tadel meistens mikrologisch ist, und Kleinigkeiten betrift, die einem schönen Werk an seinem Werthe wenig oder nichts benehmen, so kommt es bloß daher, weil ich an einem solchen nichts wichtigeres auszusetzen finde, aber eben darum, weil mir das Ganze gefällt oder lieb ist, es auch von den kleinsten Flecken frey zu sehen wünsche. Von Werken, worin mir zwar einzelne Stücke oder Stellen lobenswerth, vielleicht gar bewunderswürdig scheinen, die mir aber im Ganzen mißfallen, d. i. deren Ganzes sich mit meinem Ideal von dem was ein vortrefliches Werk in dieser Art seyn soll, nicht vertragen will, von solchen schweige ich lieber gar: denn ich schließe in diesem Falle, daß ich mit dem Schöpfer eines solchen Werkes zu wenig gemein habe, um auf das Recht öffentlich über ihn oder sein Werk zu stimmen, Anspruch machen zu können. Denn entweder ist das Verdammungsurtheil, das mein ästhetischer Sinn (als der Richter in mir) in der Stille über sein Werk ausspricht, richtig oder nicht. Ist es unrichtig, so kann dessen Bekanntmachung zu nichts dienen, als mich selbst ohne Noth und Nutzen in der Meynung der richtig urtheilenden herabzusetzen; ist es richtig, so ist es dem getadelten unnütz. Denn ein Dichter, der sich

selbst

selbst über einen so wesentlichen Punkt, als die Frage ist, ob das Werk seines Geistes ein wahres und schönes Ganzes sey oder nicht, betrügen kann, ist meistens ein verschrobener und sehr wahrscheinlich ein unheilbarer Kopf. Daß es mit bestellten und besoldeten Kunstrichtern, denen es von Ammts wegen obliegt, die kritische Justiz auf unserm Parnaß zu handhaben, eine andere Bewandtniß habe, bescheide ich mich sehr gern. Diese mögen immer berechtigt seyn, oder sich gar verpflichtet glauben, einen unheilbaren Sünder, wiewohl die Strafe ihm selbst nichts helfen kann, andern zum warnenden Beyspiel abzuthun. Aber wer bloß gelegenheitlich, zwar als ein Kunstverwandter aber zugleich als Freywilliger, über andrer Leute Werke urtheilt, kann sich wohl so enge Schranken setzen als ihm beliebt.

Also nur noch etliche Worte zum Vossischen Musenallmanach. Ich ehre jeden neuen Versuch, den ein Mann von Genie, Geschmack und ächter Gelehrsamkeit macht, um gegen Schwierigkeiten, von welcher Art sie seyn mögen, anzukämpfen, durch deren Hebung die Vollkommenheit unsrer Sprache und ihre möglichste Tauglichkeit zu jedem Gebrauch, welchen Beredsamkeit, Dichtkunst und Gesang von einer Sprache nur immer zu machen verlangen können, gewinnet. Ich rechne hieher Versuche in schweren und in unserer Sprache noch wenig oder gar nicht gewagten lyrischen Versarten, dergleichen die Vossische Ode, die erneute Menschheit (S. 12.) aufstellt,

wo

wo der in jeder Strofe in drey auf einander folgenden Zeilen dem Daktylus vorgehende Spondeus, in unsrer an Spondeen sehr armen Sprache in der That dem Dichter nicht wenig zu schaffen gemacht haben mag, aber auch zu einem Beyspiel dient, wie man durch eine geschickte Stellung der Worte und gehörigen Gebrauch einsylbiger langer Wörter den Mangel an eigentlichen Spondeen ersetzen könne. Indessen möchte ich doch fragen, ob es nicht bey dieser Versart nöthig wäre, sich vor solchen Wörtern zu hüten, bey welchen die Skansion, (wenn sie nehmlich als Spondeen skandiert werden) mit der gewöhnlichen Akcentuazion in einen dem Ohr auffallenden Konflikt geräth. Ich habe dies in dieser aus 15 Strofen bestehenden Ode neunmahl wahrgenommen. Wenn ich z. B. den Vers,

Stille | herrsch', An|dacht und der | Seel' Er|hebung

skandiere, so wird es jedem Ohre so tönen, als ob der Akcent im Worte Andacht auf der zweyten Sylbe stehe, da er doch auf der ersten ruht, und daher kein Dichter Bedenken tragen wird, das Wort Andacht (wiewohl es nach den Gesetzen der griechischen Prosodie ein Spondeus ist) für einen Trochäen zu gebrauchen. Eben dies gilt von Abglanz in der 5ten Str.

Dich al|lein, Ab|glanz von der|Gottheit Urlicht.

Füllte das Wort Abglanz eine ganze spondeische Region aus, so hätte das Ohr nichts dagegen einzuwenden: da aber die erste Sylbe die Hälfte des Spondeus, und die zweyte die lange Sylbe des Daktylus ausmachen muß, so fällt der durch die Skansion auf Glanz gelegte Druck nothwendig auf. Mit aufwärts in der 6ten, mit abwehrt in der 9ten, wahrnimmt in der

10ten, siegreich in der 11ten, fortglimmt, roth wird und ausgießt in der 14ten, und Schönheit in der 15ten Strofe, ist eben das der Fall, da alle diese Wörter von jeher in trochäischen Gedichten als Trochäen gebraucht worden sind, ohne daß ein teutsches Ohr (weil es daran gewöhnt ist, in jedem zweysylbigen Worte, wie vollgepfropft es auch mit Konsonanten seyn mag, die zweyte Sylbe für kurz gelten zu lassen, wenn die erste den Akcent hat, und umgekehrt) im geringsten dadurch beleidiget würde. „Desto schlimmer für die teutschen Ohren!„ wird man sagen. Aber es ist nun einmahl so, und ist immer so gewesen; der Sprachgebrauch entscheidet, und ich sehe nicht, wie man hoffen könnte, Wörter, die vermöge desselben für Trochäen gelten, zu Spondeen zu machen, weil sie nach der griechischen und lateinischen Prosodie Spondeen sind.

Wer in Reimen dichtet, soll sich billig befleissen so rein als möglich zu reimen. Ich verstehe unter möglich nicht bequem, sondern, was sich in einer so reimarmen Sprache wie die unsrige erreichen läßt, ohne daß man genöthigt wird, dem Reim alles aufzuopfern. Auch hierin entscheidet, denke ich, der allgemeine Gebrauch unsrer korrektesten reimenden Dichter, z. B. eines Hagedorn, Gellert, Utz, J. A. Cramer, Schlegel, Zachariä, u. a. sicherer als Regeln, woran es uns ohnehin noch fehlt. Haupt und belaubt, nützen und besitzen, kann und an, ein und erfreun, und eine Menge ähnlicher Reime, haben durch lange und allgemeine Gewohnheit ein unverlierbares Recht erhalten, den reinsten Reimen gleich gehalten zu werden. Der Analogie gemäß werden wir auch wohl Gärtchen und Oertchen, auch und Brauch, Fleiß und Schweiß, und dergl. gelten lassen müssen. Aber ch, g und k für reimende Konsonanten gelten zu lassen und Buch mit schlug, oder Druck mit genug, Burg mit durch

zusam-

zusammen zu reimen, ist eben so fehlerhaft als wenn ein Wiener Sonne auf Bohne reimt, weil er Sonne beynahe wie Sohne ausspricht. Eben so wenig kann große auf lose, Greu'l auf Heil, Noth auf Gott, Gesang (weil man in einigen Niedersächsischen Provinzen Gesank ausspricht) auf Trank, Dank auf Drang, schimpfen auf Nymfen, Pfad auf Statt, Kritiker auf vorher, voll auf Wohl, Fuß auf Entschluß, u. dergl. in schönen, zumahl in kleinen Gedichten, wo das fas est obrepere somnum nicht gelten kann, *) geduldet werden. Ich wünschte daher keine Reime dieser Art in dem V. Mus. Allmanach gefunden zu haben.

Ein Triolet ist freylich nur eine Tändeley; aber wenn man nun einmahl auf diese Art tändeln will, so sollte das, was man für ein Triolet giebt, auch ein Triolet seyn. Der König aller Triolets, welchen Hagedorn einst ziemlich glücklich übersetzt hat, ist das Muster, wie ein wohlgemachtes Triolet organisiert seyn muß.

Le premier jour du mois de Mai
Fut le plus beau jour de ma vie;
Le beau dessein que je formai
Le premier jour du mois de Mai!
Je vous vis et je vous aimai.
Si ce dessein vous plut, Silvie,
Le premier jour du mois de Mai
Fut le plus beau jour de ma vie.

In einem Triolet muß der erste Vers in der vierten und in der achten oder lezten Zeile, so wie der zweyte in der achten, ohne Veränderung wieder kommen;

*) Es kann und soll aber auch in großen nicht gelten.

auch muß man ihm, wenn es schön seyn soll, nicht den geringsten Zwang anmerken, und die Refreins müssen sich wie von selbst in einander schlingen. Ob dies alles von dem Triolet an Elisen S. 11. gelte, entscheide der Verf. selbst.

Eben dasselbe ist gegen das sogenannte Sonnet an Amalia M** S. 200. zu erinnern. Es ist alles was man will, nur kein Sonnet. Es besteht zwar auch aus 14 Zeilen, und ist, wie ein Sonnet, in vier und vier, drey und drey einander zusagende Zeilen abgetheilt; aber es hat nur zwey Reime, deren also jeder siebenmahl vorkommt. Ein ächtes Sonnet aber muß, bekanntermaßen, in den ersten vier und vier Zeilen zwey Reime, (deren jeder viermahl, in einer gewissen regelmäßigen Versetzung vorkommen muß) und in den letzten drey und drey Zeilen, entweder drey zweymahl oder zwey dreymahl wiederkommende und von jenen zweyen der 8 ersten Zeilen verschiedene, ebenfalls mit Kunst und gleichförmig durch einander geflochtne Reime haben. S. die Sonnette des Petrarka, die allen spätern zu Modellen gedient haben. Das Sonnet ist, wenn es schön seyn und allen Regeln, die ihm die Italiänischen Kunstrichter vorgeschrieben, ein Genüge thun soll, das schwerste aller poetischen Spielwerke, und noch wenigen in unsrer Sprache gelungen, wiewohl es im vorigen Jahrhundert von den Nachahmern des Marino und Loredano häuffig versucht wurde.

2. Göttingischer Musenalmanach von 1796, herausgegeben von Hrn. D. Karl Reinhard.

Aus einer Menge kleiner Stücke, Lieder, Balladen, Elegien, Madrigale, Sinnschriften und dergleichen,

chen, wo sich unter vielem schönen und gefälligen (wie in solchen Sammlungen fast unvermeidlich ist) auch manches mittelmäßige und unbedeutende eingeschlichen hat, ragen hier einige Gedichte von größerm Umfang und Gehalt hervor, welche dem G. M. Allm. von diesem Jahr einen vorzüglichen Werth ertheilen, — die Nachtfeier der Venus von unserm verewigten Bürger, umgearbeitet und vollendet; der Eremit von Melito von Engelschall, S. 150—172. und die Gebethe von Falk, S. 91—115. Das erste gehört unstreitig unter das Schönste und Vollkommenste was die Dichtkunst in Teutschland aufzuweisen hat. — Es ist, im eigentlichsten Sinne, novem Musis coelatum opus, und es wäre wohl der Mühe werth, durch eine ausführliche Vergleichung dieser Ausgabe von der letzten Hand mit der vorigen, jungen Dichtern (und warum nicht auch manchen alten?) zu zeigen, wie genau ein Mann von Bürgers Genie und feinem Gefühl es mit sich selbst nimmt, wie manchen Flecken er noch wegzuwischen, wie manche zu stark aufgetragene Farbe zu mildern, wie manche kleine Unfüglichkeit im Ausdruck, wie manchen kleinen Mißklang in der Harmonie der Verse, kurz wie viel er in mancherley Rücksichten auch an einem Werke, womit tausend andere völlig zufrieden sind, noch zu verbessern findet, und wie viel dazu gehört, bis er sich selbst nur einiger maßen genug thut und dem unerreichbaren Ideal, das seinem Geiste vorschwebt, so nahe als ihm möglich ist, gekommen zu seyn glaubt. Eine ähnliche Vergleichung mit sich selbst verdient auch die in diesem M. Almanach unter dem Titel Lob der Stadt Berlin. S. 68. eingerückte Rammlerische Ode auf einen Granatapfel ꝛc. an welcher der Dichter, der anstatt limae impatiens zu seyn, eher in den entgegengesetzten Fehler zu fallen scheint, noch so viel verändert und gefeilt hat, daß es, meinem Gefühl nach, sehr problematisch ist, und von unpartheyischen Aristarchen (was kein Dichter sich

selbst ist) genau untersucht zu werden verdiente, ob die ältere Lesart nicht der neuen an manchen Stellen vorzuziehen sey.

Die den Titel die Gebethe an der Stirne führende Satire von Falk ist mir nicht zu lang vorgekommen, wenn der Beurtheiler der neuesten Musenalmanache im Berl. Archiv der Zeit durch die Bemerkung daß sie lang sey, etwa sagen wollte, daß er sie langweilig gefunden, — was doch kaum möglich zu seyn scheint, falls sie einem Leser nicht zur bösen Stunde, und in einer sehr übellaunigen Stimmung in die Hände fällt. Möchten uns doch unsre Musen-Almanache und andre Zeitschriften mit vielen solchen langen Gedichten regalieren! Für mich ist dieser neue Dichter, der sich mit so viel Genie und Feuer, einer so reichen Ader von Witz und Laune, einem so warmen Herzen so vielen Kenntnissen und einem so entschiednen Dichtertalent, der poetischen Satire gewidmet hat, eine desto interessantere Erscheinung, da dieses Fach noch wenig, und, meines Wissens, von keinem besonders dazu ausgerüsteten und durch zweckmäßige Studien dazu bestimmten Dichter bearbeitet worden ist. Auf diesen sind — oder ich müßte mich mächtig irren — die Geister des Aristofanes, Horaz, Lucians, Juvenals und Swifts zugleich mit dem Geiste des Satiren-Mahlers Hogarth, herabgestiegen, um ihn zum Satiren-Dichter einzuweihen. Seiner Tugenden, in dieser Rücksicht, sind viel — und sein größter Fehler (ein Fehler, dem ich jedem jungen Dichter wünschen möchte) besteht, meines Erachtens, darin, daß er im Drang der ihm zuströmenden Bilder und Vorstellungen nicht immer ganz Herr über seine Einbildungskraft zu seyn scheint, und vom Feuer der Begeisterung sich zuweilen (wie in den Helden mehr als einmahl der Fall seyn dürfte) über die Gränzen des Schicklichen fortreissen läßt, oder seinen Hauptgegenstand ganz aus den

Augen

Augen verliert. Dies letztere ist in gegenwärtiger Satire so auffallend, daß man beynahe glauben möchte, sie sey aus zwey verschiedenen Satiren zusammengeschmolzen worden, wovon die erste, die Thorheit der Menschen in ihren Gebethen, bis zu den Versen,

Beth' um ein frommes Herz! das übrige ist wenig,
Ist Seid' und Lumpen nur, nur Bettler oder König,

geht, und die andere mit dem Verse,

Wem gnügt dies? Alt und Jung frönt schnöder Eitelkeit,

sich anfängt und die Eitelkeit, Blindheit und Thorheit der menschlichen Leidenschaften und Bestrebungen zum Gegenstand hat. Aber auch hier wird man bey der, an sich selbst meisterhaften Darstellung des kranken und sterbenden Schwelgers Veit wider Willen an das Horazische Amphora coepit institui, currente rota cur urceus exit? erinnert. Ueberhaupt wird man in diesem Gedichte mehr als einmahl von episodischen Schilderungen (z. B. von König Lear in der stürmischen Nacht, und von Robespierre) überrascht, die man hier nicht erwarten konnte, wiewohl man sich, da sie nun einmahl da sind, gern so überraschen läßt. Diesen allzuraschen Sprung zu einem neuen, nur durch dem Leser unsichtbare Fäden in der Imaginazion des Dichters mit dem vorhergehenden lose zusammenhangenden Bilde, welches sich aber auf einmahl seiner so ganz bemächtigt, daß er Mühe hat sich von ihm loszureissen, — diese lyrische Unordnung, und dieses dithyrambische Feuer, welche, mehr oder weniger in allen Stücken, die ich bisher von diesem so viel versprechenden und bereits so viel leistenden jungen Dichter gesehen habe, herrschen, — wird er wahrscheinlich selbst in kurzer Zeit für das erkennen, was sie in der Satire, und vielleicht in jeder andern

Gattung von Gedichten, auſſer der Pindariſchen Ode und dem Dithyrambus, ſind; und ein immer vertrauterer Umgang mit Horaz, Juvenal und Lucian wird ihn ſein zu groſſes Feuer mäßigen, ſeine Einbildungskraft bändigen, und ohne Nachtheil ihrer Fruchtbarkeit und Lebhaftigkeit mehr Haltung und Einheit in ſeine Kompoſizion bringen lehren.

Der Eremit von Melito, eine Erzählung von Engelſchall. (S. 150 — 172.) iſt gröſtentheils mit Leichtigkeit und Anmuth erzählt, und die Verſifikazion iſt beſonders gut. Die mancherley Zweifel, die beym erſten Leſen dieſes Gedichts über Erfindung, Karakter der Perſonen, Zuſammenhang, Wahrſcheinlichkeit, Schicklichkeit u. ſ. w. vermuthlich jedem Leſer aufſteigen müſſen, verſchwinden auf eine ſehr unerwartete Art auf einmahl, da ſichs aus den vier letzten Verſen ergiebt, daß der einſiedleriſche Ritter Fernando (den der Dichter mit Recht für einen ſehr ſeltſamen Sonderling giebt) alle dieſe ſchönen Abenteuer — nur geträumt hat.

Unter den kleinen Gedichten zeichnen ſich nach meinem Geſchmack die von L. Fernow, Göckings Elegie auf Bürgers Tod, der Eisgang von Conz, das Mädlein im Italiſchen Land von Pape, der Traum auf dem Frauenberge von Juſti und einige Stücke von Klamor Schmidt, Tiedge und dem Herausgeber ſelbſt vorzüglich aus.

Die ſogenannten Sinngedichte machen die ſchwache Seite dieſer Sammlung aus.

Den Einfall, den zwey Reime ſagen,
Nennt Deſpreaux ein Sinngedicht;
Wer wird was nach den Reimen fragen,
Vermißt man nur den Einfall nicht?

ſagt Käſtner, S. 172. — Ich ſetze hinzu: wenn der Einfall gut iſt; was ich von dieſen nicht immer rühmen

men kann. Die mit Haug unterzeichneten und der Entschluß der Nachtvögel S. 42. machen eine Ausnahme. Das Triolet von Reinhard S. 126. ist unverbesserlich; aber das Kolon nach der 6ten Zeile muß in ein Komma verwandelt werden, wenn nicht falsch gelesen werden soll; denn die 7te Zeile muß ohne den geringsten merklichen Absatz auf die 5te und 6te folgen, oder das Triolet verliert von seiner Rundung und Leichtigkeit.

3. Der Kalender der Musen und Grazien,

bey Haude und Spener zu Berlin.

Der Verleger hat nichts gespart, um uns das niedlichste und eleganteste kleine Taschenbuch zu liefern, das jemahls in Teutschland erschienen ist. Die vier Landschäftchen von Lütke sind alles was man anmuthiges in dieser Art sehen kann; und die zu den Gedichten gehörigen, auf darin geschilderte Situazionen sich beziehenden eilf Kupfer, von Chodowiecky gezeichnet, und von Meil, Schadow und Bolt gestochen, machen ihren berühmten Meistern Ehre. Nichts kann zierlicher seyn als der Druck der 91. Gedichte des Hern Pred. F. W. A. Schmidt, welche (ausser dem eigentlichen Kalender) das Wesentliche dieses kleinen Buchs ausmachen. Das, worin, meinem Gefühl nach, der größte Werth und der karakteristische Vorzug dieser Gedichte besteht, ist, daß sie bloße Kinder der Natur und, so wie sie da sind, ohne alle Kunst, aus dem Herzen des Dichters und den Gefühlen des Augenblicks geflossen zu seyn scheinen. Selbst die Leichtigkeit, womit sie größtentheils, wie eine klare Quelle über Blumen, dahin rieseln, hat das Ansehen, nicht die geringste Anstrengung gekostet zu haben, und, so wie die ganze individuelle Gemüthsstimmung und Sinnesart des Dichters, ein bloßes Geschenk

der Natur zu seyn. Ein Dichter dieser Art wird so selten gebohren, und ist für empfängliche, unverkünstelte, auf die reinen, einfältigen Genüsse und Freuden der ländlichen Natur und des häuslichen Lebens (zu ihrem Glück!) beschränkte Seelen so wohlthätig, daß es mich unbillig dünkt, ihm zum Vorwurf zu machen, die Natur so wie er sie fand und sah, geschildert zu haben. Warum sollte er sie nicht gerade so darstellen dürfen, wie sie sich in seiner Seele abspiegelt? Ueberhaupt ist meines Bedünkens die Beurtheilung dieser Gedichte im Berlin. Archiv der Zeit (März 1796. S. 219. u. f.) gar zu streng und einseitig; sie hat die Miene in einer übellaunigen Stimmung geschrieben zu seyn, und zum Beweise brauche ich nur anzuführen, daß der Kunstrichter diesem Dichter, dem (wofern ich anders nicht seit kurzem mit auriculis asini begabt worden bin) es Wenige an Leichtigkeit des Versebaues zuvorthun, das Gegentheil zur Last legt, und nach Aufführung zweyer Stanzen, worin zwey „der" hinter einander wohl das einzige dem Ohre wirklich anstößige sind, ausruft: „haben Sie je härtere Verse gelesen?" — Ich will damit keinesweges gesagt haben, die strenge Kritik des Ungenannten sey durchaus ungegründet, und viele Gedichte des Hrn. S. könnten nicht noch weit schöner seyn als sie sind, wofern er, z. B. die Natur mit Thomsons Augen gesehen und mit Thomsons Geiste geschildert hätte — Aber wenn eine Amsel oder Grasmücke in ihrer Art lieblich singen, warum sollt' ich mich verdrießen lassen, daß sie keine Nachtigallen sind? Indessen wird doch Hr. S. selbst, hoffentlich, in einiger Zeit noch viel an seinen Gesängen zu verbessern und zu polieren finden, und zu diesem Behuf kann ihm ein scharfer Aristarch von gutem Nutzen seyn. In dieser Hoffnung unterschreibe ich beynahe ohne Einschränkung alles, was in der Nachschrift von einer andern Hand, in dem angef. Archiv, über diesen sechsjährigen poetischen Lebenslauf des Hrn.

S.

S. gesagt wird, welchem unstreitig bloß die Musen und Grazien auf dem Titel, und (wie es zu gehen pflegt) gar zu hoch getriebenes Lob bey vielen Lesern von Geschmack nachtheilig gewesen sind.

4. Musen-Almanach von Schiller.

Er erschien unter allen zuletzt; aber von ihm gilt was geschrieben steht: die letzten sollen die ersten seyn. Eine noch strengere Auswahl hätte vielleicht einigen Stücken, die meines Bedünkens die Nachbarschaft der übrigen kaum aushalten können, die Aufnahme versagen sollen. Aber wie sehr verlieren sich diese weniger geruchvolle Blumen unter so vielen schönen und geistvollen! — Da mir der Mangel an Raum keine Ausführlichkeit mehr erlaubt, so begnüge ich mich zu sagen, daß auch mir (wie dem Aristarch im Berlinschen Archiv (am a. O. S. 227.) die mit D. unterzeichneten Stücke, die Parthenope von P. und Conzens Hain der Eumeniden, vorzüglich gefallen. Ich setze hinzu, die mit E. unterzeichneten, den Frühling und das Lieblingsörtchen von einer liebenswürdigen Dichterin, den Weltgeist u. Biondina von Meyer — die Verheissung von Woltmann, Ruhheims Fluren von Kosegarten, und den Metafysiker, den Spruch des Konfucius, und eine Menge kleiner Lieder und Sinngedichte von Schiller und von Göthe. Von dem Frauenlob des erstern und den römischen Epigrammen des andern zu einer andern Zeit ausführlicher. Haugs Laura nach Petrarch macht mich lüstern nach einer mit diesem Geist und dieser Zierlichkeit übersetzten Auswahl der Petrarchischen Sonnette und Kanzonen; und A. W. Schlegels Lieder aus einem ungedruckten Roman, nach dem Roman selbst.

W.

VIII.

Anzeige.

Bey Geßner in Zürich hat seit kurzem eine Biografie des unsterblichen Günstlings der Musen und der Kunst, Salomon Geßners, unter dem einfachen Titel

Salomon Gessner

von

Johann Jakob Hottinger

die Presse verlassen.

Wer sich selbst in seinen Werken unvergängliche Denkmähler errichtet hat, wie Sal. Gesner, bedarf weder steinerner noch papierner; und wie löblich es auch immer ist, wenn die Mitbürger oder andre Zeitgenossen eines solchen Mannes ihr Gefühl seines hohen Werthes und der Ehre, die von ihm auf sein Volk und die Menschheit überhaupt zurückstrahlt, durch öffentliche Aeusserungen dieser Art zu Tage legen: so scheint mir doch die Kälte, welche unsrer Nazion vorgeworfen wurde, so oft die Rede davon war, einem Keppler, Leibnitz, Lessing, oder andern Männern, die in einem sogenannten Nazional-Pantheon in Marmor zu stehen verdienten, da oder dort ein Monument zu errichten, in mancherley Rücksicht, ja schon durch die einzige Betrachtung, daß die Nazion überhaupt, unsrer Verfassung nach, zu wenig dabey interessiert ist, hinlänglich entschuldigt zu werden.

Eine ganz andere Bewandtniß hingegen hat es mit einer zuverlässigen und das, was sie leisten soll, wirklich leistenden Biografie eines großen oder merkwürdigen Mannes. Tausende, denen es sehr gleichgültig ist, ob ihm da oder dort ein Monument, das sie nie sehen wer-

werden, errichtet wird, sind begierig, von seiner Lebensgeschichte, seinem persönlichen Karakter, von dem, was er in den Verhältnissen des gemeinen Lebens, als Mensch, als Bürger, als Hausvater, Freund und Gesellschafter war, vornehmlich aber von den besondern Umständen seiner Entwicklung und Ausbildung, von dem eigenen Wege, auf welchem er das wurde was er war, von den Hindernissen und Schwierigkeiten, die er zu bestreiten hatte, und von den Stufen, worauf er zu dem von ihm erreichten Gipfel emporstieg, — die ausführlichsten Nachrichten zu erhalten. Eine solche Biografie eines Mannes von ungewöhnlichen Vorzügen und Verdiensten ist nicht nur eine der unterhaltendsten Lektüren, sie ist auch eine der lehrreichsten; und wenn derjenige, der sie unternimmt, selbst ein Mann von ausgezeichneten Talenten ist; wenn er ein Zeitgenosse, Mitbürger und Freund des Mannes, den er schildert, war; wenn er nicht nur alle Eigenschaften des Geistes und Herzens, und alle Kenntnisse, die zu einem scharfsichtigen Beobachter, richtigen Beurtheiler und getreuen Darsteller erforderlich sind, in vollem Maße besitzt, sondern auch von denen, welche ihm die besondersten und sichersten Nachrichten geben konnten, möglichst unterstützt worden ist: so giebt es wohl wenig Produkte des menschlichen Geistes, die einer Biografie, welche alles dies in sich vereinigt, an Interesse und Gemeinnützlichkeit den Vorzug streitig machen könnten. Diejenige, die ich hier ankündige, ist in diesem Falle. Schon lange haben die Liebhaber der Werke S. Geßners, d. i. Alles, was in Europa an Geistescultur, Geschmack und Liebe zur Natur und Kunst Anspruch zu machen hat, nach einer solchen Lebensbeschreibung dieses Lieblingsdichters aller gefühlvollen Seelen verlangt. Dieser Wunsch ist nun erfüllt, und ich fürchte nicht zu viel zu thun, wenn ich Hrn. Hottinger für den einzigen Mann halte, der dieser Arbeit gewachsen war. Seine Geßnerische Biografie ist theils als psychologische

Geistes-

Geistesgeschichte des verewigten Dichters und Künstlers, theils als kritische Würdigung und Karakteristik seiner Werke und der verschiedenen Epoken des Geschmacks und der Aufklärung in Helvezien und Teutschland, welche Geßners Laufbahn berührte, ein Meisterwerk, wodurch der Verfasser auch sich selbst ein monumentum aere perennius gestiftet hat; und es würde auch in Rücksicht auf Vortrag, Stil und Sprache unter den Schriften unsrer Zeit, die der klassischen Vollkommenheit nahe kommen, einen Platz verdienen, wenn nicht einige (wiewohl seltne) Helvetismen, als Verlurst, statt Verlust, mundlich statt mündlich, nicht so fast — als vielmehr, statt nicht so wohl — als ꝛc. und ein paar andere solche elegantiae des Zürcher Dialekts, den Lesern in Ober- und Nieder-Teutschland zu einem kleinen Anstoß gereichten. Ausführlicher von diesem Buche zu reden, erlaubt mir izt weder Raum noch Zeit; ich behalte mir aber vor, ein andermahl um so lieber dazu zurück zu kehren, da mein Herz mich zu stark zum Gegenstand desselben hinzieht, um nicht mit Vergnügen und Anmuthung länger dabey zu verweilen. Denn auch ich lebte einst in Arkadia, und hatte das Glück, dessen sich nur wenige noch rühmen können, daß ich bey weitem den größten Theil der Idyllen und übrigen Dichterwerke des liebenswürdigsten meiner Jugendfreunde gleichsam unter meinen Augen entstehen sah.

An der möglichsten typografischen Schönheit dieses Werkes ist, wie billig, nichts gespart worden. Es ist auf das prächtigste Schweizer Velin-Papier mit neugegoßnen Hasischen Lettern in gr 8. gedruckt, und mit einem ungemein ähnlichen von Lips vortreflich gestochnen Bildniß S. Geßners nach einem Originale von Graf, nebst einer niedlichen Titelvignette von Lips geziert, und in allen guten Buchhandlungen Teutschlands um einen Reichsthaler zu haben.

W.

Inhalt.
des ersten Bandes.

Januar.

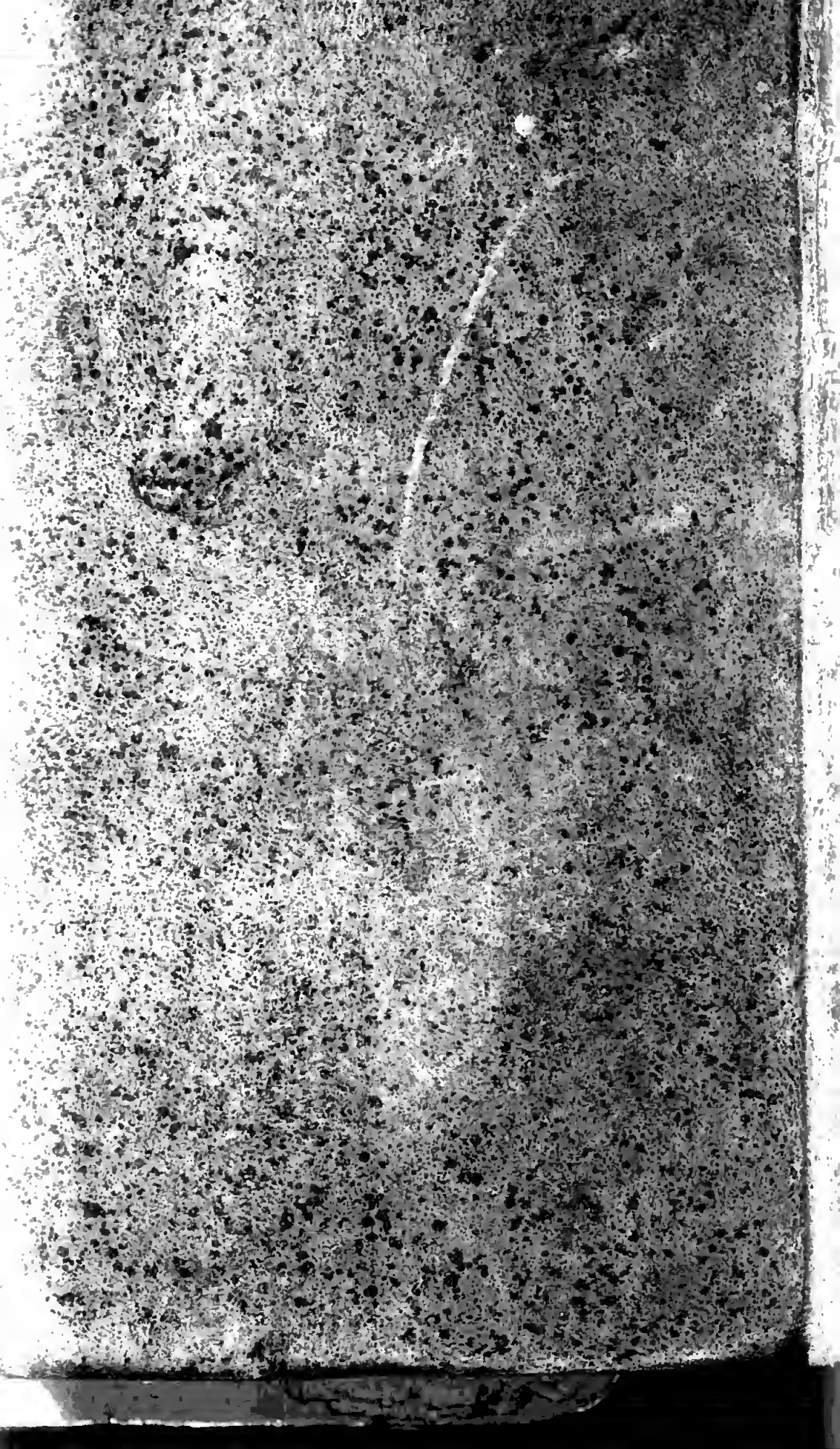
I. Der Teutsche Lovelace. (Fortsetzung) . S. 3
II. Wort und That. . . . . — 15
III. Waren die Frauen in Athen Zuschauerinnen bey den dramatischen Vorstellungen? . — 23
IV. Ein chinesisches Blumenlied vom Herrn Rambra geordnet, nebst ein paar Worten über chinesische Musik und einer Digression über die jetzige Studier-Methode in China. — 47
V. Einige Anmerkungen zu dem Aufsatz über den Schein um den Schatten des Kopfes. . — 63
VI. An Hrn. Rath D. Hufeland in Jena, über dessen Wort im N. T. Merkur 10. St. 1795. — 76
VII. Beylage zu dem V. Artikel im November-stück des T. M. 1795. . . . . — 94
VIII. Einige Bemerkungen über den Aufsatz des Hrn. Ackermann. im 9. St. d. T. M. 95. — 102
IX. Kürzliche Antwort auf die vorstehenden Bemerkungen. . . . . — 107
X. Neueste schöne Litteratur. . . . . — 108

Februar.

I. Die Stände der Menschen. . . . S. 113
II. Ueber die Erfindung des Nilpapyrs und seine Verbreitung in Griechenland. . . — 133
III. Ueber einige große Kleinigkeiten in der teutschen Sprache. . . . . — 148
IV. Fortsetzung der Beyträge zur Geschichte der neuesten Künstler. . . . . — 167
V. Ueber den Hang zum Neuen. . . — 182
VI Darwin's Sinngedicht auf seine Zoonomie. — 199
VII. Glückwunsch zum eigenen Heerd. — 203
VIII. Epistel an meine Kinder, von C. F. Pockels. — 205
IX. Neueste schöne Litteratur. . . — 215
X. Kunst-Anzeige. . . . . — 229

März.

I. Einleitung in eine Reihe von Vorlesungen über Aesthetik, von einer Gesellschaft teutscher Künstler und Kunstfreunde in Rom. S. 233
II. Fortsetzung und Beschluß der Betrachtung über den Hang zum Neuen. — 270
III. Ueber einige große Kleinigkeiten der teutschen Sprache. Beschluß. — 295
IV. Ueber die Erfindung des Nilpapyrs und seine Verbreitung in Griechenland. Beschluß. — 310
V. Einige Zweifel über die in den Wolfischen Prolegomenis zum Homer aufgestellte Hypothese. — 328
VI. Ueber des Herrn v. Birkenstocks Denkschrift auf den Erz-Herzog Alexander Leopold. — 336
VII. Ankündigung des Attischen Museums von Wieland. — 339
VIII. Anzeigen. — 342

April.

I. Ueber die Erniedrigung des Zinsfußes bey öffentlichen Kassen. S. 343
II. Die Helden. — 362
III. Kritische Erläuterung einer Stelle des Petronius. Ein Fragment eines Briefes. — 387
IV. Horazens sechste Satire des zweyten Buchs, übersetzt vom Konrektor Harmsen zu Klausthal. — 402
V. Anfang eines Seetagebuches, mit spätern Zusätzen von einem Teutschen, der mit Mylord Makartney die Gesandtschaftsreise nach China im Jahre 1792 machte. — 411
VI. Gedichte. — 424
VII. Neueste schöne Litteratur. (Beschluß) — 436
VIII. Anzeige. — 452